

**Erfolgsmeldungen: Viktor Giacobbo, Jacqueline Badran, Juan Carlos**

Nummer 17 – 26. April 2012 – 80. Jahrgang  
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.40

# DIE WELTWOCH



## Doris Leuthard: Ausstieg ins Nichts

Porträt einer Bundesrätin, die sich energiepolitisch verrannt hat.  
*Von Alex Reichmuth*

## Kampf um den Finanzplatz

SVP gegen alle: Heftiger Widerstand gegen das Steuerabkommen  
mit Deutschland. *Von Roger Köppel*

  
**ZENITH**  
SWISS WATCH MANUFACTURE  
SINCE 1865

Life is in the movement



EL PRIMERO  
CHRONOMASTER OPEN

[www.zenith-watches.com](http://www.zenith-watches.com)

## Intern

Wer der charmanten Art von Doris Leuthard nicht erliegen will, muss standfest sein. Das realisierte unser Redaktor Alex Reichmuth, als er die Bundesrätin zur Energiewende interviewte. Barvourös lächelt die sympathische CVP-Politikerin die fundiersten Einwände gegen ihre politischen Pläne weg. Widerstand ist schwierig, die Freundlichkeit überwältigend. Der Eindruck aber mag auch täuschen. Wie man hört, ist die Energieministerin zu forschen Interventionen fähig, ja es wird aus dem Bundesamt von «herrischen» bis «arroganten» Auftritten berichtet. Intern gilt die Bundesrätin als durchaus machtbewusst. Momentan muss sie ihr ganzes Talent aufbringen, um die Leute von ihrem Atomausstieg zu überzeugen. Glaubt Sie noch selbst daran? **Seite 24**

Seit einem Monat macht in Italien die Online-Petition «Lombardei zur Schweiz, unterschreib auch du» Furore. Per Mausklick haben bereits 28 000 Personen für den Anschluss an die Eidgenossenschaft votiert. Weshalb hat man in der Lombardei genug von Rom? Kari Kälén hat sich in den sezeptionswilligen Grenzgemeinden Morazzone und Viggiù umgehört. Der Tenor ist einhellig: Tiefere Steuern, eine effizientere Verwaltung und die kulturelle Affinität zum Kanton Tessin treiben die Grenzgemeinden in die Arme der Schweiz. Skeptisch hat sich im Gespräch mit unserem Reporter nur der achtjährige Eduardo De Tomi aus Morazzone geäußert: Er traut der Schweizer Fussballnationalmannschaft nicht über den Weg. **Seite 40**

«Lager 14» gilt als Hölle Nordkoreas. Hier werden politische Gefangene zum Arbeiten und Sterben hingeschickt. Sechs solcher Straflager existieren in Nordkorea. Über ihr Innenleben ist kaum etwas bekannt. Nun hat der amerikanische Journalist Blaine Harden ein Buch vorgelegt, das erstmals Licht ins den Abgrund wirft. «Escape from Camp 14» beschreibt die Leidensgeschichte von Shin Dong-Hyuk. Shin wurde im «Lager 14» geboren. Er lebte zwei Jahrzehnte in Angst, wurde gefoltert. Er ernährte sich von Ratten und Insekten. Er lieferte seine eigene Mutter an ihre Henker aus. Auf abenteuerliche Weise gelang ihm schliesslich die Flucht. Die nüchtern abgefassten Aufzeichnungen liefern einen einzigartigen Einblick in die Grausamkeiten eines Terrorstaates und in die Seele eines indoktrinierten Jungen. Urs Gehrig hat das Buch gelesen und die wichtigsten Passagen protokolliert. **Seite 42**

Als Kulturredaktor Rico Bandle vor zehn Jahren die erste grosse Produktion in Viktor Giacobbos Casinotheater Winterthur besuchte, war er wenig begeistert. Der Reiz, einige TV-



*Eigeninitiative:* Unternehmer Giacobbo.

Berühmtheiten auf der Bühne zu sehen, werde bald erlahmen, dachte er. Er hat sich getäuscht. Das Casinotheater ist zum Epizentrum des Schweizer Humors geworden, zu einem Leuchtturm, der weit über die Landesgrenzen hinausstrahlt. Ausgerechnet der frühere Klassenkämpfer Viktor Giacobbo schaffte es, nicht nur viele hochkarätige Künstler an das Haus zu binden, sondern auch Wirtschaftskapitäne wie Oswald Gröbel oder Fred Kindle für das Projekt zu begeistern. Doch wie funktioniert dieser Betrieb tatsächlich? Wie führt eine Gruppe von Komikern ein Theater, das ohne grosse Subventionen auskommt? **Seite 48**

*Ihre Weltwoche*

## Wann ist es Zeit, an morgen zu denken?

**LGT. Partner für Generationen.**  
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private  
Banking

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrig,

Kari Kälén, Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissing

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lühinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Pearlie Frisch (*Assistentin*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

**Geschäftsführer:** Sandro Rüegger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Stailamedia

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





# Fulvio Pelli

Ein Abschiedsgruss  
an den zurückgetretenen  
Präsidenten der FDP.

Von Roger Köppel

Der eben zurückgetretene FDP-Präsident Fulvio Pelli bleibt eine faszinierende, unergründliche Figur der Politik. Er konnte im persönlichen Gespräch charmant und witzig sein, intelligent ohnehin, aber ich vermute, dass ihm die Last der Parteiführung nicht wirklich Freude machte. Was für ihn sprach: Er war kein Blender, kein charismatischer Menschenfänger, der mit eingebildeten Kompetenzen prahlte. Pelli war liebenswürdig, entgegenkommend, in der Sache trocken bis langweilig, ein intellektueller Stratege, der sich mit der Aura des Schachspielers umgab, seinen Gegnern und Kritikern am liebsten um Züge voraus.

Pelli war kein Mann der markigen Sätze, kein Politiker des Aufruhrs. Er war ein Beruhiger und Besänftiger, der einfühlsame Moderator einer mit sich selber ringenden Partei der vielen Gegensätze. Pelli konnte den Gegensätzen den Anschein der Harmonie und der Geschlossenheit vermitteln. Seine manchmal etwas gequält wirkende Art hing wohl auch damit zusammen, dass der Präsident in freisinnige Abgründe blickte, die er gegenüber dem Publikum geschickt verbarg. Bezeichnend war sein Machtwort, als er die Parteigenossen aufrief, in der Öffentlichkeit keine Auseinandersetzungen mehr auszutragen.

Pellis Maulkorb wurde zum Symbol eines Freisinns, der seine inneren Widersprüche zwischen EU-Anhängern und EU-Skeptikern, zwischen Marktwirtschaftlern und Umverteiltern, zwischen Liberalen und Umweltliberalen, zwischen Wirtschaftsfreisinnigen und Staatsgläubigen nicht mehr überwinden konnte, sondern diplomatisch überklebte. Pelli brachte Ruhe in den Stall, indem er auf Profilierung verzichtete. Dem Tessiner war es wichtiger, sich nach allen Seiten abzugrenzen, als freisinnige Positionen und Begriffe zu entwickeln und durchzusetzen. Dank seinem tänzelnden Balanceakt konnte er sich trotz Wahlniederlagen erstaunlich lange an der Spitze halten.

Er hatte mit Sicherheit den schwierigsten Job: Pelli war der Führer einer unführbaren Partei mit lauter Offizieren, von denen jeder eine ganz andere Auffassung der Kriegsführung und der Kriegsziele hat. Pelli erwies sich als Meister des politischen Spagats, als geschmeidiger Ausgleicher zwischen allen innerparteilichen Fronten. Politisch blieb er vage, weil er vage bleiben musste, um Kon-



«Der Freisinn tanzt wieder.»

flikte und Grabenbrüche zu vermeiden. Seine Reden waren Meisterwerke der Unverbindlichkeit, brillant und humorvoll formuliert, wortreich, vorsätzlich wenig sagend, klug abgezirkelt auf die bedrohlich brodelnde Meinungsvielfalt innerhalb der eigenen Partei.

An Pelli wurde das Problem der FDP sichtbar, die sich in den letzten Jahren in zu viele Richtungen verzweigte. Der «Avvocato» nahm es mit südländischer Gelassenheit, aber Wichtiges ging vergessen: Der Freisinn hat die moderne Schweiz auf der Idee der Freiheit errichtet, misstrauisch gegenüber dem Staat, den er als Ermöglicher, aber eben auch als Zerstörer von Freiheit durchschaute. Nur ein schlanker,

## Seine Reden waren Meisterwerke der Unverbindlichkeit, brillant und humorvoll formuliert.

auf seine Kernfunktionen beschränkter, starker Staat – so die geniale Einsicht der alten Liberalen – kann einem von Natur aus armen Land wie der Schweiz auf Dauer Wohlstand sichern. Wird der Staat zu gross, zu teuer und zu mächtig, gehen Freiheit und Wohlstand unter.

Es ist ein Irrtum, die alten Freisinnigen als staatstragende und damit als staatsnahe oder gar staatsgläubige Partei zu deuten. Die Freisinnigen waren eine freiheitliche Partei, die den Staat nicht als Selbstzweck, sondern als Instrument zur Verwirklichung ihrer freiheitlichen Grundwerte bauten. Notfalls musste die Freiheit gegen den Staat erkämpft werden: «Mehr Freiheit und Eigenverantwortung, weniger Staat», lautete die erfolgreiche FDP-Parole bis in die achtziger Jahre. Der Freisinn war staatstragend nur in Bezug auf einen Staat, der möglichst wenig Staat und möglichst viel

Freiheit produzierte, durch direkte Demokratie, Föderalismus und Neutralität. Der legendäre freisinnige NZZ-Chefredaktor Willy Bretscher formulierte es so: «Die Schweiz ist eine liberale Demokratie. Sie hat sich ihre auf den Gedanken der Volksherrschaft gegründete Staatsordnung aus dem urwüchsigen Freiheitsgeist ihrer Bürger und aus der Erkenntnis ihrer eigenen Lebensnotwendigkeit heraus gegeben.»

Pelli bezeichnete sich stets als liberal, aber er war nicht liberal im geschilderten Sinn. In seinem letzten Interview mit dem *Tages-Anzeiger* schimmerte die wirkliche Haltung durch. Der gegenüber Journalisten oft leicht beleidigt wirkende Tessiner schmähte den alten FDP-Schlachtruf nach «weniger Staat» als «Slogan der Vergangenheit». Womit er unfreiwillig das Hauptproblem des heutigen Freisinns beschrieb: Die FDP steht heute nicht mehr dem Staat, sondern sie steht der Staatsskepsis skeptisch gegenüber. Warum? Wohl auch deshalb, weil der Staat zu einem natürlichen Biotop der FDP geworden ist mit ihren zahllosen Vertretern in Exekutiven und Verwaltungen.

Pelli war ein Meister der Abgrenzung. Er konnte trefflich definieren, was seine FDP nicht war. Pelli aber hatte Schwächen, wenn es darum ging, seine Leute unbesehen der Konkurrenz auf eine Linie einzuschwören. Ein aktuelles Beispiel: Beim Atomausstieg marschierte die FDP kopflos mit, dann hagelte es Proteste aus der FDP-nahen Industrie, schliesslich rang sich der Pelli-Freisinn im Parlament zur Stimmenthaltung durch. Stimmenthaltung in einer industriepolitischen Schicksalsfrage! Heute ist unklar, wohin der Freisinn energiepolitisch navigiert.

Der neue Präsident Philipp Müller – ein beherzter Liberaler, der vieles richtig sieht und den die Medien bereits auf Vorrat bejubeln – wird nicht darum herumkommen, die Unschärfepolitik seines Vorgängers aufzugeben und Farbe zu bekennen. Was will die FDP? Mehr Annäherung an Europa oder mehr Unabhängigkeit? Mehr EU-Bilateralismus oder mehr Souveränität und Eigenverantwortung für die Schweiz? Mehr Macht für den Staat oder mehr Macht für die Bürger? Mehr Staat oder mehr Freiheit? Es sind die alten Fragen.

Müller gehört als Aussenseiter nicht zu den Establishment-Freisinnigen, und anders als Pelli, dessen Gegenteil er in vielerlei Hinsicht ist, scheut er nicht den klaren Positionsbezug. Noch aber ist offen, ob die Partei wirklich einen Anti-Pelli mit allen Nebenwirkungen haben will (Debatte, Streit, Parteiaustritte, «Mais»). Pelli hielt durch, weil er über den Gegensätzen schwebte. Müller wird sich stärker an der Partei reiben und sie sich an ihm. Als die FDP vor ein paar Wochen in Olten einen «Tag der Freiheit» zelebrierte, gaben fast ausnahmslos linksfreisinnige Etatisten den Ton an. Der *Blick* jubelte: «Der Freisinn tanzt wieder.» Das kann nicht Müllers Weg sein.



«Wirbelwind»: SP-Politikerin Badran. Seite 36



Auf Elefantenjagd: König Juan Carlos. Seite 52



Mit Herzblut: Bundesrätin Leuthard. Seite 24



Tortur in Nordkorea: Ex-Häftling Shin. Seite 42

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

#### 11 Kommentar Hollande und die Schweiz

##### 11 Im Auge Matthieu Pigasse, Wahlhelfer

##### 12 Finanzen Geldversprechen an den IWF

##### 13 Personenkontrolle Annan, Ziegler, Roth-Bernasconi etc.

##### 13 Nachruf Ludwig Werner Munzinger, Archivar

### 14 Kampf um den Finanzplatz

Die SVP kämpft gegen das Steuerabkommen mit Deutschland

##### 17 Freizügigkeit Die Wirkung der Ventilklausel ist minim

##### 18 Die Deutschen Ergebnis der Islamkonferenz

##### 18 Wirtschaft Die Ventilklausel als Denkanstoss

##### 19 Ausland Skandalträchtige Führung Chinas

##### 20 Mörgeli Geschwätz von gestern, Geschwätz von heute

##### 20 Bodenmann D wie Doris und Dialektik

##### 20 Medien Es gibt nur zwei Grossverleger im Land

##### 21 Kostenkontrolle 400 000 Franken für einen Tanzpreis

##### 22 Leserbrief / Darf man das?

## Hintergrund

### 24 Doris Leuthard: Ausstieg ins Nichts

Die Bundesrätin hat sich energiepolitisch verrannt

##### 25 Bundesrat Mit Herzblut für die Energiewende

##### 27 Kernenergie Überreaktion in Tschernobyl

### 28 Dorfgespräch in Eritrea

Die Zahl der Asylgesuche aus Eritrea steigt unaufhörlich

### 30 Rote Grüne und rechte Geister

Die Grünen bleiben links – das war nicht immer so

##### 32 Justiz Beziehungen zwischen Geschwistern sind strafbar

##### 33 SNB Nichts Neues mit Bankratspräsident Jean Studer

### 34 Lizenz zum Gelddrucken

Die Zürcher Orell Füssli und die Schweizer Banknoten

### 36 Vom «Züriberg» in den «Chreis Cheib»

Die Zürcher SP-Nationalrätin Jacqueline Badran polarisiert

##### 39 Zeitarbeit Kritik am neuen Gesamtarbeitsvertrag (GAV)

### 40 Schweiz, wir kommen

Soll die Lombardei der Schweiz beitreten?

### 42 Dunkelster Flecken Erde

Bericht aus den Konzentrationslagern in Nordkorea

### 46 Gaddafis lange Schatten

Ehemalige Söldner rufen in Mali einen neuen Staat aus

### 48 Eine ernsthafte Angelegenheit

Viktor Giacobbos Epizentrum des Schweizer Humors

##### 50 Komiker Lachen verbindet – Auslachen auch

### 52 Don Juan Carlos

Liebesleben und Jagdtrieb des spanischen Königs

##### 54 Studien Amüsantes zum Thema Sex und Beziehungen

##### 55 «Macho-Mamas» Replik der Buchautorinnen





«Ich will schreibend untergehen»: Schriftsteller Paul Nizon. Seite 56

## Interview

### 56 «Ausschlüpfen des Barbaren»

Frauen brachten ihn fast um den Verstand. Max Frisch beneidete ihn. Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld sprang er an die Gurgel. Zu Besuch beim grossen Schweizer Schriftsteller Paul Nizon

## Stil & Kultur

### 60 Stil & Kultur «Pina – Der Film und die Tänzer»

### 62 Bestseller

### 62 Paris, Wien – alle Welt

Philippe Jordan ist der erfolgreichste Schweizer Klassik-Export. Im Mai dirigiert er fünf Mal in der Schweiz

### 64 Ein Graf aus Transsilvanien

Eine literarische Wiederentdeckung: Miklós Bánffy's Abgesang auf die Donaumonarchie

### 65 Jazz Billy Hart, Ethan Iverson, Mark Turner, Ben Street

### 66 Top 10

### 66 Kino «My Week with Marilyn»

### 67 Fernseh-Kritik Lanz und die Lagerfeld-Challenge

### 68 Namen Schönheitschirurgen und Kunstfreunde

### 69 MvH Mein SOS

### 69 Gesellschaft Rucksack-Kinder

### 70 Die Besten Im Sommer macht es Pop

### 71 Thiel Im Paradies ist die Hölle los

### 71 Wein Puligny-Montrachet Les Enseigères 2008

### 73 Auto Infiniti M30d S Premium

### 74 Hochzeit Michaela Grupe und Mark Wallasch

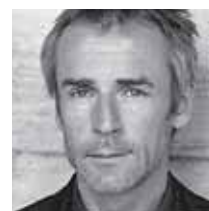
## Autoren in dieser Ausgabe

### Walter Rüegg



Walter Rüegg ist Kernphysiker und hat sich viele Jahre lang als Chefphysiker in der Schweizer Armee intensiv mit Nuklearkraft und Radioaktivität befasst. In seinem Beitrag kritisiert er den übertriebenen Aufwand beim Bau einer neuen Schutzhülle am Havarie-Reaktor in Tschernobyl. Seite 27

### Sven Michaelsen



Sven Michaelsen war zwanzig Jahre lang Reporter und Autor beim *Stern* und hat sich als Interviewer von prominenten Persönlichkeiten einen Namen gemacht. Für die *Weltwoche* befragte er den in Paris lebenden Schriftsteller Paul Nizon über sein Leben und das Älterwerden. Seite 56

## Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.  
[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

**DIE WELTWOCH**

# Exodus der Milliardäre

Von Stefan Brändle — Frankreich zieht die Steuerschraube an. Würde François Hollande neuer Präsident, stiege der Druck auf das Bankgeheimnis beträchtlich.



«Ich mag die Reichen nicht»: Sozialist Hollande.

Welche Folgen hätte die Wahl des Sozialisten Hollande für die Schweiz? Auf den ersten Blick wären sie gering: Schon die aktuelle Rechtsregierung in Paris lehnte den Abschluss eines Steuerabkommens mit Bern prinzipiell ab, und die Linke dürfte bei dieser Linie bleiben.

Generell dürfte aber bald ein schärferer Wind aus Paris – und damit indirekt auch aus Brüssel – wehen, wenn der Umfragefavorit im Mai ins Elysée einziehen sollte. Schon im aktuellen Präsidentschaftswahlkampf wogte die Stimmungsmache gegen Steuerexilanten in der Schweiz. Der «Linken»-Kandidat Jean-Luc Mélenchon erklärte am Westschweizer Fernsehen rundheraus, er wolle ihnen «die Taschen leeren». Hollande («Ich mag die Reichen nicht») müsste in seiner Regierung Rücksicht auf Mélenchon nehmen, der im ersten Wahlgang 11 Prozent der Stimmen erhielt, gegenüber 29 Prozent für Hollande. Das populäre Thema der Kapitalflucht ist einer der wenigen Aspekte der Wirtschafts- und Budgetpolitik, wo Hollande politischen Spielraum hätte.

An sich eher ein Realo-Sozialist, erklärte Hollande im Wahlkampf, er wolle wohlhabende Franzosen «in Belgien, der Schweiz und Luxemburg» mit einer neuen Steuer belegen. In diesen Ländern wohnhafte Landsleute müssten also einen Teil ihres Vermögens in ihrem

Heimatland versteuern. Wie weit dies mit bilateralen und EU-Steuerregeln vereinbar wäre, kümmert Hollande nicht. Schleierhaft ist, warum er gerade diese drei Kleinstaaten erwähnte: In Luxemburg deponieren die Franzosen zum Beispiel weniger Geld als auf den britischen Kanalinseln. Und laut Pariser Fiskalanwälten würden die Steuerexilanten einfach in Finanzplätze wie Singapur abwandern. Dort könnte Paris nicht einmal gutnachbarschaftlichen Druck machen wie gegen die Schweiz.

## Bis zu 75 Prozent Steuern

Hollande steht mit diesem Vorschlag nicht allein da. Er kupferte ihn im Gegenteil weitgehend seinem Rivalen Nicolas Sarkozy ab, der vor ihm Steuer-Auswanderer als «schlechte Patrioten» bezeichnet und mit einer Sondersteuer bedroht hatte – obwohl er früher als Geschäftsanwalt selber prominente Franzosen wie den Tennis-Crack Henri Leconte an Genfer Banken vermittelte. Experten veranschlagen den Ertrag einer solchen Abgabe für Frankreich auf maximal 500 Millionen Euro im Jahr. Das wäre ein Bruchteil der gesamten Steuerflucht. Und da ihre tiefere Ursache in der hohen französischen Steuer- und Abgabequote von 45 Prozent – 10 Prozent mehr als der OECD-Schnitt – liegt, würde der Kapitalab-

»» Fortsetzung auf Seite 12

# Punker und Banquier



Matthieu Pigasse, Wahlhelfer.

Wird einer, dem nichts gehört, der nichts sammelt und nichts besitzt, kein Haus, nicht mal ein Auto, wie er dem Magazin *Forbes* verriet, wird so einer Finanzminister, wenn Frankreichs nächster Präsident François Hollande heisst? Matthieu Pigasse, 43, hat zweifellos diesen Ehrgeiz und die Chance, es zu werden. Er gehört zum engsten Beraterkreis des Erstrundensiegers und ist vorderhand noch CEO der renommierten Bank Lazard. Ein linker Banquier – ein Widerspruch? Pigasse ist nicht nur erklärter Sozialist, sondern auch leidenschaftlicher Punker. Vor drei Jahren kaufte er sich die Postille *Les Inrocks*. Punk, sagt er, sei auch eine Philosophie: «No fears, no limits», wer keine Angst kennt, kennt auch keine Grenzen.

Matthieu Pigasse stammt aus einer Journalistenfamilie (Vater, Onkel, Bruder, Schwester und mehrere Cousins schreiben), also lag es auf der Hand, das Überlebenskonzept für das serbelnde regierungskritische Intelligenzblatt *Le Monde* zu entwerfen und selber mit zwanzig Prozent einzusteigen, womit er den Hass Sarkozys auf sich zog.

Sein Rettersyndrom funktioniert auch im Grossen und Ganzen: Er half mit, Argentinien zu sanieren, ordnete die Staatsfinanzen des Irak und war zuletzt daran beteiligt, Griechenland aus dem Koma zu holen. Und vielleicht ruft bald das Vaterland. Pigasse machte schon als Wunderkind zu Mitterrands Zeiten Karriere als leitender Beamter in den Ministerien von Dominique Strauss-Kahn und Laurent Fabius.

«Ich kam aus dem Nichts», sagt er, «aus einem Kaff am Ärmelkanal», ist jedoch als Absolvent der Verwaltungshochschule ENA quasi eingeschriebenes Mitglied der Elite. Den Vorwurf, Banker wie er verdienten unverantwortlich viel, kontert der Vater von drei Kindern: «Mein Einkommen ist nicht so hoch wie die Summe, die in meinen Projekten steckt, mit denen ich Arbeitsplätze schaffe.» Ein kleines Geheimnis seines rasanten Vorwärtssommens: In Paris ist er, fast wie der Igel vor dem Hasen, auf dem Soziussitz eines Motorrad-Taxis immer schon vor den andern da.

Peter Hartmann



fluss nur noch zunehmen, wenn Paris an der Steuerschraube für Spitzenverdiener drehen würde. Hollande plant für Millionäre sogar einen neuen Steuersatz von 75 Prozent.

Anzufügen ist, dass die «Steuerflucht» aus Frankreich heute meist legal ist: Im Unterschied zu 1981, als vermögende Franzosen nach der Wahl des Sozialisten François Mitterrand ihr Bargeld kofferweise über die Grenze nach Genf geschmuggelt hatten, ziehen sie nun gleich mit Sack und Pack an den Genfersee. Neben zahlreichen Sportlern, Filmstars und Unternehmern wohnen in der Schweiz bereits dreizehn französische Milliardärsfamilien – unter ihnen die Wertheimers, die als Besitzer des Modehauses Chanel Pariser Flair nach Genf bringen.

### «Geheime Liste» der Pariser Behörden

Die französischen Behörden versuchen diesen nicht nur fiskalischen, sondern auch schöpferischen Aderlass für ihr Land auch gerichtlich zu stoppen. Mitte April eröffnete die Staatsanwaltschaft in Paris ein Verfahren gegen UBS France, da ihr Beihilfe zur Steuerflucht vorgeworfen wird. Auslöser war offenbar ein anonym Brief an die französische Bankenaufsicht. Der Pariser Journalist Antoine Peillon bekam Wind davon und führte in einem Buch aus, dass die UBS Franzosen zur «Eröffnung oder Verwaltung undeckelter Konten» anhalte. Laut dem Wirtschaftsblatt *Les Echos* stützen die Pariser Behörden ihren Verdacht auf eine «geheime Liste» mit Transaktionen zwischen offenen und verdeckten Bankkonten. UBS France könnte damit ein ähnliches Schicksal erleiden wie die amerikanische Schwesterfiliale, die den US-Behörden eine Kundenliste ausliefern und eine Millionenbusse zahlen musste.

In Frankreich untersteht die Staatsanwaltschaft dem Justizministerium, und dieses ist gegenüber dem Elysée weisungsgebunden. Deshalb könnte ein zukünftiger Präsident wie Hollande die Untersuchung auch politisch instrumentalisieren, um auf den Bundesrat in Bern einzuwirken.

Bleibt Sarkozy im Elysée, fiele der politische Druck geringer aus, da der konservative Präsident selbst in die Bettencourt-Affäre verwickelt ist. Seine Wahlkampagne 2007 soll mit Bargeldumschlägen der L'Oréal-Erbin Liliane Bettencourt finanziert worden sein. Die reichste Französin soll auch selbst Steuergeld hinterzogen haben. Buchautor Peillon wundert sich, warum dieser Verdacht noch nicht zur Eröffnung eines Strafverfahrens geführt hat: «Erklärt etwa die Grosszügigkeit der Milliardärin gegenüber einzelnen Spitzenpolitikern die Schüchternheit der Justiz?» Die UBS wird von der Staatsanwaltschaft jedenfalls weniger sanft angefasst.

## Finanzen

# Brandschutzmauern aus Luft

*Von Florian Schwab* — Im Alleingang verspricht Bundesrätin Widmer-Schlumpf dem IWF neue Milliarden. Nur das Parlament kann die gefährliche Bürgschaft noch stoppen.

Die Europäische Währungsunion solle ihre Finanzkrise selber lösen. So begründete US-Finanzminister Timothy Geithner, dass sein Land bei der Aufstockung der IWF-Mittel nicht mitmachen werde. Geithner weiss: Der Kongress würde dem Internationalen Währungsfonds (IWF) keine neuen Gelder bewilligen, welche dieser dann im Poker um die Euro-Rettung einsetzen kann.

Von der amerikanischen Absage unbeeindruckt, konnte IWF-Direktorin Christine Lagarde (eine frühere französische Finanzministerin) vermelden, dass der Fonds seine Mittel praktisch verdoppelt habe. 430 Milliarden US-Dollar an neuen Geldversprechen hat Lagarde am Jahrestreffen ihrer Organisation eingesammelt. Darunter falle auch ein «substanzieller Beitrag» der Schweiz. Die Rede ist von einer Erhöhung der Schweizer Kreditlimite von 18 auf 28 Milliarden Franken. Zu Deutsch: Via Nationalbank stellt jeder Schweizer danach dem IWF im Bedarfsfall rund 4000 Franken zur Verfügung.

### Groteske Finanzarchitektur

Die letzte Erhöhung (von 2,5 auf 18 Milliarden) liegt erst ein Jahr zurück. Sie war im Parlament heftig umstritten. Zu Hause in Bern reiben sich die Parlamentarier der Wirtschaftspolitischen Kommission (WAK) angesichts der neu-

en Versprechungen verwundert die Augen. Die Kommission wird einen allfälligen Antrag an das Parlament vorberaten. Am Parlament vorbei läuft nichts. Von rechts bis links wurde daher Kritik laut am eigenmächtigen Vorgehen der Schweizer Delegation unter Führung von Eveline Widmer-Schlumpf (BDP).

Dass der Beitrag den zukünftigen Einfluss im IWF sichern soll, der sich in einer Umstrukturierung befindet, macht die Sache nicht besser: Faktisch verliert die Schweiz an Gewicht, weil sie sich im Vorsitz der Ländergruppe zukünftig mit Polen abwechselt. Das Gewicht der Ländergruppe ist sowieso sehr gering (weniger als drei Prozent der Stimmrechte). Statt faktischem Einfluss bringt das IWF-Engagement eher den prestigeträchtigen Titel eines Gouverneurs mit sich. Der letzte international gut vernetzte Schweizer IWF-Gouverneur war Philipp Hildebrand. In dessen Fussstapfen wandelte in Washington sein Nachfolger Thomas Jordan.

Der nachvollziehbare Wunsch nach «internationaler Vernetzung» wird teuer erkaufte. Nicht genug, dass die Schweizerische Nationalbank mit der Wechselkursgrenze ein politisches Risiko eingegangen ist: In immer stärkerem Mass beteiligt sich die Schweiz an der grotesken Architektur der sogenannten Brandschutzmauer, welche ein Übergreifen der EU-Finanzkrise auf andere Teile der Wirtschaft verhindern soll.

In ihrer Konstruktion erinnert die Brandschutzmauer des IWF, an der nun auch die Schweiz beteiligt ist, an die *European Financial Stability Facility* (EFSF) der Euro-Länder: Versprechungen, mit denen die teilweise selbst kaum noch zahlungsfähigen Staaten sich gegenseitig finanzielle Hilfe in Aussicht stellen für den «Kampf gegen Spekulanten» oder die Überbrückung «vorübergehender» finanzieller Engpässe. Sobald die Zusagen an den Märkten getestet werden, springen die Zentralbanken ein, und die Finanzakrobatiker bauen einfach eine noch grössere «Brandschutzmauer». In diesem sonderbaren Spiel werden Hunderte von Milliarden versprochen, von denen unklar ist, wie sie eingelöst werden können.

Die Schweiz als braver Musterknabe der Staatengemeinschaft könnte (und würde) die fälligen Kreditzusagen vermutlich im Ernstfall sogar einlösen. Nur noch das Parlament kann verhindern, dass die Schweiz für die Fehlkonstruktion Euro zur Kasse gebeten wird. Das Beispiel USA zeigt, wie es geht.



«Substanzieller Beitrag»: IWF-Chefin Lagarde.

## Personenkontrolle

### Annan, Ziegler, Pictet, Roth-Bernasconi, Yunus, Sen, Pachauri, Robinson, Fust, Calmy-Rey, Grüter

Die Fallhöhe ist dramatisch, der Schaden für den Steuerzahler beträchtlich. Vom internationalen Genf über die Bundeshauptstadt bis in Zürcher Redaktionsstuben brach Jubel aus, als vor fünf Jahren bekannt wurde, dass **Kofi Annan**, ehemaliger Uno-Generalsekretär, mit Hilfe der Eidgenossenschaft sowie von Stadt und Kanton Genf in der Rhonestadt «an bester Lage» und in einer «prächtigen Villa» ein «neues Welt-Forum» gründe (alle Zitate *NZZ am Sonntag*). Bereits hätten «Mitarbeiter Annans die Räumlichkeiten ausmessen lassen», schrieb die Sonntagsausgabe der *NZZ* in vibrierendem



«Welt-Forum»: Kofi Annan.

Tonfall. «Es ist», liess sich Ex-SP-Nationalrat und Uno-Sonderberichterstatter **Jean Ziegler** zitieren, «die Krönung Genfs als Welthauptstadt des humanitären Rechts». Das Global Humanitarian Forum (GHF) – so hiess die neue Stiftung – sei ein «weiterer, ganz konkreter Erfolg der Schweizer Aussenpolitik». Darauf könnten wir «stolz» sein, fügte Zieglers Parteikollegin **Maria Roth-Bernasconi** bei.

Die Liste der Stiftungsratsmitglieder des Forums, das weltweit Lösungen für «humanitäre Herausforderungen» liefern wollte, liess sich wie ein *Who's who* der internationalen Helfer- und Glamourszene: von Präsident Annan über den Privatbankier **Ivan Pictet**, die Nobelpreisträger **Muhammad Yunus**, **Amartha Sen** und **Rajendra Pachauri** (Weltklimarat) bis zur jordanischen Prinzessin **Haya Bint al-Husseini** und zur ehemaligen Uno-Menschenrechtskommissarin **Mary Robinson**. Generaldirektor der Stiftung wurde **Walter Fust**, Ex-Chef der staatlichen Entwicklungsagentur Deza. Die damalige SP-Aussenministerin (und Genferin) **Micheline Calmy-Rey** machte das GHF zu ihrem persönlichen Prestigeprojekt. Allein Calmy-Reys Aussendepartement (EDA) unterstützte die Stiftung mit Millionenbeiträgen (exakt: 6361870 Franken). Das «humanitäre WEF», wie es nicht ohne Koketterie ge-



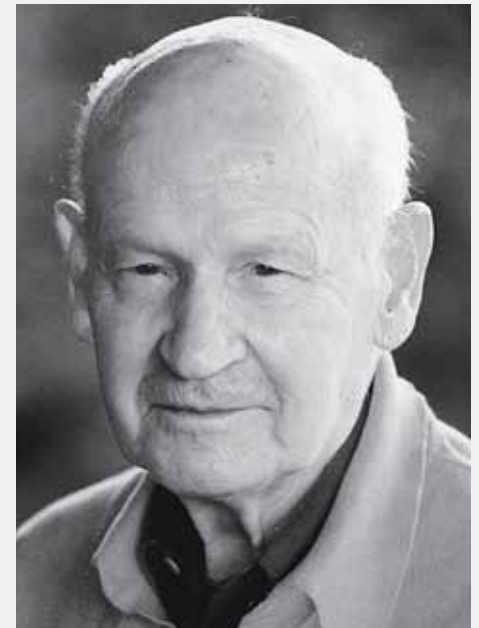
Welthauptstadt Genf: Jean Ziegler.

nannt wurde, brachte nichts Zählbares zustande – ausser wachsenden Schuldenbergen. Nach nur drei Jahren ging das Forum, bei dem Banker, Starökonom und Prinzessinnen im Beirat sass, bankrott. Der Bund wendete für die Liquidation der durchschlagend wirkungslosen Renommierstiftung erneut einen Millionenbeitrag auf (1,75 Millionen Franken, um genau zu sein). Dabei wurde nicht nur Steuergeld verschwendet, sondern, wie die Eidgenössische Finanzkontrolle (EFK) in ihrem Jahresbericht festhält, auch das Recht verletzt. Für die finanzielle Unterstützung der in Liquidation stehenden Stiftung, so die EFK, fehle eine «gesetzliche Grundlage». Es seien «schwere Mängel in der Führung» der Stiftung festzustellen gewesen. Deshalb habe die Finanzkontrolle dem Bundesrat empfohlen, die verantwortlichen Stiftungsräte, die solidarisch hafteten, in die Pflicht zu nehmen und Regressforderungen geltend zu machen. Der Bundesrat lehnte es ab, die hochdekorierten und vermögenden Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen. EFK-Chef Kurt Grüter verrät den Grund: Die Regierung habe einen «Reputationsschaden» für die Aussenpolitik befürchtet, sollte sie gegen Annan und Co. vorgehen. Eine andere Erklärung dürfte darin liegen, dass der Bund in diesem Fall gegen sich selber hätte ermitteln lassen müssen: Auch er war – in der Person des Uno-Missionschefs in Genf – im Stiftungsrat vertreten. Die Sprachregelung des Aussendepartements lautet indes so: «Eine rasche Schuldentilgung und eine rasche sozialverträgliche Lösung erschienen wichtiger als juristisch wenig aussichtsreiche Regressforderungen», wie ein EDA-Sprecher auf Anfrage sagt. (*gut*)



Prestigeprojekt: Micheline Calmy-Rey.

## Nachruf



10 000 Biografien: Archivar Munzinger.

**Ludwig Werner Munzinger (1921–2012)** — «Ich brauche das Wichtigste zur Person XY. Und leg bitte auch den <Munzinger> dazu!» So lauten oft Recherche-Aufträge in der Dokumentation des Schweizer Fernsehens. Für Generationen von Journalisten war und ist «Munzinger» Synonym für das biografische Nachschlagewerk und ein Garant der Zuverlässigkeit. Der Name «Munzinger» hat sich fast so verselbständigt wie «Duden» oder «Hoover». Aber im Gegensatz zu diesen wird das «Munzinger-Archiv» immer noch von der Gründerfamilie geführt. 1913 erschien in Berlin zum ersten Mal Munzingers «Archiv für publizistische Arbeit» als Loseblattsammlung. So liess es sich leicht auf dem neuesten Stand halten – Aktualität ante Wikipedia. Nach dem Zweiten Weltkrieg siedelte der Gründer das Archiv im schwäbischen Ravensburg an. 1957 übernahm Sohn Ludwig Werner Munzinger die Geschäftsleitung von seinem Vater. Der Jurist verfasste nicht nur über 10 000 Biografien, sondern führte auch die Strategie der schnellen Verfügbarkeit von Informationen fort. Bereits zu Beginn der achtziger Jahre wagte er den Schritt ins digitale Zeitalter. 1997 entstand Munzinger Online. Dort sind mittlerweile über 27 000 Biografien von «ins Licht der Öffentlichkeit tretenden Menschen», wie Grossvater Munzinger es formuliert hatte, abrufbar. Darunter 778 Schweizerinnen und Schweizer: Letzte Woche wurden die Biografien von Thomas Jordan und Christian Kracht auf den neusten Stand gebracht. Ludwig Werner Munzinger ist am 7. April in Ravensburg gestorben. Sein Sohn Ernst führt seit 2000 das Lebenswerk weiter. *Herbert Staub*



# Kampf um den Finanzplatz

Von Roger Köppel — Die SVP wird dem Steuerabkommen mit Deutschland im Parlament nicht zustimmen. Möglicherweise ergreift sie ein Referendum dagegen. Die Banken allerdings sind für das Abkommen. Die Volkspartei will den Finanzplatz notfalls gegen die Finanzindustrie verteidigen.



«Genug Heu unten»: Deutschlands Botschafter Gottwald (links) und der Schweizer Chefdiplomat Ambühl bei der Unterzeichnung.

Die Wortmeldung löste ein merkliches Beben aus. Letzten Sonntag sprach UBS-CEO Sergio Ermotti in einem Interview mit der *Sonntagszeitung* über die aktuellen Steuerverhandlungen von einem «Wirtschaftskrieg». Die Schweiz werde «attackiert seit 2008», sagte der Konzernchef. Es gehe darum, dass «ausländische Politiker, auch unsere Konkurrenten in aller Welt» ein Interesse an der Schwächung des Schweizer Finanzplatzes hätten. Ermotti: «Unsere Banken verwalten 2,2 Billionen Franken ausländische Vermögen. Da wollen sich einige Konkurrenzbanken und ausländische Finanzplätze zusätzliche Marktanteile verschaffen.»

## «Mit gebührender Vorsicht»

Es war die zweite Paukenschlag der UBS innerhalb weniger Tage. Kurz zuvor hatte die Grossbank mit ihrem Vorschlag Furore gemacht, an der Universität Zürich mit einer 100-Millio-

nen-Franken-Spende über zehn Jahre das volkswirtschaftliche Institut zu unterstützen. Die bildungspolitische Offensive erzeugte Applaus und Kritik. Vor allem die eher links gefederte Studentenschaft bemäkelte diesen «Brückenkopf der Grossfinanz» (*Der Sonntag*) als unbotmässige Beeinflussung der reinen, also lieber staatlich finanzierten Lehre. Immerhin gab es auch andere Stimmen, wie die eines Journalisten und Studenten, der die «Drittmittel» begrüsst, wenn auch «mit gebührender Vorsicht». Verkehrte Werte: Geld vom Staat, das zu einem Grossteil Grosskonzerne und Grossbanken im Wortsinn bei-steuern, wird an der hohen Bildungsanstalt offenbar als weniger verdächtig eingestuft, als wenn es von den Firmen direkt kommt.

Ebenfalls Kritik erntete der UBS-Chef für seine blumig-forschen Kriegsmetaphern. Diesmal war es Politologe Michael Hermann, der

im *Tages-Anzeiger* die Aufklärung anmahnte und Ermotti einer allzu vereinfachenden Wildwest-Rhetorik «rauchender Colts» bezichtigte. «Nichts gegen Colt und Pokerface», räsionierte Hermann, aber gute Politik brauche mehr als Testosteron, sie brauche Köpfchen, «erst recht in der jetzigen Situation, die selbst für die zu Ende gedachte Metapher eigentlich zu vielschichtig ist». Kritisch äusserten sich hinter vorgehaltener Hand auch bürgerliche Parlamentarier, die den Zeitpunkt der Einlassung falsch fanden. Ein prominenter FDPler ist der Meinung, dass sich die Banken in den grenzübergreifenden Streitigkeiten zurückhalten sollten, «da wir ihnen ja schon mehrfach die Kastanien aus dem Feuer holen mussten».

Aus dem Innern der UBS waren andere Kommentare zu vernehmen. Ermotti habe viel Zustimmung erhalten für seinen «erhellenden Vergleich», heisst es. Es hätten sich vor allem

die Chefs anderer Banken gemeldet, die dem Tessiner dankten, dass er die Dinge beim Namen genannt habe. Aus dem Umfeld Ermottis verlautete, dass die Gratulanten vor allem deshalb erfreut gewesen seien, weil sie selber, da im Visier ausländischer Steuer- und Justizbehörden, sich diesbezüglich nicht mehr äussern dürften. Aus Bern seien noch keine Kommentare eingetroffen, meldet die UBS, obschon sich Ermottis Kommentare ja durchaus auch als feine Kritik an der allzu entgegenkommen- den Verhandlungsstrategie des Bundes in den Steuerkonflikten lesen lassen. Was der Chef allerdings so nicht beabsichtigt habe, ergänzt die Bank.

### Angriff gegen den Deutschlandvertrag

Die verschärfte Tonalität fällt auf, und sie passt zu den politischen Konfliktlinien, die sich auch innerhalb der Schweiz immer deutlicher abzeichnen. Neben dem endlosen Krach mit der US-Justiz sorgt zusehends das mit Deutschland entwickelte Steuerabkommen

### «Wie ein Ehevertrag, wo der Mann die Frau zwar heiraten will, ihr aber abgründig misstraut.»

für Unmut. Innenpolitisch formiert sich der Widerstand vor allem bei der SVP. Die Volkspartei entwirft den Plan, das Abkommen in der Junisession parlamentarisch zu Fall zu bringen. Man ist sich bei der SVP bewusst, dass der Angriff gegen den Deutschland-Vertrag nicht nur auf eine Art Showdown zwischen dem altgedienten Parteivize Christoph Blocher und der Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf hinausläuft, sondern auch auf eine direkte Konfrontation mit den Banken, die sich für das Deutschlandabkommen einsetzen. Notfalls müsse der Finanzplatz eben gegen die Finanzindustrie verteidigt werden, sagt Blocher, auch wenn er weiss, dass parteipolitische Nebengeräusche den Blick auf die Sache trüben werden, nicht zuletzt wegen der pikanten Konfliktkonstellation zwischen ihm und Widmer-Schlumpf.

Die SVP macht nicht Fundamentalopposition gegen das Abgeltungs-Konzept. Exponenten der Parteileitung finden einfach die Umsetzung im Fall Deutschland falsch. Die Verträge mit Österreich und Grossbritannien seien in Ordnung, heisst es, wobei das Britenabkommen auf deutsches Niveau verschlechtert werden könnte, sofern man den Vertrag mit Deutschland ratifiziere. Die SVPler folgen in ihrer Argumentation einem Arbeitspapier des Zürcher Finanzprofessors Martin Janssen, der das Abgeltungsmodell als verkräftbar erachtet, das Deutschlandabkommen allerdings als «Schwächung der Souveränität der Schweiz», als «Schwächung des Finanzplatzes» und als Vorstufe zum «gläsernen Bürger» kritisiert.

Konkret bemängelt Janssen fünf Punkte. **Ers- tens:** Das deutsche Steuerabkommen hat Modellcharakter, weil andere Staaten, zum Beispiel Grossbritannien, Nachbesserungen verlangen können und dies auch bereits tun. Die «Meistbegünstigungsklausel» im Deutsch- landvertrag erweist sich für die Schweiz als «Meistbenachteiligungsklausel».

**Zweitens:** Die Deutschen können in über 1300 Fällen Stichproben bei Bankkunden in der Schweiz durchführen, um die Einhaltung des Vertrags zu überprüfen. Eine Herabwürdi- gung für die Schweiz.

**Drittens:** Der illegale Kauf von Daten-CDs ist nach Janssens Auffassung auch nach Unter- zeichnung des Abkommens weiterhin mög- lich. Verhandlungsziel nicht erreicht.

**Viertens:** Die erst in Nachverhandlungen eingeführten Erbschaftssteuern von fünfzig Prozent haben Enteignungscharakter. Bei so hohen Abgaben werden deutsche Kunden zur Offenlegung gezwungen, von einem Schutz der Privatsphäre kann keine Rede mehr sein.

**Fünftens:** Das Abkommen erlaubt Deutsch- land die Entsendung deutscher Kontrolleure, die in der Schweiz die Einhaltung des deut- schen Konsumentenschutzes überwachen dürfen. Ist der Schweiz nicht zu trauen?

Gegenüber der österreichischen Tageszeitung *Der Standard* fasste es Janssen so zusam- men: «Das Abkommen mit Deutschland kommt mir wie ein Ehevertrag vor, wo der Mann eine Frau zwar heiraten will, ihr aber doch abgründig misstraut, so dass er sie mit Handy und GPS laufend überprüfen möchte, ob sie ihm wirklich treu ist. Dann soll er doch die Frau lieber gar nicht heiraten.»

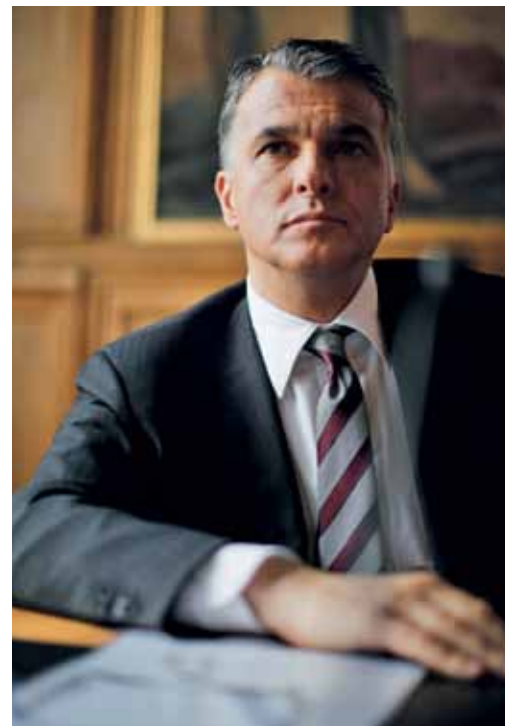
### «Kumulation des Einknickens»

SVP-Präsident Toni Brunner seufzt, wenn man ihn auf das Steuerabkommen anspricht. Die Schweiz sei mit diesem Vertrag auf der ganzen Linie in die Knie gegangen, er spricht von einer «Kumulation des Einknickens». Der Vertrag vertreibe wegen der hohen Erbschaftssteuer- sätze die deutschen Kunden, sei eine Gefahr für den Finanzplatz und politisch eine Demü- tigung für die Schweiz. Das Ziel des Privat- sphärenschutzes werde gerade nicht erreicht, wenn die hohen Erbschaftssteuern faktisch je- den deutschen Kunden zur Offenlegung zwingen.

Die Schweiz komme in dem Abkommen gar nicht vor, sagt Brunner, es sei denn als Steuer- eintreiberin und als Vertragspartner, dem nicht zu trauen sei. Zudem habe der deutsche Finanzminister Schäuble im deutschen Fern- sehen mit Blick auf das Abkommen wieder vom Ende des Bankkundengeheimnisses ge- sprochen, was Brunner sichtlich ärgert. Für ihn fügt sich der Steuervertrag in eine ganze Serie deutscher Schikanen gegen die Schweiz. Er erwähnt als Beispiel das Flugregime über dem Zürcher Flughafen, wo die Flugzeuge

nicht über dünnbesiedeltes deutsches Gebiet in grosser Höhe fliegen dürfen, sich stattdes- sen im Tiefflug über stark bevölkerte Schwe- zer Wohngebiete drängen müssen. «Irgend- wann ist genug Heu unten», sagt der Parteichef.

Brunner wird in den nächsten Wochen seine Partei auf Widerstand einschwören. Das Steuerabkommen mit Deutschland soll im Parlament gebodigt werden. Ende Mai tagen die Kommissionen, im Juni wird es dem Parla- ment vorgelegt. Auch SVP-Nationalräte wie der Unternehmer Peter Spuhler sind sehr kri- tisch gegenüber dem Deutschlandvertrag, al- lerdings werden Zweifel angemeldet, ob man zum jetzigen Zeitpunkt überhaupt noch zum Angriff blasen sollte. «Die Schweiz hat ohne Strategie verhandelt, und ich finde es schlimm,



«Krieg»: UBS-Chef Ermotti.

dass uns die Deutschen Kontrolleure ins Land schicken können», sagt Spuhler, «aber wenn wir jetzt den Stecker rausziehen und die Deut- schen ärgern, müssen wir die möglichen Kon- sequenzen für die Exportindustrie beden- ken.» Brunner geht allerdings davon aus, dass der Partei keine Zerreisprobe bevorsteht: «Wir werden den Vertrag im Parlament be- kämpfen.»

Absehbar ist, dass die SVP alleine gegen das Steuerabkommen mobilmachen wird. Finanz- professor Janssen mutmasst zwar in seinem Papier, dass «die überwiegende Mehrheit der wohlinformierten Bürger» den «Knebelver- trag» mit Deutschland ablehnen dürfte. Gleichwohl stehen die anderen Parteien hinter dem von Finanzministerin Widmer-Schlumpf und ihrem Chefdiplomaten Michael Ambühl ausgehandelten Vertrag. Auf bürgerlicher Seite lässt einzig die FDP durchblicken, dass





**Referendum:** SVP-Präsident Brunner.

sie trotz grundsätzlicher Zustimmung Ungeheimtheiten beanstandet. Der neue Parteichef Philipp Müller, nicht unbedingt bekannt für einen Schmusekurs gegenüber Banken, die Steuern hinterziehen halfen, spricht von «grausamen Widersprüchen» beim Finanzdepartement. Ihn stört neben der «Enteignungssteuer» von fünfzig Prozent auf geerbtem Geld die Tatsache, dass illegale Datenkäufe weiterhin möglich zu sein scheinen und dass deutsche Finanzkontrolleure in die Schweiz einfallen dürfen. Müller: «Wir werden die Sache wohlwollend, aber kritisch prüfen.»

### Hosenlupf mit den Banken

Die SVP ist gewillt, ihren Kampf für den Finanzplatz notfalls gegen die Banken zu führen, was selbst Toni Brunner, erklärtermassen ein Verfechter der Schweizer Finanzindustrie, als «irgendwie unappetitlich» und als «unglaublichen Kraftakt» empfindet. Tatsächlich sind die Fronten komplex. Die Vereinigung der Schweizer Privatbanken lobbyiert zusammen mit den Grossbanken für das deutsche Steuerabkommen, während die bankenfreundliche SVP dagegen ist.

Banken-Sprecher Thomas Sutter verteidigt im Gespräch mit der *Weltwoche* entschieden den Vertrag. Die Sache mit den ausländischen Kontrolleuren werde aufgebauscht, sagt er, bereits heute sei es für deutsche Kontrolleure möglich, in die Schweiz zu kommen. Umgekehrt gelte es zwar nicht, dass Schweizer Aufseher nach Deutschland gehen, dies habe aber damit zu tun, dass die Schweiz eine liberalere Politik gegenüber dem Ausland vertrete. Sutter widerspricht FDP-Chef Müller. Es sei für die Bankiervereinigung klar, dass der Kauf illegaler Daten-CDs und die Verfolgung schwei-



**Showdown:** Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

zerischer Bankmitarbeiter durch das Abkommen ein für alle Mal beendet werden.

Sutter schluckt merklich, als man ihn am Telefon auf die nachverhandelten Erbschaftssteuersätze anspricht. Das sei in der Tat ein schwerverdaulicher Brocken. Er glaube allerdings nicht, dass die Erbschaftssteuern deutsche Kunden in Scharen vertreiben werden. Dem Befund allerdings widersprechen in der Schweiz lebende Deutsche, die dem Abgeltungsmodell zustimmen und von den Erbschaftssteuern nicht betroffen sind. Ein in der Nähe Frauenfelds wohnhafter erfolgreicher deutscher Unternehmer begrüsst gegenüber der *Weltwoche* das Abgeltungsmodell, aber ebenso deutlich ist er überzeugt, dass die hohen Erbschaftssteuersätze seine Landsleute davon abhalten werden, ihr Geld künftig in die Schweiz zu bringen.

«Es war uns wichtig, darauf zu dringen», entgegnet Sutter, «dass die Kunden eine Wahl und genügend Zeit haben, sich für Offenlegung oder Steuerabgeltung zu entscheiden. Einen Automatismus wollten wir auf jeden Fall vermeiden.» Einen «signifikanten Abfluss von Kundengeldern in Europa» sehe er nicht. Sutter bleibt dabei. Für ihn ist das Steuerabkommen mit Deutschland trotz den «sehr hohen» Erbschaftssteuern eine Bedingung dafür, dass die Schweizer Banken ihr Privatkundengeschäft international auf einer vernünftigen Grundlage weiterführen können.

### Wollen sie ihre eigene Haut retten?

Genau an diesem Punkt äussert die SVP einen bösen Verdacht: Sie vermutet, dass sich die Bankiervereinigung vor allem deshalb so handzahn gegenüber den deutschen Forderungen zeige, weil sich die Banken selber aus

der Schusslinie nehmen wollen. Zuerst habe man mit halbseidenen Methoden im Ausland Kunden zur Steuervermeidung angestiftet, heute sehe man sich mit Klagen konfrontiert, und der Staat müsse nun die Sache regeln. Ein einflussreicher SVP-Nationalrat sagt es so: «Die Bankmanager opfern den Finanzplatz, um sich selber zu retten.»

Sutter widerspricht vehement. Das seien Verschwörungstheorien und emotional gefärbte Unterstellungen. Er lege seine Hand ins Feuer, dass nichts dergleichen statfinde. Die Entkriminalisierung der Bankangestellten sei eine entscheidende Voraussetzung dafür, dass die Banken überhaupt wieder normal arbeiten können. Die Bankiervereinigung wolle keine Bankiers retten, betont Sutter, sondern das Geschäftsmodell eines Finanzplatzes, der trotz steigenden Transparenzerwartungen seinen Kunden nach wie vor den Schutz der Privatsphäre garantieren könne, «wenn auch zugegebenermassen zu einem hohen Preis».

### Gegen die «Würde eines Staates»

Sollte es nicht gelingen, das Steuerabkommen mit Deutschland in der Sommersession zu beerdigen, erwägt SVP-Präsident Brunner ernsthaft die Möglichkeit eines Referendums. Er wolle dies auf keinen Fall ausschliessen, obwohl er sich keinen Illusionen über die Realisierung hingeb. 50 000 Unterschriften über die Sommerferien zu sammeln, erfordert herkulische Anstrengungen. Gleichzeitig hält er fest: «Die SVP vertritt eine differenzierte Position. Ich bin nicht gegen die Abgeltungssteuer, ich bin gegen das Musterabkommen mit Deutschland, das zu weit geht und einen für die Schweiz nachteiligen Industriestandard definiert.»

Der SVP-Chef bleibt zurückhaltender als einzelne Parteikollegen oder als beispielsweise der frühere UBS-CEO Oswald Grubel, der in Interviews das Abgeltungsmodell scharf kritisiert und für unvereinbar mit der «Würde eines souveränen Staates» hält. Tatsächlich ist es im Land Wilhelm Tells gewöhnungsbedürftig, wenn sich die Banken künftig als streng überwachte Steuereintreiber fürs Ausland betätigen sollen, belauert zudem von einheimischen Sozialdemokraten und einer Finanzministerin, die es sich sehr gut vorstellen kann, den Zugriff des Staats auf die Bankkonten auch der Schweizer Bürger zu erleichtern.

Brunner wiederholt seinen Verdacht: «Die Banken sind leichtfertig zu Konzessionen bereit, weil es um ihre Haut geht.» Widerstand sei gefragt, die «unterwürfige Haltung der Regierung» könne er, «auch ganz persönlich», nicht mehr hinnehmen. Dem Vernehmen nach loten neben der SVP, aus ganz anderen Motiven, einige SP-Parlamentarier um Nationalrat Cédric Wermuth ein Referendum gegen das Steuerabkommen mit Deutschland aus. Es ist die Zeit der merkwürdigen Frontverläufe. ○

# Freizügigkeit «auf Probe»

**Von Philipp Gut** — Hinter dem Entscheid des Bundesrats, die Ventilklausel zu aktivieren, steht ein taktisches Manöver. Die Wirkung ist vernachlässigbar. Die Stimmbürger wurden jahrelang getäuscht.

Ein Unwort gibt das andere. Die «Ventilklausel», seit dem jüngsten Bundesratsbeschluss wieder in aller Munde, ist 2009 zum Schweizer «Unwort des Jahres» gekürt worden. Streitig macht der «Ventilklausel» den zweifelhaften Titel ein zweiter, ebenso horribler Begriff aus dem Berner Beamtendeutsch: die «flankierenden Massnahmen». Besonders bedenklich wird es, wenn gleich beide Unworte gemeinsam und in massierter Form auftreten – wie bei den Personenfreizügigkeitsabkommen zwischen der Schweiz und der EU.

Mit ihrem Entscheid, die Ventilklausel anzurufen und für acht neuere osteuropäische EU-Mitgliedstaaten vorübergehend wieder

**Die Regierung verstieg sich gar zur Aussage, die Zuwanderung werde gar nicht steigen.**

Kontingente einzuführen, hat die Regierung dem Un-Wort jetzt Un-Taten folgen lassen. Denn, wie die *Weltwoche* schon vor Monaten feststellte («Valium fürs Volk», Nr. 7/12): Der Effekt der Ventilklausel fällt bescheiden aus. Das bestätigt Serge Gaillard, Leiter der Direktion für Arbeit beim Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Die «Wirkung» der Ventilklausel auf die Steuerung der Einwanderung sei «gering». Es gehe um rund 4000 Leute aus den EU-8-Staaten Estland, Lettland, Litauen, Polen, Slowakei, Tschechische Republik, Ungarn. Die Massnahme ist zudem auf ein Jahr befristet und betrifft nur Erwerbstätige mit einem Arbeitsvertrag von über einem Jahr.

## Alibi- und Symbolpolitik

Mit andern Worten: Kurzfristige Engagements von Personen aus der EU-8 bleiben ebenso möglich wie der Familiennachzug. Ex-Gewerkschafter Gaillard hat also recht, wenn er die Wirkung der Ventilklausel als vernachlässigbar einstuft. Auch deshalb, weil die Firmen leicht auf Arbeiter aus anderen EU-Staaten ausweichen können, für welche die Kontingentierung nicht gilt – beispielsweise auf solche aus Südeuropa.

Die Kommentatoren waren sich erstaunlich einig: Der Bundesrat betreibt eine leicht durchschaubare Alibi- und Symbolpolitik. Der Entscheid, der am steigenden Zuwanderungsdruck höchstens kosmetisch etwas ändert, ist vor allem taktisch-politischer Natur: Er soll der SVP und ihrer Masseneinwanderungsinitiative

den Wind aus den Segeln nehmen und die Fortführung und Ausdehnung der Personenfreizügigkeit nicht gefährden.

Dass die Ventilklausel so gut wie nichts bringe, ist allerdings eine neue Botschaft. Jahrelang haben Bundesrat und Verwaltung den Stimmbürgern das Gegenteil erzählt, insbesondere vor einschlägigen Volksabstimmungen. Die Ventilklausel wurde – in Kombination mit den sogenannten flankierenden Massnahmen – als Wundermittel angepriesen, das die uneingeschränkte Grenzöffnung für Erwerbstätige aus der EU überhaupt erst schmackhaft und zumutbar machen sollte. Einmal mehr wurde die Bevölkerung vor wichtigen Urnengängen durch unzutreffende Informationen der Behörden in die Irre geführt.

## «Masseneinwanderung nicht möglich»

In den Abstimmungsempfehlungen des Bundesrats zu den bilateralen Abkommen im Jahr 2000 nahm die Ventil- oder Schutzklausel eine zentrale Rolle ein. Die Grafiker der Bundeskanzlei entwarfen dafür eigens ein Symbol: einen Regenschirm mit Schweizerkreuz. Der Eindruck, der vermittelt wurde, war klar: Die Schweiz ist vor Masseneinwanderung geschützt und kann jederzeit effiziente Massnahmen ergreifen. Wörtlich hiess es unter dem fettgedruckten Titel «Wichtige Sicherungen»:

«Während zwölf Jahren kann die Einwanderung beschränkt werden. Auch nachher kann die Schweiz eine Schutzklausel beanspruchen, wenn durch eine starke Einwanderung wirtschaftliche oder soziale Probleme entstehen sollten.» Der freie Arbeitsmarktzugang für EU-Bürger, beschwichtigte der Bundesrat, werde nur «auf Probe» gewährt.

Die Regierung verstieg sich gar zur Aussage, die Zuwanderung aus den EU-Staaten werde trotz der unlimitierten Grenzöffnung nicht steigen. Auf Seite 11 des Abstimmungsbüchleins hiess es: «Wie die Erfahrungen in der EU zeigen, sind die Ängste [...], die Einwanderung aus den EU-Staaten in die Schweiz werde stark zunehmen, nicht begründet: In Wirklichkeit sind die Wanderungsbewegungen innerhalb der EU gering.» Es sei «auch keine massive Zunahme von ausländischen Ärzten zu erwarten», so der Bundesrat. Ebenso spektakulär irreführend waren des Weiteren seine Aussagen zum Landverkehrsabkommen: Es sei ein baldiger «Rückgang des alpenquerenden Strassengüterverkehrs» absehbar, behauptete er im Jahr 2000. Tatsächlich ist allein die Zahl Erwerbstätiger aus der EU von 28 357 im Jahr 2001 auf 64 574 im vergangenen Jahr gestiegen.

Politiker wie der damalige Nationalrat und neue FDP-Präsident Philipp Müller unterstützten die Regierung bei ihrer Desinformationskampagne. «Eine Masseneinwanderung ist nicht möglich», sagte Müller am 15. Januar 2005 in der *Aargauer Zeitung* mit Blick auf die Ventilklausel. Dass diese jetzt ausgerechnet im politischen Kampf gegen die Masseneinwanderungsinitiative der SVP eingesetzt wird, ist die Schlusspointe einer beeindruckenden bundesrätlichen Täuschungsleistung. ○



«Valium fürs Volk»: Justizministerin Sommaruga.



# Keine Probleme

Von Henryk M. Broder — Erstmals kommt die Islamkonferenz zu einem Ergebnis.



Vor sechs Jahren rief der damalige Innenminister Wolfgang Schäuble die Islamkonferenz ins Leben. Sein Nachfolger, Thomas de Maizière, führte sie weiter. Schäuble dient

der Kanzlerin inzwischen als Finanzminister, de Maizière befehligt die Bundeswehr. Der jetzige Innenminister Hans-Peter Friedrich, seit März 2011 im Amt, ist nun für den organisierten Dialog zwischen der muslimischen Community und Vertretern von Bund, Ländern und Gemeinden zuständig. Jeweils fünfzehn Repräsentanten der einen und der anderen Seite sitzen sich an einem grossen Konferenztisch gegenüber und unterhalten sich – worüber sie sprechen, ist eines der bestgehüteten Geheimnisse der Berliner Politik.

Bei der letzten Sitzung, die von den Medien kaum noch wahrgenommen wurde, passierte etwas Unerwartetes: Die Teilnehmer einigten sich auf eine Erklärung zugunsten der Gleichberechtigung von Männern und Frauen und gegen häusliche Gewalt. Das war nicht viel, aber erheblich mehr als bei den vorausgegangenen Sitzungen, die ergebnislos endeten. Innenminister Friedrich, der bei seinem Amtsantritt verkündet hatte, der Islam gehöre nicht zu Deutschland («Dass aber der Islam zu Deutschland gehört, ist eine Tatsache, die sich auch aus der Historie nirgends belegen lässt»), gab sich betont zahm. Er sagte, Ursachen für Zwangsheirat und häusliche Gewalt seien «patriarchale Strukturen» und nicht der Islam als Religion.

Warum dann über sexuelle Selbstbestimmung und häusliche Gewalt auf der Islamkonferenz geredet wurde, wenn es sich um Probleme handelt, die mit dem Islam nichts zu tun haben, blieb ungesagt. Ausserdem wurde in der Erklärung der Islam als «weltoffene und tolerante Religion» definiert. Ohne dass irgendjemand die Frage stellte, warum man sich seit sechs Jahren zu einer Islamkonferenz treffen würde. Um über eine «weltoffene und tolerante Religion» zu diskutieren?

Obwohl es keine Probleme gibt, über die man reden müsste, wird die Islamkonferenz weitergehen. Das Thema der nächsten Sitzung wird in den Kulissen ausgehandelt werden.

Könnte es Integration sein? Nein! Dafür gibt es seit 2006 den Integrationsgipfel im Kanzleramt.

# Ventilklausel als Denkanstoss

Von Kurt Schiltknecht — Die Vor- und Nachteile der Zuwanderung wurden bisher zu wenig thematisiert. Die Personenfreizügigkeit kann keine langfristige Lösung sein.

Die Anrufung der Ventilklausel durch den Bundesrat ist eine gute Gelegenheit, um über eine wirtschaftlich sinnvolle Einwanderungspolitik nachzudenken. Im Gegensatz zum freien Warenverkehr, von dem im Allgemeinen alle Länder profitieren, sieht die Situation bei einem freien Personenverkehr anders aus. Dennoch wird von den Politikern seit der Grundsteinlegung der EU vor über fünfzig Jahren das Hohelied der Personenfreizügigkeit gesungen. Als Vorteile der Einwanderung werden noch immer hohe Wachstumsraten des Volkseinkommens oder ein gutes Bevölkerungswachstum hervorgehoben. Diese Wachstumsraten sagen allerdings nichts über die Vor- und Nachteile einer Zuwanderung aus. Letztlich geht es um die Frage, ob die einheimische Bevölkerung von einer Zuwanderung profitiert. Personenfreizügigkeit macht nur Sinn, wenn dies der Fall ist. Beim heutigen Wissensstand lässt sich dies nicht abschliessend beurteilen. Eine Beantwortung würde voraussetzen, dass man die Wirtschaftsentwicklung für alternative Einwanderungspolitiken simulieren könnte.

## Die Löhne sinken

In der Schweiz beschäftigt sich eine vom Volkswirtschaftsdepartement eingesetzte Arbeitsgruppe mit den Auswirkungen der Personenfreizügigkeit. Darüber werden regelmässig informative Berichte publiziert. Auch im Ausland schenkt man den Fragen der Immigration mehr Beachtung. In zahlreichen Bereichen kommen die in- und ausländischen Analysen zu ähnlichen Ergebnissen. Bei Vergleichen muss allerdings berücksichtigt werden, dass die relative Bedeutung der Zuwanderung in der Schweiz sehr viel grösser ist. Eindeutig und intuitiv auch nachvollziehbar ist die Beobachtung, dass die berufliche Qualifikation der Zuwanderer für die wirtschaftlichen Implikationen entscheidend ist. Die Vorteile nehmen mit steigender Qualifikation zu. Die frühere Einwanderungspolitik der Schweiz, die die Zuwanderung nichtqualifizierter Arbeitskräfte begünstigte, hat der schweizerischen Wirtschaft langfristig geschadet. Seit der Einführung der Personenfreizügigkeit hat sich der Ausbildungsstand der Zuwanderer jedoch stark verbessert.

Einig ist man sich in der Forschung auch darüber, dass Zuwanderung zu niedrigeren Löh-

nen bzw. niedrigeren Lohnzuwächsen führt. Der Lohndruck in einem Segment des Arbeitsmarktes nimmt dabei mit dem Ausmass der Zuwanderung zu. Über das Ausmass des Lohndrucks gehen die Meinungen auseinander. Dennoch kann gesagt werden, dass beim Festhalten an der Personenfreizügigkeit die Einkommensdifferenzen zwischen der Schweiz und dem Ausland immer kleiner werden.

## Bauboom mit Nebenwirkungen

In allen Einwanderungsländern lässt sich beobachten, dass die Zuwanderung vor allem in den Ballungsgebieten gross ist. Dies führt zu Wohnungsknappheit, steigenden Mieten und höheren Immobilienpreisen und zu einem Boom im Wohnungsbau. Die Leidtragenden sind die Mieter. Stark wachsende Ballungsgebiete lösen zudem grosse Infrastrukturausgaben aus und belasten den öffentlichen Haushalt enorm. Die explodierende Nachfrage im Baubereich führt zu einem überdimensionierten Bausektor und macht die Wirtschaft krisenanfälliger. Diesen volkswirtschaftlichen, aber auch gesellschaftspolitischen Kosten hat man bisher zu wenig Beachtung geschenkt.

Ein anderes, wenig diskutiertes Problem bezieht sich auf Auswirkungen einer Einwanderungspolitik auf die Wirtschaftsstruktur. Bei Personenfreizügigkeit haben beispielsweise weniger produktive Unternehmen wegen der Möglichkeit, unbeschränkt auf relativ günstige ausländische Arbeitskräfte zurückzugreifen, eine bessere Überlebenschance. Deshalb erfolgen der Strukturbereinigungsprozess oder die Anpassungen an neue Entwicklungen in der Weltwirtschaft langsamer. Würde die Einwanderung auf der anderen Seite völlig gestoppt, könnten die schweizerischen Unternehmen nicht alle spezialisierten Arbeitskräfte finden, die notwendig sind, um auf höchstem Niveau wettbewerbsfähig zu bleiben.

Auf Grund der bisherigen Erkenntnisse kann die Personenfreizügigkeit keine langfristige Lösung sein. Die Zuwanderung muss begrenzt werden. Damit die dadurch notwendige Zuteilung der Arbeitsbewilligungen auf die Unternehmen nicht durch Bürokraten erfolgen muss, könnten die Bewilligungen versteigert werden. Auf diese Art ergäbe sich zudem eine positive Selektion der Einwanderer.



# Skandalträchtige Führung Chinas

Von Hansrudolf Kamer — In Peking wirft der Übergang zu einer neuen Führungsgeneration ein Schlaglicht auf das Machtgefüge und die unzimperlichen Praktiken der roten Aristokratie.



Wenn verunsicherte Europäer in diesen volatilen Zeiten nach einem Stabilitätsanker suchen, dann richten sie den Blick nach Osten: nach China, dem verheissenen Land. Ministerpräsident Wen Jiabao, auf Rundreise auf dem alten Kontinent,

stand Pate zusammen mit Bundeskanzlerin Merkel bei der Unterzeichnung eines Wirtschaftsabkommens in Wolfsburg, das der notorisch labilen Uiguren-Provinz Xinjiang ein neues Volkswagenwerk bescheren soll.

Der Schein wird gewahrt. Doch ein Skandal nagt am Fundament der Macht. Die Ermordung eines britischen Geschäftsmanns letzten November, die Flucht eines ehemaligen Polizeichefs ins amerikanische Konsulat in Chengdu, die Absetzung des Parteichefs der grössten Stadt der Welt, Chongqing, und Anzeichen höchster Nervosität an der Parteispitze zogen Risse in die Fassade der Normalität. Chinas vielgerühmte Stabilität – nur ein Potemkinsches Dorf?

Vor kurzem wurde bekanntgegeben, dass der abgesetzte Parteichef von Chongqing, Bo Xilai, wegen «ernsthafter Disziplinarvergehen» aus sämtlichen Parteiämtern entfernt worden sei. Bo war kein Nobody. Er sass im Politbüro, galt als kommender Star und stand vor der Promotion im Herbst ins Exekutivkomitee. Seine smarte populistische Art schien wie geschaffen zu sein für eine Politik grösserer Offenheit, die Chinas Zukunft prägen soll.

Doch was dann an die Öffentlichkeit drang, war nicht nach dem Geschmack der Partei-Elite. Als die Gerüchte über den mysteriösen Tod des britischen Geschäftsmannes Neil Heywood grössere Wellen zu werfen begannen, sah sich die Pekinger Führung zum Handeln gezwungen. Zunächst wurde Heywoods Tod als Folge übermässigen Alkoholkonsums dargestellt. Dann war die Rede von einem Herzversagen.

Die Leiche war schnell beiseitegeschafft und ohne vorherige Obduktion kremiert worden. Nun plötzlich läuft ein offizielles Verfahren, und die Anklage lautet auf Mord. Bos Frau, Gu Kailai, sitzt als Hauptverdächtige hinter Gittern. Sie soll die Ermordung Heywoods in Auftrag gegeben haben, offenbar wegen eines

Streits über eine Provision fürs Schmuggeln von Schwarzgeldern des Familienclans ins Ausland. Die Hintergründe bleiben im Halbdunkeln.

Korruption, natürlich. Sie ist der *way of life* in China. Ohne sie funktioniert die Wirtschaft nicht – und auch sonst nichts. Jedermann nimmt Geld: Journalisten, Richter, Ärzte – nicht nur dunkle Geschäftsleute und Staatsbeamte auf allen Ebenen. Die höchste Führung im Lande hat über die Jahre ein Anspruchsdenken entwickelt, dass grosser persönlicher Reichtum und ein Lebenswandel, der über dem Gesetz steht, zu ihrem natürlichen Status gehören.

## Mörderische Brutalisierungskampagne

Bestechung, Günstlingswirtschaft, illegale Bereicherung gibt es auch in andern Ländern und haben in China ohnehin eine lange Tradition. Der Sturz eines einzelnen hohen Funktionärs und seines Clans sollte deshalb die Gemüter nicht über Gebühr erhitzen.

Doch dass Wen Jiabao, der schon mehrmals öffentlich für politische Reformen eingetreten war, plötzlich vor einer neuen Kulturrevolution warnte, liess aufhorchen. Maos mörderische Brutalisierungskampagne gegen «Rechtsabweichler» (1966–1976) hatte das Land um Jahrzehnte zurückgeworfen. Die Erinnerung

daran ist noch schmerzhaft wach geblieben. Nach Wens Warnung wurde ein offizieller Feldzug gegen die Korruption eingeleitet. Er trägt alle Züge eines Kampfs zwischen verschiedenen Faktionen um die politische Macht. In der Volksarmee sah man sich veranlasst, das «falsche Denken» Bo Xilais dem Offizierskader gegenüber als besonders verdammenswert hinzustellen und die vollständige Ergebenheit der Streitkräfte gegenüber der Kommunistischen Partei zu betonen.

Bo Xilai war der Exponent einer politischen Ideologie, die an maoistische Strömungen und Praktiken anknüpfte. Auch er ritt Kampagnen gegen Widersacher unter dem Deckmantel der Korruptionsbekämpfung. Er benützte die Symbole radikaler maoistischer Bewegungen der Vergangenheit. Seine Politik war in Stil und Inhalt eine Herausforderung der gegenwärtigen Führung.

Die kommunistische Parteispitze ist kein Monolith und war offenkundig durch innere Auseinandersetzungen gelähmt. Sie tat nichts und erweckte zunächst den Eindruck, sie billige das Verhalten Bos. Sechs von neun Mitgliedern des Exekutivkomitees im Politbüro lobten explizit das jetzt offen diskreditierte Chongqing-Modell.

Es dauerte mehr als einen Monat, bis sich die Lage klärte. Bo Xilai wurde entlassen, fiel in Ungnade. Beinahe wäre der Prozess der Machtübergabe an die nächste Generation entgleist. Die Sieger erklären nun, die Kontrolle und das System hätten funktioniert. Der Skandal enthüllte aber die Hohlheit und die Anfälligkeit des undurchsichtigen Machtapparats und das abgeschottete Leben der roten Aristokratie. Stabil wirkt das nicht. Die Europäer sollten sich vorsehen.



Der Schein wird gewahrt: chinesischer Präsident Wen Jiabao, deutsche Kanzlerin Merkel.



## Geschwätz von gestern, Geschwätz von heute

Von Christoph Mörgeli

Es sei normal, so erklärte Energieministerin Doris Leuthard, dass man auf die Bilder von Fukushima emotional reagiere. «Umso wichtiger ist es, dass der Bundesrat nüchtern bleibt. Ohne die Konsequenzen genau zu kennen, ist es leichtsinnig, zu verlangen, dass die Schweiz auf die Kernenergie verzichten soll.» Dann kanzelte Leuthard am 26. März 2011 im *Tages-Anzeiger* die unseriösen Atomgegner ab: «Man kann relativ locker den Verzicht auf Kernenergie fordern. Aber zuerst sollte man seriös darüber reden, was das bedeuten würde.» Die «unregelmässige» Solar- und Windenergie führe zu einem «riesigen Problem der Netzstabilität» und bedürfe «gigantischer Investitionen in die Leitungen». Und: «Ich war schon immer für eine möglichst CO<sub>2</sub>-freie Energieproduktion und für hohe Versorgungssicherheit.» Schliesslich, ganz Staatsfrau: «Die Diskussion muss sein. Aber ich erwarte, dass dabei nicht nur das Wahljahr eine Rolle spielt.»

Dann kam es, das Wahljahr. Die CVP-Bundesrätin Doris Leuthard erwies sich als gelehrige Schülerin ihres demokratischen Mitchristen Konrad Adenauer, der einst sagte: «Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern.» Plötzlich wurde sie zur Nachahmungstäterin der demokratischen Mitchristin Angela Merkel, die sofort nach Fukushima sieben Kernkraftwerke vom Netz nahm. Plötzlich war für Leuthard der Atomausstieg beschlossene Sache. Plötzlich tat sie all das, was sie am 26. März 2011 noch für unseriös, kurzsichtig und unverantwortlich erklärt hatte. Eben noch hatte sie versichert, der Bundesrat werde in der Energiepolitik nüchtern bleiben. Nun machte dieser Bundesrat das Gegenteil. Nach Leuthard handelte er also unnüchtern. Man nennt dies gemeinhin noch ganz anders – nämlich besoffen.

Die einstige CO<sub>2</sub>-Bekämpferin plädiert nun für fünf bis sechs Gaskraftwerke, also für Dreckschleudern, die einen Drittel des CO<sub>2</sub>-Ausstosses des Strassenverkehrs verursachen. Das einstige Vorstandsmitglied und spätere Ehrenmitglied der Schweizerischen Vereinigung für Atomenergie (2005 in Nuklearforum umbenannt) verkündet den vollständigen Ausstieg aus der Atomenergie. Die Ex-Atom-Doris und heutige Jenachdemerin lacht weiter in alle Welt. Damit niemand ihr Rückgrat betrachtet. Denn dieses hat bei Doris Leuthard die Stabilität eines Zahnstochers.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.  
Mehr zum Thema: Seite 22

## D wie Doris und Dialektik

Von Peter Bodenmann — Warum Bundesrätin Leuthard mehr von Energiepolitik begriffen hat als Moritz Leuenberger in 15 Jahren.



*Projekt der kleinen Schritte:* Energieministerin Leuthard mit Vorgänger Leuenberger.

Wäre die Schweiz ein prosperierendes deutsches Bundesland, Angela Merkel hätte längst mehr als die Hälfte der helvetischen Schrottreaktoren vom Netz genommen. Schlicht und einfach, weil die Risiken Hochwasser, Erdbeben und gezielte Flugzeugabstürze für die Physikerin zu hoch sind. Doch die Schweiz lässt die bestehenden Atomkraftwerke laufen, bis sie von selbst durchrosten. Das stört erstaunlicherweise die handzahmen Grünen und die brave SP nicht.

Doris Leuthard hat innert weniger Monate weit mehr von Energiepolitik begriffen als Moritz Leuenberger während seiner fünfzehn Jahre als zuständiger Bundesrat. Bei ihrer Pressekonferenz war der Bundesrätin das Vergnügen an all den grossen Kisten, die sie herumschieben darf, anzusehen.

**Schachzug 1** — Doris Leuthard verkauft den Weiterbetrieb der bestehenden Atomkraftwerke als anspruchsvollen Ausstieg. Obwohl nichts teurer wäre als der Bau neuer AKW. Denn deren Kosten laufen weltweit überall aus dem Ruder. Während sich umgekehrt die Preise für Solaranlagen – den Chinesen sei Dank – im freien Fall befinden.

**Schachzug 2** — Eveline Widmer-Schlumpf und die Grünliberalen fordern eine antieuropäische und unsoziale, ökologische Steuerreform. Leuthard versenkt diese chancenlose Steuer mit ihrem Projekt der kleinen Schritte.

Und betont gleichzeitig, die ökologische Steuerreform sei das nächste Projekt.

**Schachzug 3** — Bis heute wurden Solaranlagen in der Schweiz – wie die Bauern – übersubventioniert. Zurzeit mit viermal so hohen Beträgen wie in Deutschland. Neu gibt es für Anlagen bis zehn Kilowatt Leistung nur mehr einen Beitrag von maximal dreissig Prozent der sich im freien Fall befindenden Investitionskosten. Und das Recht, den Strom selber zu nutzen.

**Schachzug 4** — Die parastaatlichen Schweizer Strombarone sind mit ihren Gaskraftwerken im Ausland kläglich gescheitert. Deshalb schreiben sie rote Zahlen. Für Doris Leuthard braucht es die Option Gaskraftwerke sicherheitshalber trotzdem. Damit sich alle von rechts bis links, von der Alpiq bis zu Greenpeace über etwas aufregen können: paradoxer Interventionismus mit Ablenkung als Lenkung und Maskierung zwecks Demaskierung.

Leuthards Berechnungen sind übervorsichtig. Der kostensenkende technische Fortschritt wird bewusst unterschätzt. Trotzdem kostet das Programm mit dreissig Milliarden nur halb so viel, wie die rechtswidrige Rettung der UBS im schlimmsten Fall gekostet hätte. Weil unsere Bundesrätinnen nur abschleichen und nicht aussteigen. Dies aber immerhin dialektisch.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Der Jurist und der Journalist

Von Kurt W. Zimmermann — Es gibt nur zwei Grossverleger im Land. Die zwei könnten gegensätzlicher kaum sein.

Zuerst zu den neusten Zahlen. Denn Zahlen lügen nicht, wie man weiss.

Ringier machte im letzten Jahr 22 Millionen Franken Gewinn. Dem Familienzweig von Verleger Michael Ringier gehören 33 Prozent der Firma. Seine Dividende beträgt 2,4 Millionen Franken.

Tamedia machte im letzten Jahr 178 Millionen Franken Gewinn. Dem Familienzweig von Verleger Pietro Supino gehören 13 Prozent der Firma. Seine Dividende beträgt 8,5 Millionen Franken.

Wenn wir Dividende und Aktienanteil kumulieren, dann ist der finanzielle Unterschied enorm. Beide Häuser machen rund 1,1 Milliarden Franken Umsatz. Doch die Supinos holen neunmal mehr als die Ringiers aus ihrem Unternehmen heraus.

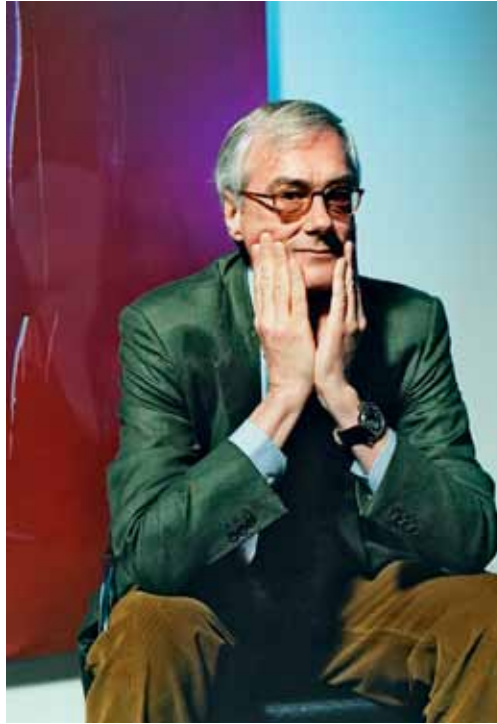
Michael Ringier und Pietro Supino sind die zwei einzigen Grossverleger der Schweiz. Ringier teilt das Unternehmen mit seinen Schwestern Annette und Evelyn. Supino hat vier weitere Familienzweige im Aktionariat. Supino führt einen der profitabelsten Medienkonzerne Europas. Ringier führt einen der unprofitabelsten Medienkonzerne Europas.

Das ist schnell erklärt. Die Familie Supino ist sehr an Geld und an Dividenden interessiert. Für Pietro Supino ist die Profitabilität das Mass der Dinge. Supino war schon die treibende Kraft hinter dem Tamedia-Börsengang im Jahr 2000. Die Besitzerfamilien strichen dabei 770 Millionen Franken ein.

Die Familie Ringier ist weniger an Geld und an Dividenden interessiert. Für Michael Ringier ist der Journalismus das Mass der Dinge. Sein «Herzblut», so sagt er selbst, sei «stärker bei den Inhalten als bei Struktur- oder Strategiefragen». Einen Börsengang hat er stets ausgeschlossen.

Pietro Supino sammelt Geld. Michael Ringier sammelt Kunst. Der gelernte Jurist Supino lässt seine Referate von einem Ghostwriter schreiben. Sie sind informativ, sachorientiert und humorlos. Der gelernte Journalist Ringier schreibt seine Referate selbst. Sie sind feuilletonistisch, geistreich und selbstironisch. Bei glamourösen Branchenveranstaltungen wird darum meist der Erfolglosere der beiden als Redner geladen.

Supino will Dominanz, Ringier nicht. Es ist Supinos Verdienst, dass Tamedia mit dem Kauf der Berner Espace Media und der Westschweizer Edipresse zwei strategisch perfekte Übernahmen gelangen. Supino hängt sich persönlich rein. Als hingegen Ringier mit dem



Kultiviert, generös, leger: Verleger Ringier.

Springer-Verlag in Osteuropa ein Joint Venture einging, überliess man den Deutschen völlig die operative Kontrolle. Ringier blieb persönlich lieber auf Distanz.

Bei Tamedia jagte in den letzten Jahren eine Sparrunde die nächste. Supino hatte dabei das Glück, dass er mit Martin Kall einen Manager an der Spitze vorfand, der Sonderklasse war. Kall trimmte die Organisation auf Kosteneffizienz und trieb das Unternehmen zu Rekordgewinnen hoch. Dann kündigte Kall ins Blaue hinaus auf Anfang 2013. Er hatte nichts mehr zu beweisen.

Ringier hingegen hatte oft Pech mit seinen Topmanagern. Vor wenigen Wochen erst entliess er den bisherigen CEO Christian Unger. Die tiefen Kostenschnitte, die Tamedia hinter sich hat, muss Ringier erst noch umsetzen. Der neue CEO Marc Walder hat hier nun einiges zu beweisen. Der Erfolg ist unsicher, weil Michael Ringier, dem inneren Frieden zuliebe, womöglich keine harten Massnahmen will.

Supino joggt. Ringier spielt Golf.

Die zwei Grossverleger der Schweiz, dies journalistisch etwas zugespitzt, repräsentieren in ihrer Art zwei Perioden der Mediengeschichte. Pietro Supino, 46, pragmatisch, kostenbewusst und rastlos, ist der idealtypische Verleger des 21. Jahrhunderts. Michael Ringier, 63, kultiviert, generös und leger, ist der idealtypische Verleger des 19. Jahrhunderts.

## 400 000 Franken für einen Tanzpreis

Von Christoph Landolt

Den Tanz fördern – so lautet das Ziel des neugeschaffenen eidgenössischen Tanzpreises. 2013 wird der Staatspreis zum ersten Mal verliehen – wo, an wen und nach welchen Kriterien, muss erst noch definiert werden. Zu diesem Zweck hat das Bundesamt für Kultur (BAK) eine erste eidgenössische Jury für Tanz ernannt. Deren Mitglieder verfügten über umfassende und breit gefächerte Erfahrungen und Kompetenzen im Tanzbereich, teilte das BAK diese Woche mit.



Im Sommer treffen sich die neun Jurymitglieder zu einer konstituierenden Sitzung, an der die Einzelheiten geregelt werden. Aus diesem Grund kann Claudia Rosiny, Tanz- und Theaterbeauftragte in der Sektion Kulturschaffen des BAK, noch keine Details verraten. Fest steht nur: «Wir wollen die Tanzschaffenden unterstützen.»

Dafür sind 400 000 Franken vorgesehen, die Administration und Rosinys Lohn nicht einberechnet. Ein möglichst kleiner Teil des Budgets soll für die Organisation verwendet werden, sagt Rosiny. Ein Teil des Geldes werde wohl auch für begleitende Massnahmen wie einen Film oder eine Publikation verwendet werden. Der grösste Teil des Preisgeldes – also wohl über 200 000 Franken – solle direkt den «Tanzschaffenden» zugute kommen.

Die Tänzer können sich damit auf eine saftige Preisgelderhöhung freuen. Der bisherige Schweizer Tanz- und Choreografiepreis, der vom Annette-Ringier-Fonds finanziert wurde, war nämlich lediglich 30 000 Franken wert. Der deutsche Tanzpreis, zum Vergleich, bringt den Gewinnern keinen Cent ein. «Unsere Preise sind auf jeden Fall gut dotiert», erklärt Rosiny.

Das Preisestiften gehört zur neuen Strategie des BAK. Im nächsten Jahr will das Bundesamt auch die Autoren (oder: Schriftschaffenden?) mit dem mit 800 000 Franken dotierten eidgenössischen Literaturpreis beglücken. Dieser ist in der Kulturszene umstritten, weil er den privaten Schweizer Buchpreis (Budget: 50 000 Franken) konkurrenziert. Das staatliche Füllhorn ist damit aber noch nicht erschöpft: Bereits steht fest, dass das BAK ab 2014 auch Preise für Theater und Musik vergibt. Für diese sind dem Vernehmen nach je 800 000 Franken budgetiert.



## Leserbriefe

### «Der Schweiz geht es gut dank Unternehmen, die sich international behaupten müssen trotz widrigen Umständen.» *Ralph Aemissegger*

#### Besser als unser Umfeld

Nr. 16 – «Verlässliche Freunde der Gegenseite»; Philipp Gut über die Schweizer Aussenpolitik

Der Autor hat das Thema auf den Punkt gebracht. Der heutigen Politik fehlt ganz klar eine mutige und klare Ausrichtung, gegen innen wie auch gegen aussen. Wir knicken ein beim leisesten Widerstand. Der Schweiz geht es gut dank Unternehmen, welche sich in internationalen Märkten behaupten müssen trotz widrigen Umständen. Ich nehme nur die konstanten Währungsdifferenzen. Die Industrie kämpft, ist kreativ und innovativ. Wir dürfen stolz sein auf das, was das Land leistet, und die Politik sollte sich dessen endlich einmal bewusst werden und die Bürger und Unternehmen auch entsprechend vertreten. Wenn dies so weitergeht, verlieren viele von uns noch mehr den Glauben an die Führung des Landes. Es ist Zeit, sich zu positionieren und mit Stolz ein Land zu vertreten, welches auch mit Recht stolz auf sich sein darf. Denn: Wir machen vieles besser als unser Umfeld.

*Ralph Aemissegger, per E-Mail*

#### Kein Scherz

Nr. 16 – «Peer bei den Schweiz-Freunden»; Andreas Kunz über Peer Steinbrück

Peer Steinbrück wurde schon in der Rezension seiner Memoiren in der NZZ (11.12.2010) als harmlos dargestellt. An seiner Buchpräsentation trat er damals als freundlicher Verkäufer auf. Auch der Report der *Weltwoche* aus Münster lässt ihn bloss als polterig-harmlosen Wahlkämpfer in der Provinz erscheinen. Steinbrücks Äusserungen nach der OECD-Tagung vom 21.10.2008 enthielten zwar eine plakative Komponente («Peitsche», «Indianer», «Kavallerie»), aber eben auch eine bedenklichere: Er sprach von einer Politik, die auch auf internationaler Ebene aufgefordert sei, alle Bataillone in Gang zu setzen, um Steuerbetrug und Steuerrückzahlung zu bekämpfen. Es ginge wohl zu weit, Steinbrück als festen Bestandteil in Ihre «Personenkontrolle» mit einzubeziehen, aber er gehört immerhin auf die *watchlist*. Er scherzt nicht wirklich.

*Felix Hunziker-Blum, Schaffhausen*

Der Besuch bei Peer Steinbrück zeigt einmal mehr, dass bei brisanten und emotional diskutierten politischen Themen am Ende gerne das alte Sprichwort gilt, dass nichts so heiss gegessen wird wie es gekocht wird. Was auch nicht überraschend kommt, da es sich bei der Steuerflucht vieler reicher deutscher Bürger im Kern weniger um ein politisches als vielmehr

wirtschaftliches Problem handelt, bei dem die eigentlichen Akteure nicht die Regierungen in Berlin und Bern, sondern einige Banken und deren Klienten sind. Weswegen die gegenseitigen Forderungen nicht über das Ziel hinauschiessen dürfen und sich vor allem damit befassen müssen, wie man ein höheres Mass an Transparenz bei finanziellen Transaktionen schaffen kann. Zumal hierin ebenso ein Schlüssel liegt, um aus der immer noch anhaltenden globalen Finanzkrise eine der wichtigsten Lehren zu ziehen. Nämlich, dass insbesondere Anonymität Anleger zu verantwortungslosen und anderen Menschen Schaden zufügenden Investments verleitet!

*Rasmus Ph. Helt, Hamburg*

Peer Steinbrück unterlässt nichts, um seine hierzulande nicht gerade hitparadenverdächtige Popularität zu verbessern. Nachdem er schon mal mit Kavallerie und Indianern gefuchelt hat, wirft er uns begriffsstützigen Eidgenossen vor, wir würden im Steuerstreit Ursache und Wirkung verwechseln. Peer Steinbrück und seine Kollegen von links bis rechts politisieren bekanntlich in einer parlamentarischen Demokratie, wo Politiker die Höhe der Steuern ihrer grenzenlosen Ausgabenfreudigkeit anpassen. Da es in unserem Land genau umgekehrt ist, suchen deutsche Bürger ihrer konfiskatorischen Steuerpolitik zu entfliehen, indem sie ihr Geld dort parkieren, wo der Steuerzahler letztlich die Höhe der ihm zumutbar erscheinenden Steuern entrichtet.

*Rolf Gamma, Brissago*

#### Lieber eine «dumme» Mutter

Nr. 16 – «Ego-Mamas»; Daniela Niederberger über das Buch «Macho-Mamas»

Jeder kann sein Leben gestalten, wie er möchte. Die Andersdenkenden zu verunglimpfen ist nichts weiter, als für seinen Weg eine Rechtfertigung zu suchen. Macht Ihr euer Ding so, wie ihr es für nötig erachtet, ich war und bin weiterhin lieber eine «dumme» Mutter, die sich für ihre Kinder Zeit nimmt und somit auch kein schlechtes Gewissen haben muss.

*Gisela Gertsch, Zürich*

Die Buchautorinnen Binswanger und Althaus erwecken den Eindruck, als Mama werde man zum Opfer der eigenen Kinder und der Gesellschaft (Mutterschaft als Schock, Behinderung). Mütter können nun einmal nicht weitermachen wie Väter, spätestens mit der Geburt des Kindes ändert sich alles grundlegend. Ich habe eine Ausbildung als Betriebsökonomin und war mit 28 Jahren in leitender Stellung. Mit 37



Aus dieser Kapsel entweicht kein Aroma ...

Jahren wurde ich Mutter. Schon während der Schwangerschaft habe ich nicht mehr gearbeitet, um mich auf die Geburt und das neue Leben vorzubereiten. Unsere Kinder sind nicht unser Eigentum, sondern werden uns von der Schöpfung bis zu ihrer Mündigkeit anvertraut. Es ist eine einmalige Aufgabe und grosse Verantwortung, Kinder in ihrer Entwicklung zu begleiten. Kinder bringen uns emotional immer wieder an unsere Grenzen – in diesen Momenten erfahren wir unsere eigene Wut, Gereiztheit, Überforderung, Hilflosigkeit. Wir können mit Kindern lernen, unsere Gefühle besser wahrzunehmen und auszudrücken. Und wir dürfen uns an all den unvergesslichen Momenten mit Kindern echt freuen.

*Cristina Bisang, Winterthur*

### Was wären die Alternativen gewesen?

Nr. 16 – «Autohändler auf dem Abstellplatz»; Alex Reichmuth über Emissionsvorschriften

Direktimporteure und auch einige Wettbewerbs-Experten beklagen sich über die ab 1. Juli 2012 geltenden CO<sub>2</sub>-Vorschriften für neue Personenwagen. Der Grund: Kleinimporteure, die weniger als 50 Autos pro Jahr einführen, müssen für jedes Auto einzeln abrechnen, bevor das Fahrzeug zugelassen werden kann. Bei Grossimporteuren mit mehr als 50 Autos wird dagegen erst Ende Jahr über die gesamte Flotte abgerechnet. Sie können deshalb Fahrzeuge mit hohen CO<sub>2</sub>-Emissionen durch sparsame kompensieren.

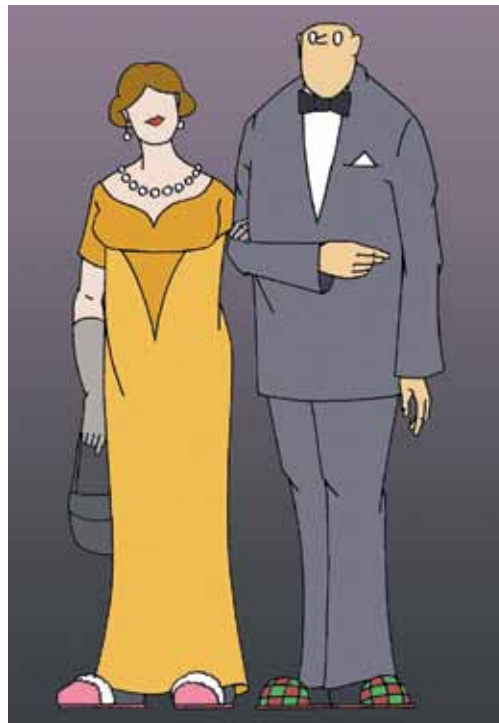
Das ist auf den ersten Blick nicht ganz gerecht und wird – vor allem bei Importeuren, die sich zum Beispiel auf amerikanische Fahrzeuge spezialisiert haben – zu Härtefällen führen. Die Direktimporteure sehen deshalb in diesen Vorschriften einen Wettbewerbsnachteil. Aber was wären die Alternativen gewesen, die Parlament und Bundesrat hätten beschliessen können? Die Direktimporte hätten von den Abgaben befreit werden können. Damit hätten aber die Kleinimporteure einen klaren Wettbewerbsvorteil erlangt. Und das zusätzlich zu denen, die sie jetzt schon haben. Sie leisten keine Garantie, profitieren von Werbung, Schulung und Ersatzteilversorgung durch die Generalimporteure, und auch Rückrufe werden durch die offiziellen Vertreter erledigt. Oder man hätte – wie das in der EU der Fall ist – einfach alle Fahrzeuge einer Marke dem jeweiligen Generalimporteur anrechnen können.

Allerdings ist in der EU der Anteil der Fahrzeuge, die von ausserhalb der Union direkt importiert werden, vernachlässigbar klein. In der Schweiz liegt der Anteil der Direktimporte – vor allem aus der EU – hingegen zurzeit bei über 10 Prozent. Auch mit dieser Lösung hätte man also die Generalimporteure zugunsten der Direktimporteure erheblich benachteiligt.

*Rudolf Blessing, Auto-Schweiz, Bern*

## Darf man das?

### Leser fragen, die Weltwoche antwortet



Darf man von einem Gast verlangen, dass er beim Betreten unserer Wohnung seine Schuhe auszieht und Pantoffeln anzieht?

*Rachel Kunz*

Nein, ausser Ihr Haus ist nur über eine un-asphaltierte Strasse erreichbar – wie etwa das Hotel «Fletschhorn» in Saas Fee –, und während Sie zu Fuss da hingehen, regnet es in Strömen. Passiert es mir persönlich, dass mir jemand Pantoffeln anbietet, versetze ich mich umgehend in eine Trance und denke an Momente, in denen Schuhe ausziehen zur Kultur gehört. So etwa bei meinem letzten Besuch in einem exklusiven japanischen Restaurant oder als ich die Gelegenheit hatte, First Class mit Swiss International Air Lines zu fliegen.

*Chandra Kurt, Wein-Autorin*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



... bis Sie entscheiden, es freizusetzen.

In unserer hermetisch versiegelten Kapsel werden die Aromen optimal geschützt.

**NESPRESSO**  
Die Seele des Kaffees

[www.nespresso.com](http://www.nespresso.com)





«Blitzgescheit», «machtbewusst»: Energieministerin Leuthard.

## Ausstieg ins Nichts

**CVP-Bundesrätin Doris Leuthard hält unbeirrt an der Energiewende fest. Um den Anschein einer breit abgestützten Strategie aufrechtzuerhalten, umgibt sie sich mit Expertengruppen ohne Einfluss. Was treibt die Energieministerin an bei ihren Plänen, die immer weniger aufgehen? Von Alex Reichmuth**

Doris Leuthard hatte leichtes Spiel an diesem Freitagabend in der «Arena». Die CVP-Politikerin stellte sich der Kritik an der «Energiesstrategie 2050» – so hatte das Schweizer Fernsehen die Sendung vom 20. April angekündigt. Doch echte Kritiker fehlten praktisch ausnahmslos.

Neben den Nationalräten Martin Bäumle (Grünliberale), Franziska Teuscher (Grüne) und Roger Nordmann (SP), die voll hinter der Energiewende stehen, waren Urs Gasche (BDP), Ruedi Noser (FDP) und Hans Killer (SVP) geladen. Gasche aber musste Rücksicht nehmen auf seine Parteikollegin Eveline Widmer-Schlumpf, die als Bundesrätin für den Atomausstieg gestimmt hat.

Noser gehört höchstens zu den sanften Kritikern der Energiewende. Letztes Jahr plädierte er für das sogenannte *decoupling*-Modell und damit für eine staatliche Kontrolle des Energieverbrauchs. Killer ist zwar ein Kritiker, aber

ein so leiser und zurückhaltender, dass er in der Sendung kaum zu Wort kam. Raimund Rodewald von der Stiftung Landschaftsschutz und Professor Konstantinos Boulouchos von der ETH Zürich tragen den Atomausstieg ebenfalls mit. Und Pascal Previdoli, Vizepräsident des Bundesamts für Energie (BFE), konnte Leuthard von Amtes wegen nicht kritisieren. Die Sendung verlief wie erwartet: Leuthard konnte fast unwidersprochen die angeblichen Vorzüge ihrer Energiestrategie vorstellen. Nach ihrem letzten Votum dankte Moderator Urs Wiedmer der Bundesrätin gar noch für das «gute Schlusswort».

### Arbeitsgruppen sind nur Staffage

Wie weit Doris Leuthard selber auf die Zusammensetzung der Runde Einfluss genommen hatte, ist nicht bekannt. Immerhin soll sie die Anwesenheit von Rodewald in der «Arena» ge-

wünscht haben. Auf jeden Fall dürfte ihr die Situation, dass ihre Kritiker wenig Einfluss haben, vom eigenen Departement her vertraut gewesen sein. Ein Beispiel dafür sind die diversen Arbeitsgruppen, die Leuthard letztes Jahr ins Leben gerufen hat. Diese Arbeitsgruppen sollen angeblich die Entscheidungsgrundlagen für die Energiewende liefern.

Besetzt sind sie mit Vertretern unterschiedlichster Organisationen, von Economiesuisse bis zum WWF, unter ihnen auch viele Kritiker der bundesrätlichen Energiewende. Doch das Ganze hat sich als Staffage entpuppt. «Diverse Arbeitsgruppen haben an der Konkretisierung der möglichen Massnahmen mitgewirkt», schrieb Leuthards Departement zwar letzte Woche anlässlich der Präsentationen der «Energiesstrategie 2050». Doch von Mitwirkung kann keine Rede sein: Die Mitglieder der Arbeitsgruppen konnten lediglich in der

## «Ein AKW-Neubau ist nicht realistisch»

**Doris Leuthard weist den Vorwurf zurück, opportunistisch zu handeln. Sie vertrete die Energiewende mit Herzblut.**

**Frau Bundesrätin, wann war es für Sie persönlich offensichtlich, dass die Schweiz aus der Nuklearenergie aussteigen muss?**

Nach der Katastrophe in Fukushima war es für mich klar, dass wegen der steigenden Kosten in der Schweiz kein neues AKW mehr gebaut werden kann. Sicherheitsstandards werden nach jedem gravierenden Unfall verschärft, um das Risiko weiter zu mindern. Dadurch wird Energie aus Kernkraft teurer, gleichzeitig holen die erneuerbaren Energien preislich auf.

**Gab es einen Schlüsselmoment? Etwa, als Sie die explodierenden Reaktoren in Fukushima gesehen haben?**

Das war kein emotionaler Entscheid, auch wenn mir das immer wieder unterstellt wird. Wir haben in meinem Departement sorgfältig analysiert, wie es bezüglich dem Neubau von AKW aussieht – insbesondere bezüglich Sicherheit und Investitionskosten. Der Bundesrat ist wohlüberlegt und gestützt auf die überarbeiteten Berechnungen der «Energieperspektiven 2035» zum Schluss gekommen, dass ein Neubau nicht realistisch ist.

**Die Stromkonzerne und die Wirtschaft bemängeln, sie seien von Ihnen vor diesem Entscheid nicht einmal angehört worden.**

Es stimmt, dass ich den Wirtschaftsdachverband Economiesuisse im letzten Mai vor meinem Antrag an den Bundesrat nicht beigezogen habe. Ich bin ja auch nicht das Sprachrohr von Economiesuisse. Aber mit Vertretern der Strombranche, der Grossverbraucher und anderen hatte ich selbstverständlich Kontakt.

**Aber die Wirtschaft ist doch ein wichtiger Player.**

Wie gesagt: Der Bundesrat entscheidet über seine Strategie, nicht Vertreter der Industrie. Und aufgrund der Angaben des Verbands wusste ich ja, dass Economiesuisse weiterhin für Atomkraft ist. Ich habe übrigens im Vorfeld des Ausstiegsentscheids auch nicht mit den Gewerkschaften oder den Umweltschutzverbänden gesprochen.

**Aber mit dem Wirtschaftsverband Swis cleantech?**

Nein.

Laut der Medienmitteilung, die Ihr Departement letzte Woche anlässlich Ihrer Pressekonzferenz verschickt hat, haben diverse Arbeitsgruppen bei der Ausarbeitung der «Energiestrategie 2050» mitgewirkt. Diese Arbeitsgruppen sind aber noch gar nicht zu Resultaten gekommen, wie Mitglieder bestätigen.

Jede Gruppe hat ein Themengebiet, das ihr zugeordnet ist. Es geht darum, Grundlagen für die Entscheide einzubringen. Die Strategie wird letztlich vom Bundesrat bestimmt.

**Sie sagen also, diese Arbeitsgruppen hätten ihre Berichte bereits abgeliefert?**

Gewisse Arbeitsgruppen wie «Netze» oder «volkswirtschaftliche Auswirkungen» liefern die schriftlichen Berichte erst ab, da diese Vertiefungen vom Bundesrat erst auf Mai oder Sommer 2012 angesetzt sind. Die vorgängige Mitwirkung in Hearings und durch Eingaben war gewährleistet.

**Die Energiestrategie, die Sie nun präsentiert haben, geht davon aus, dass es möglich ist, den Stromverbrauch bis ins Jahr 2050 auf dem heutigen Niveau zu stabilisieren. Welche Experten sagen Ihnen, dass das realistisch ist?**

Es sind verschiedene Berichte und Berechnungen, etwa von der ETH, vom Energietrialog oder vom Büro Prognos, die dies stützen. Das Ziel ist ambitioniert. Aber in der Politik braucht es Ambitionen. Annahmen über eine so lange Zeitspanne sind naturgemäss unsicher. Aber darum gehen wir in der Energiestrategie ja schrittweise vor. Jetzt haben wir die Massnahmen für die erste Etappe präsentiert.

**Die Energiestrategie zieht den Bau mehrerer Gaskraftwerke in Erwägung. Damit wären aber die Klimaziele des Bundes Makulatur.**

Erstens will der Bundesrat Gas möglichst vermeiden, muss aber im Sinne der Versorgungssicherheit für alle Eventualitäten eine Lösung haben. Zweitens sagen wir zwar, dass es in der ersten Phase bis 2020 ein Gaskraftwerk braucht. Sonst müsste man Strom importieren, und dieser Strom ist mindestens so schmutzig wie der von Gaskraftwerken. Man darf dies drittens aber nicht isoliert betrachten, sondern muss den Gesamtenergieverbrauch der Schweiz im Auge behalten. Heute beträgt der Gasanteil bereits 13 Prozent. Gas wird

heute stark genutzt fürs Heizen. Mit Gebäudesanierungen können wir diesen Anteil deutlich reduzieren, sodass der Gasanteil in diesem Bereich bis 2050 stark sinkt. Selbst wenn Gas zur Überbrückung im Strombereich nötig ist, wird gemäss Fachleuten der gesamte CO<sub>2</sub>-Ausstoss somit sinken.

**Ihnen wird vorgeworfen, eine Opportunistin zu sein. Sie hätten nach dem Unglück in Fukushima die Energiewende nur unterstützt, um sich und Ihre Partei CVP in ein günstiges Licht zu stellen.**

Der Vorwurf ist unsinnig. Ich habe schon viele heisse Eisen angefasst – beispielsweise auch im Bereich Verkehr, wo ich mich für unpopuläre Billettpreis-Erhöhungen ausgesprochen habe. Wäre ich eine Opportunistin, hätte ich in der Vergangenheit vieles nicht angepackt,



«Sorgfältig analysiert»: Fukushima.

von dem ich überzeugt bin, dass es richtig ist.

**Ist es nicht vielmehr so, dass der Ausstiegsentscheid ein Schnellschuss war, dessen Nachteile jetzt allmählich sichtbar werden – an dem Sie nun aber aus politischen Gründen festhalten müssen?**

Nein. Der Atomausstieg ist volkswirtschaftlich und punkto Sicherheit ein sinnvoller Entscheid. Ich vertrete ihn mit Herzblut. Im Übrigen ist es kein einsamer Entscheid von mir. Der Bundesrat, der Nationalrat und der Ständerat tragen ihn mit. Ein Blick über die Grenzen zeigt zudem, dass namhafte Firmen wie EON aus Atomprojekten aussteigen, weil die erneuerbaren Energien attraktiver geworden sind. Der weltweite Trend liegt bei Effizienz und erneuerbaren Energien.

Doris Leuthard (CVP) ist Vorsteherin des Eidgenössischen Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (UVEK).

Die Fragen stellte Alex Reichmuth.





Im Beirat: Atomgegner Strahm (SP)...



... und Konsumentenschützerin Stalder.

Gruppe einige Power-Point-Präsentationen über die geplante Energiewende anschauen und dazu Fragen stellen. Es wurden weder gemeinsame Stellungnahmen noch Berichte verfasst, wie mehrere Teilnehmer bestätigen.

In den Unterlagen, die den Teilnehmern letzten Sommer abgegeben wurden, heisst es zu den Zielen der Arbeitsgruppen allerdings: «Die Abklärungen werden in einem Bericht festgehalten. Der Bericht dient auch als Grundlage für das Verfassen der Vernehmlassungsvorlage.» Auf Nachfrage, um welche Berichte es sich handelt, schreibt das BFE: «Das sind nicht eigentliche Berichte der Arbeitsgruppen, sondern Berichte zu spezifischen Themen, zu denen die Arbeitsgruppen *konsultiert* wurden.» [Hervorhebung durch den Autor] Der Bund habe mit der Schaffung dieser Arbeitsgruppen falsche Erwartungen geschürt, ärgert sich einer der Teilnehmer. Ein anderer spricht davon, *verseckelt* worden zu sein. Und ein dritter bezeichnet die Arbeitsgruppen als reine Alibigremien.

### Energie-Beirat mit vielen CVP-Leuten

Viele Teilnehmer warten darauf, dass die Arbeit in den Gruppen endlich konkret wird. Doch inzwischen wurden sie vom Bundesamt für Energie zu einem Schlussanlass im Mai eingeladen. Man wolle die Arbeitsgruppen «offiziell verdanken und verabschieden».

Auch vom «Beirat Energiestrategie 2050» muss Leuthard kaum mit Gegenwind rechnen. Dieses Gremium hat die Bundesrätin im letzten November geschaffen. Besetzt ist es zwar mit namhaften Vertretern aus Wirtschaft, Wissenschaft, Verbänden und Kantonen. Doch von den 18 Angehörigen des Gremiums sind fünf CVP-Mitglieder und somit

Parteikollegen von Leuthard (Rolf Soiron, Jean-Michel Cina, Beat Vonlanthen, Philipp Stähelin, Claude-Alain Margelisch). Weiter sitzen im Beirat die Atomgegner Hans-Peter Fricker (WWF), Raimund Rodewald (Stiftung Landschaftsschutz), Rudolf Strahm (SP), Sara Stalder (Stiftung für Konsumentenschutz) und Paola Ghillani (ehemals Max Havelaar). Auch die beiden Professoren Konstantinos Boulouchos (ETH Zürich) und Rolf Wüstenhagen (Universität St. Gallen) sind flammende Befürworter des Atomausstiegs. «Leuthard hat diesen Beirat so besetzt, dass er die gewünschte Unterstützung für ihre Energiestrategie leistet», kommentiert ein Beobachter, der nicht genannt sein will.

Was treibt Leuthard an, sich als Vorreiterin der Energiewende zu profilieren und sich dabei mit Alibigremien zu umgeben? Viele, die Leuthard persönlich kennen, bezeichnen die Bundesrätin als Opportunistin, die zu Schnellschüssen neigt. «Extrem selbstorientiert», sagt ein Verhandlungspartner. «Gut ankommen in der Öffentlichkeit ist ihr wichtig», meint ein Parteikollege. «Doris Leuthard will sich in Szene setzen und in die Annalen eingehen», sagt ein Fachexperte, der sie von einer früheren Tätigkeit kennt. Als Beispiel nennt er das Wettbewerbsrecht. Als Volkswirtschaftsministerin habe sich Leuthard für den Abbau von Handelshemmnissen starkgemacht und das sogenannte Cassis-de-Dijon-Prinzip eingeführt, das den Import von EU-Produkten er-

### Viele, die Leuthard persönlich kennen, bezeichnen sie als jemand, der zu Schnellschüssen neigt.

leichtert. «Nun aber hat sie im Rahmen des CO<sub>2</sub>-Gesetzes Strafsteuern für Autoimporteure durchgesetzt und somit neue Handelshemmnisse geschaffen.»

Ein weiterer Parteikollege geht mit Leuthard besonders hart ins Gericht. Sie vertrete keine Überzeugungen, sondern richte sich immer nach dem Mainstream. «Sie will das *lucky girl* sein, das immer am meisten Punkte macht.» Noch eine Woche nach dem Unglück in Fukushima habe sie sich im vertrauten Kreis darüber beschwert, sie werde bestürmt, den Atomausstieg einzuleiten, bezeugt dieser Parteikollege. «Sie bezeichnete eine solche Energiewende aber explizit als «Blödsinn».» Einige Wochen später habe er mit Erstaunen zur Kenntnis nehmen müssen, dass Leuthard doch für die Energiewende eintritt.

Er führt ein weiteres opportunistischen Verhaltens an: Bei der CO<sub>2</sub>-Abgabe auf Brennstoffe sei Leuthard ursprünglich von einer Obergrenze beim Heizölpreis begeistert gewesen. «Die Idee war, die Abgabe zu verringern, wenn die Marktpreise für Heizöl stark steigen.» Doch nachdem die Bundes-

rätin Widerstand gespürt habe, habe sie von der Begrenzung plötzlich nichts mehr wissen wollen.

Doris Leuthard wird attestiert, «blitzge-schwindigkeit» zu sein und sich rasch in Dossiers zurechtzufinden. Auch spüre sie gut, was die öffentliche Meinung zu einem Thema sei. Gleichzeitig sei sie «extrem machtbewusst» und erwarte «blinden Gehorsam». In der Öffentlichkeit gebe sich Leuthard zwar offen und charmant, doch in ihrem Machtbereich trete sie oft herrisch und arrogant auf. «Sie kann aufbrausend reagieren und Personen, die ihr widersprechen, zusammenstauchen», tönt es von ihren Kritikern.

### Schnippisch behandelte CVPler

Zu diesem Machtbereich zählten auch ihre Partei und die CVP-Fraktion im Bundeshaus. «Sie kontrolliert diese Fraktion so stark wie kein CVP-Mitglied des Bundesrats zuvor», sagt ein Beobachter. «Leuthard ist in der Partei nach wie vor die dominante Figur – obwohl sie seit Jahren nicht mehr deren Präsidentin ist», meint ein Parteikollege. Der aktuelle Präsident Christophe Darbellay und Fraktionschef Urs Schwaller hätten Mühe, sich gegen sie zu behaupten. Schwierig werde es für Personen, die andere Standpunkte als Leuthard vertreten oder ihr gar offen widersprechen. Diesen be-gegne sie oft mit Überheblichkeit. Zu spüren bekommen hätten das etwa diejenigen Mitglieder der CVP-Fraktion, die der Energiewende skeptisch gegenüberstehen. Die schnippische Art, mit der Leuthard sie behandelte, habe für viel Verärgerung gesorgt.

Viele Fachleute und Experten, wie jüngst Economiesuisse-Chef Gerold Bührer oder Alpiq-Präsident Hans Schweickardt, hegen starke Zweifel, ob die von Leuthard vertretenen Energiepläne realistisch sind. Man konstatiert Wunschenken. Die letzte Woche vorgestellten Massnahmen genügten bei weitem nicht, um die Stromversorgung zu sichern. Wie reagiert Bundesrätin Leuthard, wenn die Mängel ihrer Energiepolitik immer offensichtlicher werden? «Leuthard merkt allmählich selber, dass das Ganze nicht aufgeht», sagt ein Kritiker. Jetzt aber könne sie nicht mehr zurück. «Sie hat sich überschätzt», sagt ein anderer Kritiker. «Als Chefin des Volkswirtschaftsdepartements hatte sie es nie mit wirklich heissen Eisen der Politik zu tun. Jetzt will sie im Energiebereich allen zeigen, wie sehr sie fähig ist, Visionen umzusetzen.» Leuthard bleibe nur die Flucht nach vorne: die Energiewende immer mehr schönreden, um zu verschleiern, dass Wunsch und Realität auseinanderklaffen. «Sie kommt aus dieser Sackgasse nicht mehr raus», ist ein Wirtschaftsexperte überzeugt. Sollte die Energiewende in ein bis zwei Jahrzehnten definitiv scheitern, wird Doris Leuthard aber längst nicht mehr im Amt sein. ○

# Überreaktion in Tschernobyl

In der Ukraine wird mit internationaler Hilfe eine neue Schutzhülle um den Havarie-Reaktor gebaut. Auch die Schweiz beteiligt sich an den immensen Kosten. Doch der Aufwand ist unnötig. Einige einfache Sicherungsmassnahmen würden genügen. *Von Alex Reichmuth und Walter Rüegg*

Vor genau 26 Jahren explodierte der Reaktorblock 4 im ukrainischen Tschernobyl. Glaubt man den Berichten in den Medien, ist die Situation heute erneut alarmierend. Der Sarkophag, der 1986 um den explodierten Reaktor errichtet wurde, sei undicht und baufällig geworden. «Bei einem Einsturz würde erneut eine radioaktive Staubwolke über weite Landstriche wabern», warnte der *Spiegel*.

Im März hat die Ukraine mit dem Bau einer riesigen neuen Schutzhülle aus Stahl begonnen. Diese soll 105 Meter hoch werden, so hoch wie der Basler Messturm. Die 18 000 Tonnen schwere Hülle wird neben dem Reaktor errichtet und anschliessend über den alten Sarkophag geschoben. Erklärtes Ziel ist es, zu verhindern, dass radioaktive Substanzen in die Umgebung gelangen. Die Sicherungsmassnahmen sollen bis 2015 dauern und etwa zwei Milliarden Franken verschlingen. Die Staatengemeinschaft beteiligt sich massgeblich an den Kosten. Vor einem Jahr hat eine Geberkonferenz der Ukraine 575 Millionen Euro in Aussicht gestellt. Dabei übernehmen die USA, Frankreich, Russland und Deutschland den Löwenanteil. Auch die Schweiz trägt knapp fünf Millionen Euro bei.

## Bedrohliche Zahlen

Ist dieses Geld gut investiert? Geht vom Havarie-Reaktor tatsächlich noch immer eine grosse Bedrohung aus? Um diese Fragen zu beantworten, soll hier zuerst die potenzielle Giftigkeit des radioaktiven Materials abgeschätzt werden, das sich noch im Reaktor befindet. Dazu muss man wissen, dass die Einnahme solchen Materials (über Atemluft und Nahrung) heute das weitaus grössere Risiko darstellt als die direkte Strahlung, die von ihm ausgeht. Wie giftig die Einnahme abgebrannten Kernbrennstoffs ist, ist durch viele unabhängige Untersuchungen gut belegt. Demnach braucht es, 26 Jahre nach dem Unfall, mindestens 30 Milligramm dieses Stoffs, um einen Menschen zu töten. Reines Heroin ist ähnlich toxisch. Eine Tonne Kernbrennstoff in Tschernobyl entspricht somit maximal etwa 30 Millionen tödlicher Dosen.

Der Havarie-Reaktor beinhaltete ursprünglich 190 Tonnen Kernbrennstoff. Heute ist aber bestimmt weniger radioaktives Material vorhanden, da ein Teil davon bei der Explosion weggeschleudert wurde und die leichtflüchtigen Bestandteile längst aus dem Reaktor entwichen sind. Trotzdem soll hier vom schlechtesten Fall ausgegangen werden. 190 Tonnen Kernbrennstoff stellen gemäss obiger Rechnung maximal

sechs Milliarden potenziell tödliche Dosen dar. Das tönt zwar sehr bedrohlich. Anhand von Vergleichen kann man aber erkennen, dass diese Giftmenge keineswegs einzigartig ist.

Ein grosses Kohlekraftwerk mit 1000 Megawatt Leistung verbraucht pro Jahr mehrere Millionen Tonnen Kohle und produziert in wenigen Jahren mindestens so viel Gift, wie in Tschernobyl noch lagern. Denn bei der Verbrennung von Kohle werden tonnenweise toxische Schwermetalle freigesetzt und gewaltige Mengen an giftigen Verbindungen erzeugt. Der grösste Teil davon sammelt sich in der Schlacke und in den Filterrückständen. Teilweise gelangen die Giftstoffe in die Atmosphäre. Auch viele Bergwerke hinterlassen Schwermetalle in den Abfällen und damit in wenigen Jahren Betrieb eine Giftmenge, die bezüglich tödlicher Dosen diejenige in Tschernobyl weit übersteigt. Diese Abfälle werden oft in riesigen Lagerbecken aufbewahrt. Weltweit gibt es etwa 3500 davon. Jährlich brechen durchschnittlich drei bis vier dieser Lagerbecken, und die Umwelt wird mit toxischem Schlamm verseucht.

Welche Gefahren gehen also vom Unglücksreaktor in Tschernobyl aus? Die verbleibenden radioaktiven Substanzen sind grösstenteils in einer keramikartigen Masse eingebunden, die kaum wasserlöslich ist. Selbst bei einem grösseren Wassereintrich in den Reaktor würden

das Erdreich und das Grundwasser kaum wesentlich belastet. Bei einem Kollaps des alten Sarkophags könnte zwar eine begrenzte Menge an radioaktivem Staub aufgewirbelt werden, der sich in der Umgebung verteilt. Die Belastung innerhalb der Dreissig-Kilometer-Sperrzone um den Reaktor wäre aber auch pessimistisch gerechnet wenig dramatisch (verglichen mit der natürlichen Radioaktivität des Bodens), ausserhalb der Sperrzone wohl ganz vernachlässigbar.

## In Fukushima weit kostengünstiger

Es ist sicher sinnvoll, einer erneuten radioaktiven Belastung von Boden und Grundwasser in Tschernobyl vorzubeugen. Doch braucht es dafür Massnahmen, die zwei Milliarden Franken kosten? Nach dem Reaktorunglück in Fukushima wurde zum Schutz der Umwelt eine viel kostengünstigere Schutzhülle aus einem starken Stahlgerüst mit einer luftdichten Abdeckung errichtet, die kaum teurer als hundert Millionen Franken war. Der Bau konnte innert Monaten beendet werden. Eine vergleichbare Massnahme würde wohl auch in der Ukraine vollauf genügen – zumal die Gefahren dort heute weit geringer sind als derzeit in Japan.

**Walter Rüegg** ist Kernphysiker, hat 20 Jahre lang an der ETH und am PSI (damals SIN) geforscht und war Chefphysiker in der Schweizer Armee.



*Keineswegs einzigartig:* Reaktorblock 4 im ukrainischen Tschernobyl.



# Dorfgespräch in Eritrea

Die Zahl der Asylgesuche aus Eritrea nimmt unaufhörlich zu. Als Deserteure würden sie in ihrer Heimat gefoltert, behaupten die Migranten. Der eritreische Honorarkonsul widerspricht. Die Schweiz handle «blauäugig und naiv». Von Andreas Kunz



Geöffnete Tore: Asylsuchende aus Eritrea in Zürich.

Es sind Geschichten aus einer anderen Wirklichkeit: «Sie würden mich schlagen, foltern und ins Gefängnis werfen», sagt Temesghen. Für einen Dienstverweigerer wie ihn sei dies in Eritrea die «normale Strafe». Deshalb sei er damals, vor fünf Jahren, in die Schweiz geflüchtet. Und deshalb könne er jetzt auch nicht in seine ostafrikanische Heimat zurückkehren.

Temesghen sitzt vor einem Asylheim im Zürcher Oberland. Noch bevor er fertig ist mit Erzählen, kommt der nächste Eritreer und berichtet das Gleiche. Alle erzählen sie von angedrohten Schlägen, Folterungen und langjährigen Gefängnisstrafen. Wie sie davor geflüchtet seien und dass sie deswegen nicht zurückkehren könnten.

Die Geschichten klingen alle gleich, wie auswendig gelernt. Mehrmals haben sie den Behörden seit ihrer Ankunft erzählt, wie «grausam» das eritreische Militär mit Deserteuren

umgehe. Am Schluss war das Ziel erreicht: Sie haben in einem der reichsten Länder der Welt Asyl erhalten. Bis zu ihrem Lebensende werden sie versorgt und dürfen nicht zurückgeschickt werden – egal, ob sie sich jemals integrieren, egal, was immer sie hier anstellen.

## Entscheid mit Signalwirkung

Temesghen und seine Kollegen gehören zu den über 10 000 eritreischen Asylanten, die in den letzten sechs Jahren in der Schweiz als Flüchtlinge aufgenommen wurden – oder «vorläufig» bleiben und wegen «Unzumutbarkeit» nicht in ihr Heimatland zurückgeschickt werden dürfen. Ihre Zahl ist in den letzten Jahren geradezu explodiert. Kamen 2005 noch 181 Eritreer, waren es ein Jahr später bereits 1207. Die Zahl stieg weiter auf 2849 im Jahr 2008 und auf 3350 im Jahr 2011. Mit 1151 Asylgesuchen allein in den ersten drei Mona-

ten dieses Jahres zeichnet sich der nächste Rekord bereits ab.

Ob ihre Geschichten stimmen, ob sie überhaupt aus Eritrea und nicht aus dem Nachbarland Äthiopien stammen, wie von vielen Asylbetreuern vermutet wird, spielt keine Rolle. Die Papiere haben sie vernichtet, und seit 2005 die Asylrekurskommission, das heutige Bundesverwaltungsgericht, beschlossen hat, dass Dienstverweigerung als Asylgrund anerkannt werden muss, sind die Tore für Eritreer geöffnet.

Es war ein Entscheid mit Signalwirkung. Gefällt wurde er unter dem Vorsitz des SP-Richters Walter Stöckli, vormals langjähriger Leiter des Rechtsdienstes der Schweizerischen Flüchtlingshilfe. Kein anderes europäisches Land hat weder davor noch danach Dienstverweigerung je als Asylgrund anerkannt. Entsprechend gross ist die eritreische Diaspora mittlerweile geworden. Im Verhältnis zur Bevölkerung leben weltweit nirgends so viele Eritreer ausserhalb ihrer Heimat wie in der Schweiz.

Der damalige Justizminister Christoph Blocher (SVP) wollte das Problem mit einem dringlichen Bundesbeschluss lösen. Das war im Oktober 2007, zwei Monate später war er abgewählt. Seine Nachfolgerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) brach die Übung ab. Sie plante, das sich bereits damals abzeichnende Problem bloss mit einer Gesetzesrevision zu lösen. Passiert ist jedoch nichts, Widmer-Schlumpf wechselte ins Finanzdepartement. Heute, über 10 000 eritreische Asylgesuche später, ist der Missstand selbst bei den Linken erkannt, SP-Justizministerin Simonetta Sommaruga versucht ihn zu beheben.

Mit der laufenden Asylgesetzrevision will sie Wehrdienstverweigerung und Desertation nicht mehr automatisch als Asylgrund anerkennen. Doch bereits bei der Beratung im Parlament Ende letzten Jahres warnte sie vor allzu grossen Erwartungen: «Ich muss Ihnen ehrlich sagen, dass es an der Ausgangslage nichts ändern wird, wenn Sie diesen Artikel in dieser Fassung aufnehmen.» Wenn jemand «glaubhaft» belegen könne, dass er in seinem Staat verfolgt werde oder Rückführung wegen Unzumutbarkeit nicht möglich sei, könne er weiterhin in der Schweiz bleiben. Der Bundesrat wolle mit dieser Änderung «nur ein Zeichen» setzen, sagte Sommaruga.

Das Zeichen ist allerdings längst gesetzt. «In jedem Dorf in Eritrea weiss man, dass Dienst-

verweigerer in der Schweiz nicht zurückgeschickt werden und wie viel Sozialhilfe von den Behörden ausbezahlt wird», sagt der eritreische Honorarkonsul Toni Locher. «Die Schlepperorganisationen instruieren die Asylsuchenden haargenau, wie sie ihr Gesuch begründen sollen.» Locher bereist das Land seit 35 Jahren, er ist der Präsident des Schweizerischen Unterstützungskomitees für Eritrea, eines Zewo-anerkannten Hilfswerks. Sein Urteil: «Das Bundesverwaltungsgericht urteilte blauäugig und naiv.»

### Das Dreissigfache von der Sozialhilfe

Der regierungsfreundliche Locher widerspricht den Darstellungen der Deserteure. «Harte Strafen und Übergriffe kommen in der Armee vereinzelt vor, es gibt aber keine systematischen Übergriffe.» Eritrea befinde sich noch immer in kriegsähnlichen Auseinandersetzungen mit dem grossen Nachbarn Äthiopien, erst am 15. März dieses Jahres sei das Land wieder angegriffen worden. «In Eritrea herrscht nationale Mobilmachung», sagt Locher. «Deserteure müssen zwei bis fünf Jahre ins Gefängnis.» Zum Vergleich: Während des Zweiten Weltkriegs wurden Landesverräter in der Schweiz standesrechtlich erschossen.

Gemäss Locher würde Eritrea ohne die Armee, den National Service, zusammenbrechen. Rund die Hälfte der Soldaten seien im

zivilen Bereich tätig, als Lehrer, Ingenieure oder im Gesundheitswesen. «Das Problem ist der schlechte Sold in der Armee, deshalb wollen die Jungen weg», sagt Locher. Ein Soldat verdiene in Eritrea monatlich 550 Nacfa, umgerechnet gut dreissig Franken. In der Schweiz erhalten sie – ohne zu arbeiten – von der Sozialhilfe das Dreissigfache, plus Krankenkasse, Versicherungen, Zahnarztkosten etc.

Locher, der bereits im Mai das Land wieder bereisen will, erzählt von den familiären Strukturen, die den Eritreern so wichtig seien.

### Kamen 2005 noch 181 Eritreer, stieg die Zahl ihrer Asylgesuche letztes Jahr auf 3350.

Zwar könnten die Asylanten verhältnismässig grosse Beträge zurück in die Heimat schicken, aber glücklich würden sie in der Alpenrepublik meistens nicht. «Sie leben hier sehr isoliert, und die Selbstmordrate ist relativ hoch – im Gegensatz zu Eritrea, wo es praktisch keine Suizide gibt», sagt Locher. Ihre Träume von einer besseren Welt, die sie sich in ihrer Heimat ausgemalt hatten, erfüllten sich nicht, dafür vergrösserten sich der Alkoholkonsum und die psychischen Folgen der Einsamkeit. «In der Heimat könnten sie zwar arm, aber aufrecht und in Würde leben», sagt Locher.

Der Honorarkonsul erzählt von stolzen Eritreern, die schon länger in der Schweiz arbeiten und es schade finden, dass die Sozialhilfe die Jungen nicht zu einer Arbeit zwingt. Gemäss der Zeitschrift *Beobachter* leben denn auch 98 Prozent der eritreischen Asylanten von der Fürsorge, selbst wenn sie schon jahrelang im Land sind. Ein absoluter Spitzenwert unter den Flüchtlingen. «Das Bildungsniveau ist gering», sagt Locher. «Sie haben daheim vielleicht als Krankenpfleger gearbeitet und meinen, sie könnten dies hier auch tun.» Tatsächlich stolpten sie von einer Frustration zur nächsten. Und der anfänglich vorhandene Willen, auf eigenen Beinen zu stehen, sei bald verflogen.

Auch bei Temesghen, dem Eritreer aus dem Zürcher Oberland, war dieser Wille schnell gebrochen. «Du musst nicht arbeiten gehen, du hast Anrecht auf Sozialhilfe», habe ihm sein Schweizer Anwalt gesagt. Bald will er seine Ehefrau, eine Äthiopierin, per Familiennachzug in die Schweiz holen. Ebenso die drei gemeinsamen Kinder. Die Geschichten seiner Kollegen hier im Asylheim, deren Frauen teils in psychiatrischen Kliniken landeten und deren Kinder in den Schulen mit sonderpädagogischen Massnahmen eingedeckt werden, schrecken ihn nicht ab. Vorerst zähle nur das Geld, sagt Temesghen. Die Reisekosten für die Familie bezahle der Bund oder notfalls die Caritas, habe ihm sein Anwalt gesagt. ○



## So sehen heute Kraftwerke aus.

Die Zukunft gehört klima- und energieeffizienten Gebäuden – und Holz ist der ideale Baustoff dafür. Im Vergleich zu anderen Baustoffen ist Holz CO<sub>2</sub>-reduzierend und eine erneuerbare Ressource. So können Bauten aus Holz in Kombination mit Solar- und Fotovoltaikanlagen mehr Energie erzeugen, als ihre Bewohner verbrauchen. Bauen auch Sie mit Holz, Ihnen und einer gesunden Umwelt zuliebe. [www.holzbau-schweiz.ch](http://www.holzbau-schweiz.ch)

**HOLZ**  
MACHT STOLZ

CO<sub>2</sub>  
REDUZIEREN

holzbau schweiz  
verband schweizer holzbau-unternehmungen



# Rote Grüne und rechte Geister

Die Grünen haben zwei neue Präsidentinnen – an ihrem linken Kurs dürfte sich wenig ändern. Dass die Partei rot wurde, ist nicht ohne Ironie: Die ersten Umweltschützer waren erzkonservative Apokalyptiker und Fremdengegner. Von Lucien Scherrer



«Dann geht's eben melonengrün weiter»: neue Grünen-Präsidentinnen Thorens (l.) und Rytz.

Das Essen, das an der Delegiertenversammlung der Grünen Partei der Schweiz serviert wird, ist ein Kompromiss zwischen Askese und Lebensfreude: Neben einem unansehnlichen Batzen Linsenmus gibt's als munteres Ausrufezeichen ein *Redli* Saucisson. Über 200 Delegierte aus der ganzen Schweiz sind nach Carouge gereist – ein «ökologischer Blödsinn», wie sich ein Delegierter ereifert –, um ein neues Präsidium zu wählen. Passend zum Essen endet die Wahl mit einem Kompromiss: Mit der vierzigjährigen Waadtländerin Adèle Thorens und der fünfzigjährigen Bernerin Regula Rytz werden zwei Frauen als Co-Präsidentinnen gewählt, die sowohl liberale als auch sozialkonservative Geister befriedigen sollen.

Während Jubel durch die «Salle de fêtes» brandet und sich Thorens und Rytz Küsschen auf die Wange drücken, machen einige Delegierte gute Miene zum bösen Spiel. «Dann

geht's eben melonengrün weiter», raunt ein Berner Delegierter. Wie 67 andere im Saal hätte er sich den jungen Zürcher Bastien Girod als Co-Präsidenten von Thorens gewünscht. Denn Girod steht wie die Waadtländerin für Öffnung, Aufgeschlossenheit gegenüber der Wirtschaft und Abschied vom sozialistischen Kurs des scheidenden (Einzel-)Präsidenten Ueli Leuenberger. Die Feministin, ehemalige Gewerkschafterin und Sozialdemokratin Regula Rytz gilt dagegen als Wunschkandidatin des linken Flügels, als staatsgläubige Melone: aussen grün, innen rot. «Die Regula», meint der Berner, sei zwar eine «Gmögige» – aber in der Sache «knallhart links».

Tatsächlich erhält die Partei zwei Gesichter: ein liberaleres im Welschland, ein bewahrendes in der Deutschschweiz. Einen «Ruck in die Mitte» oder gar eine Fusion mit den Grünliberalen, wie das «Pragmatiker» nach der Schlappe

der Partei bei den Nationalratswahlen gefordert hatten, wird es unter Rytz kaum geben. Bereits vor den Wahlen antwortete sie auf Fragen nach einem Rechtsruck ausweichend: «Die Begriffe links, rechts und Mitte sind heute nicht mehr präzise», liess sie sich in einem wohlwollenden Porträt der (linken) *Wochenzeitung* (WOZ) zitieren.

Dieses Herumdicksen ist für viele Grüne typisch: Man steht links, windet sich aber um diesen Begriff, den man gemäss den Statuten der Partei überwinden will. Der abtretende Präsident Ueli Leuenberger trieb dieses Spiel auf die Spitze: Nachdem er die Partei bei den Nationalratswahlen mit einem strammen Linkskurs ins Verderben geritten hatte, blockte er die Diskussion über einen Richtungswechsel ab – mit dem Argument, dass man weder nach links noch nach rechts, sondern «in die Tiefe» gehen müsse. Dass diese Tiefe rot ist, versteht sich bei Leuenberger von selbst: Im Vorfeld der Präsidiumswahl hatte er vor «rechten Vertretern» wie Girod und Thorens gewarnt, und in seiner Abschiedsrede beschwor er die Delegierten, an seinem sozialen und gewerkschaftlichen Kurs festzuhalten.

## Der verspottete «Oehologe»

Doch wie sind die Grünen eigentlich rot geworden? Die Verbindung links-grün lag keineswegs in der Natur der Sache, wie ein Blick in die Geschichte zeigt. Die ersten Umweltschützer waren Romantiker aus dem Bürgertum, die sich über die ästhetischen Sünden der industriellen Revolution ärgerten. Und die ersten Politiker, die grüne Töne anschlugen, standen rechts – ganz rechts. So wettete der erzkonservative James Schwarzenbach 1971 in einer 1.-August-Rede gegen die Zubetonierung der Heimat. Die 1961 gegründete Nationale Aktion für Volk und Heimat (NA), der Schwarzenbach bis 1971 angehörte, war die erste wachstumskritische, grüne Partei der Schweiz. Sie verknüpfte die Umwelt- mit der Migrantenfrage: Wenn man einen Teil der Ausländer hinauswerfe und die Zuwanderung stoppe, werde auch die Natur geschützt.

Valentin Oehen, der von 1971 bis 1986 für die NA im Nationalrat politisierte, warnte in Vorträgen vor der Apokalypse, später kämpfte er gegen die geplanten Atomkraftwerke in Gösgen und Kaiseraugst. «Wir waren schon grün, lange bevor die Grünen geboren wurden», sagt der heute Achtzigjährige, der damals als «Oehologe» verspottet wurde. Die ersten grün-

nen Politgruppen, die ab 1971 auf lokaler Ebene entstanden, waren ebenfalls keine Zellen von roten Öko-Freaks; es handelte sich vielmehr um Bürgerwehren, die gegen Projekte wie die Autobahn N5 am Neuenburgersee mobilisierten. Die traditionelle Linke, die Sozialdemokraten und die kommunistische Partei der Arbeit (PdA), foutierte sich bis weit in die siebziger Jahre um das Thema: Umweltschutz galt als fortschrittsfeindlich und reaktionär – sabotierte er doch die Verbesserung des materiellen Wohlstands der Arbeiter.

Der rote Vorstoss in die Ökobewegung begann erst Mitte der siebziger Jahre, als die 68er auf den Zug der Atomkraftgegner aufsprangen. Neomarxistische Gruppen der neuen Linken wie die Progressiven Organisationen der Schweiz (Poch) hatten schnell gespürt, dass sich mit dem Kampf gegen Autobahnen und AKW mehr Staat machen liess als mit dem Versuch, die Arbeiter gegen ihre kapitalistischen «Ausbeuter» aufzuhetzen. Den Einsatz für die Umwelt stilisierten sie zum Klassenkampf gegen den kapitalistischen Konsumterror.

## Über 200 Delegierte sind nach Carouge gereist – ein «ökologischer Blödsinn».

Als der Klassenkampf Anfang der achtziger Jahre aus der Mode kam, zimmerte sich die neue Linke eine rot-grüne Ideologie zusammen: «Das rote Element muss grün werden, weil die Sicherung des Überlebens die Bedingung ist, damit die alten Ziele erreicht werden können», schrieb der Berner Poch-Grossrat Beat Schneider 1983, «das grüne Element muss rot werden, weil das Überleben nur gesichert ist, wenn der Imperialismus gebrochen wird und die kapitalistische Epoche ihr Ende findet.»

Im selben Jahr schlossen sich bürgerliche Ökogruppen zur Grünen Partei der Schweiz (GPS) zusammen, die mit ihrem undogmatischen Auftreten viel erfolgreicher war als die grünen Marxisten. Diesen gelang es nicht, die neue Linke mit einer grünen Wende zu retten und eine einheitliche Partei links der GPS auf-

zubauen. Das hatte Folgen: Als die Poch und andere Gruppen Ende der achtziger Jahre implodierten, suchten ihre Aktivisten ihr Heil meist in der SP – und in der GPS. Während die SP grüner wurde, trugen ehemalige Klassenkämpfer wie Daniel Vischer, Louis Schelbert und Jo Lang dazu bei, dass die «gurkengrüne» GPS zu einer «melonengrünen» Partei reifte.

«Die Grünen sind im Laufe der Jahre immer deutlicher nach links abgedriftet», stellte Walter Schiesser, ein grüner Freisinniger, anlässlich des zwanzigsten Geburtstags der GPS (2003) fest. Und Bernhard Pulver, der heute in der Berner Kantonsregierung sitzt, kritisierte, dass seine Partei «viel zu stark auf die gewerkschaftlich orientierte Linksaussen-Position» fixiert sei. Das war auch der Grund, weshalb sich ein Jahr später die Grünliberalen abgespalten: Sie fühlten sich in der einst bürgerlichen GPS an den Rand gedrängt.

### «Schwarzenbach lässt grüssen»

Den rechtsnationalen Grünen gelang es dagegen nie, sich durchzusetzen. «Unsere Gegner haben uns mit dem Totschlag-Argument der Ausländerfeindlichkeit aus der öffentlichen Debatte gedrängt», klagt Valentin Oehen. Nachdem er sich 1986 mit der NA überworfen hatte, versuchte er, mit der Ökologisch-Freiheitlichen Partei und der Svolta Ecopolitica im Tessin rechte Umweltparteien aufzubauen, scheiterte jedoch kläglich. Heute beruft sich der Agronom, Geistheiler und Exorzist darauf, dass die Grünliberalen seine Ideen geklaut hätten.

Die Geister der rechten Umweltschützer bleiben für die Grünen eine Hypothek. Das zeigt sich im verkrampften Umgang der GPS mit den Themen Bevölkerungswachstum und Immigration. Die offizielle Linie lautet, dass das Problem global angegangen werden müsse, sprich: Die Konzerne müssten aufhören, die Dritte Welt auszubeuten. Wenn die Wirtschaft dann auch noch der Wachstumsideologie abschwöre und keine ausländischen Fachkräfte mehr abwerbe, werde sich das Problem der Zuwanderung von selbst lösen. Gegenüber Wirtschaftsflüchtlings und Sans-Pa-

piers vertritt die Partei eine konsequente Politik der offenen Türen. Es komme nicht auf die Anzahl Menschen an, die in einem Land lebten, heisst es – sondern auf deren Ressourcenverschleiss. Untermalt wird diese Theorie mit klassenkämpferischen Tönen: «Es sind die Reichen, die immer mehr Platz brauchen», sagt der Aargauer GPS-Nationalrat und erfolgreiche Präsidiumskandidat Geri Müller, «die Migranten verursachen nur einen kleinen Teil des Flächenverbrauchs.»

Wer nach Zuwanderungsbeschränkungen rief, lief bei den Grünen bisher Gefahr, mit der Nazikeule erledigt zu werden. «Schwarzenbach lässt grüssen», ereiferte sich Ueli Leuenberger im Juni 2011 über die Ecopop-Initiative, die mit ökologischen Argumenten eine Begrenzung des jährlichen Bevölkerungswachstums verlangt. Mit den Grünen habe die Initiative «nichts zu tun». Tatsächlich engagieren sich bei Ecopop einige GPS-Mitglieder. Den Gegnern des Vereins kommt jedoch gelegen, dass sich in den siebziger Jahren auch NA-Politiker wie Valentin Oehen in der Vorläuferorganisation von Ecopop engagierten. Das reicht, um ihre Argumente vom Tisch zu wischen.

Noch lauter jaulte Leuenberger auf, als seine Parteikollegen Bastien Girod und Yvonne Gilli im Oktober 2009 mit einem Arbeitspapier auf die negativen ökologischen Folgen der Immigration hinwiesen. Das erinnere an die Parolen der Nazis, dozierte der Grüne, der als ehemaliger Sympathisant der Maoisten selber Erfahrungen hat mit totalitären Ideologien.

### Girod ist kleinlaut geworden

Ob die Grünen nach Leuenbergers Abgang offener und unbeschwerter über das Thema Migration diskutieren werden, bleibt abzuwarten. Am Parteitag wird es erst angeschnitten, als der Berner Grossrat Hasim Sancar von den Präsidiumskandidaten eine Stellungnahme verlangt. Die Reaktionen sind interessant: Bastien Girod erklärt, dass er sich künftig erst mit «Experten» in der Partei absprechen werde, bevor er sich dazu äussere. Und Regula Rytz? Sie ignoriert die Frage, versichert dann aber später, dass man «darüber reden» werde. ○

## Individuelle Eigentumswohnungen und Reihenhausteile in Rafz –

nur 30 Minuten von Zürich und 20 Minuten von Schaffhausen entfernt.

Baustart erfolgt, Bezug Herbst 2013.



[www.rosenlaube.ch](http://www.rosenlaube.ch)  
Telefon +41 43 810 90 10





# Gute Nachrichten aus Strassburg

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat kürzlich entschieden, dass Beziehungen zwischen Geschwistern strafbar sein dürfen. Das ist keine Selbstverständlichkeit, wenn man sich andere Urteile des Gerichts anschaut. *Von Martin Schubarth*



*In Deutschland bestraft:* die Geschwister Patrick und Susan K. mit einem ihrer vier Kinder, 2006.

Für einmal gibt es Gutes zu vermelden aus Strassburg. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) sieht in der Strafbarkeit inzestuöser Beziehungen zwischen erwachsenen Geschwistern keine Verletzung der Menschenrechtskonvention und hat deshalb eine gegen Deutschland gerichtete Klage abgewiesen. Dieses – übrigens einstimmig gefällte – Urteil ist im Lichte der Extravaganzen, die sich der Strassburger Gerichtshof in den letzten Jahren geleistet hat, keine Selbstverständlichkeit. Beginnt ein Umdenken in den Köpfen der europäischen Richter? Haben sie etwa aus dem Kruzifix-Fall die nötigen Lehren gezogen? In jenem Fall hatte zunächst eine Kammer des EGMR Italien wegen der Duldung von Kruzifixen in öffentlichen Schulen verurteilt – ebenfalls einstimmig mit Zustimmung des damaligen italienischen Richters. Erst auf massiven Protest von Italien, unterstützt von mehreren Ländern mit christlicher Kultur, hob die – Grosse Kammer des Gerichtshofes diese Verurteilung auf (*Weltwoche* Nr. 14/11).

Worum geht es im jetzt entschiedenen Inzestfall? Zwischen zwei Halbgeschwistern, die sich erst kennenlernten, als die wesentlich jüngere Schwester bereits sechzehn Jahre alt war, kam es zu einer länger dauernden inzestuösen Beziehung, aus der vier Kinder hervorgegangen sind. Die Geschwister wurden wegen

Verletzung des in Deutschland wie in der Schweiz bestehenden Inzestverbotes bestraft.

Soll man Inzest zwischen erwachsenen Personen bestrafen? Oder wenigstens den Geschwisterinzest straflos lassen? Die Frage wird immer wieder diskutiert. Der Bundesrat hat vor bald zwei Jahren die völlige Abschaffung des Inzestverbotes vorgeschlagen (*Weltwoche* Nr. 41/10), ist damit aber in der Vernehmlassung auf erheblichen Widerstand gestossen. Es bleibt offen, ob er an seinem Vorschlag festhalten wird.

In Deutschland hat man den hier diskutierten Fall zum Anlass genommen, die Frage der Verfassungsmässigkeit der Bestrafung des Geschwisterinzestes oder sogar generell der Inzeststrafnorm durch das Bundesverfassungsgericht überprüfen zu lassen. Dieses hat vor vier Jahren die Verfassungsmässigkeit bejaht. Diese Entscheidung hat bei einigen Strafrechtstheoretikern Empörung ausgelöst. Sie sind der Meinung, die Strafrechtstheorie könne abschliessend und verbindlich festlegen, dass Verhaltensweisen wie der Inzest nicht bestraft werden dürfen, weil die Bestrafung einen gravierenden Eingriff in die Persönlichkeitsrechte der Betroffenen darstelle und durch nichts gerechtfertigt sei. Das Bundesverfassungsgericht hat dieser Auffassung zu Recht eine klare Absage erteilt.

Im demokratischen Rechtsstaat ist es grundsätzlich Sache des Gesetzgebers, zu entscheiden, ob Inzest zwischen Erwachsenen strafbar sein soll. Verfassungsgerichte und der EGMR sind entgegen einer dem Richterstaat huldigenden Tendenz nicht befugt, diese Entscheidung des Gesetzgebers zu überprüfen. Entgegen einer immer wieder verbreiteten Mär beruht die Inzeststrafnorm nicht auf irrationalen Tabuvorstellungen. Das Verbot hat biologische Grundlagen, wie ein Gutachten des Max-Planck-Institutes für Strafrecht bestätigt hat. Sie ist ein wesentlicher Faktor für die Evolution und damit für die Entwicklung der Menschheit. Zahlreiche Studien über inzestuösen Nachwuchs bestätigen ein erhöhtes Risiko genetisch bedingter Krankheiten. Schwere genetisch bedingte Krankheiten bei Kindern von nicht miteinander verwandten Eltern sind ein seltener Zufall, bei Inzestkindern dagegen der Normalfall. Das Inzesttabu beruht also auf rationalen, nachvollziehbaren Gründen.

Zwingend ist eine Bestrafung des Inzestes nicht. Frankreich hat die Bestrafung vor zweihundert Jahren abgeschafft, und auch der Kanton Genf – stets stark beeinflusst von der französischen Rechtstradition – liess bis zum Inkrafttreten des eidgenössischen Strafgesetzbuches im Jahr 1942 Inzest straflos. Doch ist es Sache des Gesetzgebers, zu entscheiden, ob er dem französischen Beispiel folgen will oder nicht.

## Mangelnder Respekt des Gerichts

Der EGMR ist kein europäischer Gesetzgeber. Das scheint allerdings vielen Richtern des EGMR noch nicht klar geworden zu sein. Das Inzesturteil des EGMR stützt sich vor allem darauf, dass Inzest heute in der Mehrheit der europäischen Staaten strafbar ist und dass sich auch kein Trend zur Abschaffung des Inzestverbotes feststellen lässt. Hinter dieser Überlegung steckt verkappt die Tendenz, Landesrecht durch Richterspruch europäisch zu vereinheitlichen, wenn der EGMR einen solchen Trend entdecken zu können glaubt. Das ist abzulehnen. Denn damit wird nicht nur der Wert der europäischen Vielfalt verkannt. Überdies zeugt eine solche Haltung von einem mangelnden Respekt vor anderen Kulturen. Rechtsnormen müssen aber übereinstimmig mit Kulturnormen, die der Bürger anerkennt.

**Martin Schubarth** ist ehemaliger Bundesrichter.  
[www.martinschubarth.ch](http://www.martinschubarth.ch)

# Als ob nichts passiert wäre

Der forsche Neuenburger SP-Politiker Jean Studer, überzeugter Kapitalismus-Überwinder, wird Präsident des Bankrates. Ein Mitverantwortlicher im Fall Hildebrand als oberster Aufseher über die Nationalbank? *Von Florian Schwab*

Ein Mann, der zu Höherem berufen ist: So sieht sich der neue Bankratspräsident Jean Studer (SP). Zwei Anläufe hatte er auf das Amt des Bundesrats genommen. Beim ersten Mal, es ging um die Nachfolge von Ruth Dreifuss (SP), hatte er sich als Neuenburger Ständerat gegen zwei weibliche Parteifreunde in den Kampf gewagt. Er blieb lange im Rennen, beharrte darauf, dass sich die Frage nicht am Geschlecht entscheiden dürfe. Doch da kannte er seine Genossen schlecht: Am Ende musste er aufgeben.

Gewählt wurde Micheline Calmy-Rey (SP). Auch als diese sich aus dem Bundesrat zurückzog, liess der Neuenburger Vollblutpolitiker Jean Studer, inzwischen zum Finanzdirektor des Kantons aufgestiegen, Ambitionen erkennen. Beide Male liess ihn seine Partei rechts liegen. Zu männlich, zu dominant, zu rechts für die ganz Linken. Mit seinem Bulldozer-Aussehen und dem aufbrausenden Temperament, das manchen an Pascal Couchepin (FDP) erinnert, macht er sich viele Feinde.

Immerhin: Den Posten als Bankratspräsident gönnt ihm die Partei. Die Sorge der Bürgerlichen, dass Studer eine sozialdemokratische Geldpolitik durchsetzen könne, sei übertrieben, liess die SP wissen. Auch ehemalige Direktoriumsmitglieder melden sich in der Presse zu Wort und beschwichtigen: Die Aufgabe des Bankrates sei die Compliance, in der Geldpolitik habe das Gremium nichts zu sagen. Die Unabhängigkeit der Nationalbank sei daher nicht gefährdet.

## Ja zum Parteiprogramm

Amüsant ist die Tatsache, dass mit Studer ein Mitglied derjenigen Partei an der Spitze der SNB steht, die den «Kapitalismus überwinden» möchte. (Studer steht nach eigenen Aussagen hinter allen Punkten des Parteiprogramms.) Tatsächlich zielt die bürgerliche Kritik an der Wahl eines Sozialdemokraten aber am Ziel vorbei. Der neue Präsident kann nicht im Alleingang die Kursuntergrenze anheben, wie dies seiner Partei vorschwebt. Auch dürfte er als erfahrener Exekutivpolitiker zu den Fähigeren der Neuenburger Exekutive zählen. Berechtigt ist allenfalls die Kritik, dass Studer nicht sofort als Neuenburger Finanzdirektor zurücktritt. Immerhin hat er als Bankrats-Präsident Einfluss auf die Verwendung eines allfälligen Nationalbank-Gewinns, von dem die Ausschüttungen an die Kantone abhängen. Dieser mögliche Interessenkonflikt dürfte kontrollierbar sein.

Die Wahl von Studer ist aus einem anderen Grund problematisch: Studer gehörte dem Bankrat seit 2007 an. Nach der Wahl von Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) in den Bundesrat wählte ihn der Bundesrat, als ihr Nachfolger, zum Bankrats-Vizepräsidenten. In dieser Funktion war er der zweitwichtigste Mann nach dem jetzt scheidenden Hansueli Raggenbass.

Die Doppelspitze Raggenbass/Studer ist für das Versagen des Bankrates im Fall Hildebrand verantwortlich. Selbst die noch verbliebenen Verteidiger Hildebrands gestehen zu, dass der Bankrat seine Pflichten versäumt hat. Die unstatthaften Fremdwährungsgeschäfte haben Hildebrand um seinen Direktorenposten bei der SNB gebracht und Hansueli Raggenbass immerhin um eine weitere Amtszeit als Präsident.

Innerhalb des Gremiums wäre Studer als Vizepräsident die besondere Verantwortung zugekommen, den überforderten Raggenbass zur Vernunft zu bringen. Nichts deutet darauf hin, dass er dies getan hat. Darauf angesprochen, verweigern Bankratsmitglieder jeden Kommentar. Auch SNB-Sprecher Walter Meier will mit Verweis auf die Vertraulichkeit der Bankratssitzungen nichts sagen. Zu erfahren ist lediglich, dass Jean Studer zugegen war, «als Hansueli Raggenbass den Prüfauftrag an PwC zur Untersuchung der Transaktionen

von Philipp Hildebrand initiierte». Der übrige Bankrat sei erst später informiert worden. Studer selbst nimmt, mit Verweis auf einen medizinischen Eingriff am Freitag, keine Stellung zu seinem Verhalten und seiner Haltung als Vizepräsident in der Affäre Hildebrand.

## Auszeichnung für politische Leistungen

Als Studer von Bundesrätin Widmer-Schlumpf vergangene Woche als neuer Bankratspräsident vorgestellt wurde, liess er nicht erkennen, dass er den Bankrat grundsätzlich reformieren möchte. Das dürfte durchaus im Sinne der Bundesrätin gewesen sein, die bis zuletzt an Hildebrand festgehalten hatte. Als ob nichts passiert wäre, scheint Studer sein Amt in der Tradition seines Vorgängers als Auszeichnung für besondere politische Leistungen (und vielleicht als Kompensation für die Nichtwahl in den Bundesrat) zu verstehen.

Während das Direktorium strenge Regeln verordnet bekam, bleibt das Aufsichtsorgan unangetastet und wird zu einem «weiter so» ermutigt. Dabei hatte sich als offensichtliches Problem des Bankrats erwiesen, dass das Gremium grösstenteils aus Würdenträgern zusammengesetzt ist, die sich genau so verhalten: wie Würdenträger. Ihre eigentlichen Aufgaben nehmen sie nicht besonders ernst. Verantwortlich ist am Schluss niemand. ○



*In der Tradition seines Vorgängers: neuer Bankratspräsident Studer.*



# Lizenz zum Gelddrucken

Die Zürcher Orell Füssli ist verantwortlich für die Herstellung der Schweizer Banknoten. Kommt es bei der Produktion einer neuen Notengeneration zu Verzögerungen, staunt die Nation. Den Chef Michel Kunz bringt das nicht aus der Ruhe. Von René Lüchinger und Oliver Bartenschlager (Bild)



Nüchternheit des Naturwissenschaftlers: Elektroingenieur und Orell-Füssli-CEO Kunz.

Das Hauptprodukt des Hauses kennt jedes Kind, doch der Hauptsitz der Firma im Zürcher Stadtteil Wiedikon ist unscheinbar wie eine auf Diskretion bedachte Privatbank, und das aus gutem Grund: Auch hier geht es um Geld. Das auf den Zungenbrecher Orell Füssli Holding AG (OF) getaufte Unternehmen verfügt über eine Lizenz zum Gelddrucken. Seit 1909 druckt OF im Auftrage der Schweizerischen Nationalbank (SNB) Schweizer Banknoten, seit 1976 das gesamte Sortiment.

«Banknotendebakel» titelte vergangene Woche die *Handelszeitung*, «Wirren im Banknotendruck» schrieb der *Tages-Anzeiger*. Immer wenn es mit den Noten Probleme gibt, horcht eine Nation auf. Nichts, so scheint es, elektrisiert den Schweizer mehr als die Zehner- bis Tausendernoten seiner Landeswährung. Seit 2005 arbeiten SNB, OF und Unterlieferanten an einer neuen Notenserie, die ursprünglich im Herbst 2010 mit der neuen Fünzigernote hätte eingeführt werden sollen. Immer wieder gab es Probleme mit einzelnen Lieferanten, mit Spezifikationen, die nicht eingehalten werden konnten. In solchen Fällen steht immer auch der Notendrucker in der öffentlichen Kritik und der OF-Chef im Fokus.

Jetzt sitzt Michel Kunz in seinem Chefbüro und referiert über die Kunst des Notendruckens und auch darüber, dass seine Firma in diesem Gewerbe die Verantwortung trägt für ein kleines Stück Schweiz. Schweizer Banknoten müssen schliesslich nicht nur künstlerisch, sondern eben vor allem auch technisch kleine Wunderwerke der Druckerkunst darstellen, und weil dem so ist, ist der Weg bis zur Auslieferung neuer Noten mitunter ein beschwerlicher. Kunz, ein drahtiger Fünfziger, ausgebildeter Elektroingenieur ETH, ist kein Mann der grossen Worte. Mit der Nüchternheit des Naturwissenschaftlers und in breitem Berner Dialekt schildert er, wo die Probleme liegen. «Banknoten sind Papier, Farbe, Folien, eingearbeitete Fäden», erzählt er. «Bis alles zusammengeführt ist und in Druck geht, ist dies ein hochkomplexes und vor allem auch langwieriges Verfahren.»

## Wochenlanger Prozess

Der Herstellungsprozess einer Banknote geht über Wochen. Immer wieder unterbrochen durch Qualitätsprüfungen, durch Zwischenlagerungen, die zum Trocknen notwendig sind. Neue Sicherheitstechnologien werden im Labor ausgetestet und erst dann in die Noten-

produktion einer neuen Generation eingebaut. Im konkreten Fall hat OF Mitte 2011 eine Vorserie mit Fünzfzigern produziert, in die auch alle Unterlieferanten mit einbezogen worden sind. «Alle kamen wir nach Auswertung der Vorserie zum Schluss, dass wir nun reif für die Serienproduktion seien», sagt Kunz. So lief auf allen Ebenen die Operation an. Die SNB löste bei OF mit dem Fünzfziger die Bestellung neuer Banknoten aus. OF löste ihrerseits die Bestellungen bei ihren Unterlieferanten aus. Und dann, als die Ware in der Druckerei angeliefert wurde, kam bei der Eingangsprüfung ein Malheur zutage. Ein Lieferant hatte die erforderlichen Spezifikationen nicht eingehalten und Toleranzwerte überschritten. Nun verzögert sich alles. Die ersten Fünzfziger der neuen Notengeneration dürften wohl erst im Jahre 2014 auf den Markt kommen.

Solche Verzögerungen sind nicht ungewöhnlich: Mit der Gründung der SNB im Jahre 1907 erhielt die Schweiz eine einheitliche Währung, den Schweizer Franken, und einheitliche Banknoten – und seither gibt es alle zehn bis zwanzig Jahre eine neue Banknotenserie. Die nun geplante wird die neunte seit der Geburt des Schweizer Frankens sein. Für OF ist dieser Auftrag wie die Nabelschnur des Unternehmens. In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts entschied die SNB,

druck notwendig, um die laufend hohen Investitionen in den Maschinenpark der Druckerei überhaupt finanzieren zu können. Knapp eine Milliarde Banknoten sind dort allein im vergangenen Jahr gedruckt worden. «Wir offerieren nur hochwertige Banknoten», sagt Kunz, «mit verschiedenen hintereinander applizierten Druckverfahren und komplexen Sicherheitsmerkmalen.» Der Euro oder der Dollar befinden sich freilich nicht unter den Kunden. Die Amerikaner drucken selber, und die EU würde in einem solchen Fall eine Ausschreibung für den Druck der Schweizer Noten im EU-Raum zwingend voraussetzen.

Drucken – dies ist die DNA von Orell Füssli seit Menschengedenken. Diese Geschichte begann im Jahre 1519, als ein aus Bayern eingewandter Buchdrucker namens Christoph Froschauer in Zürich eine kleine Druckerei übernahm und «seiner Kunst wegen» vom Rat der Stadt das Bürgerrecht und auch Druckaufträge erhielt. So wurde Froschauer zum Staatsdrucker Zürichs und verlegte die Werke von Ulrich Zwingli. Im Laufe der Jahre waren etliche Zürcher Bürgerfamilien Besitzer der Druckerei und des Verlags – so etwa die Eschers, Bodmers oder eben Füsslis und Orells – und Letztere gründeten im Jahre 1780 auch die *Zürcher Zeitung*, die sich seit 1821 *Neue Zürcher Zeitung* nennt und 1868 in eine selbständige Aktiengesellschaft ausgelagert wurde.

Lehrmittel und juristische Medien herausgegeben werden. Das Verlagsgeschäft ist schwierig, Konkurrenz- und Preisdruck lassen die Margen schwinden, und bei OF lastet die Schwerkraft der Tradition auf dieser Geschäftsaktivität.

### Post-Chef für ein paar Monate

Seit dem 16. Jahrhundert verlegt das Haus Bücher, und seit dieser Zeit ist es auch im Buchhandel tätig. Auch dort schwinden die Margen. Tradition verpflichtet, das weiss auch Michel Kunz, Orell Füssli ohne Verlag und Buchhandel wäre für viele seiner Mitarbeiter schlicht undenkbar. So gilt es, Verlag und Handel am Leben zu erhalten, so gut es unter den gegebenen Umständen geht. Bestsellerautoren mit Auflagenpotenzial um die 50 000, die sich auch in Deutschland vermarkten liessen, sieht Kunz beim Buchverlag als Möglichkeit, die Reduktion der Verkaufspunkte und den Online-Ausbau beim Buchhandel. Aber er sagt auch: «Letztlich entscheidet immer der wirtschaftliche Erfolg darüber, ob ein Geschäft im Portefeuille von Orell Füssli verbleiben kann.»

Dass diese Firma trotz Alter und Tradition wandlungsfähig bleibt, zeigte im Jahre 2002 die Übernahme der deutschen Atlantic Zeiser, eines international tätigen Industriebetriebs, der Anlagen zur digitalen Kodierung und Beschriftung von Produkten und Dokumenten



## Der letzte Schliff für Ihre Anlagestrategie

made by Gübelin.



zukünftige Banknoten ausschliesslich in der Schweiz, ausschliesslich bei OF drucken zu lassen, und seit dieser Zeit besitzt die Notenbank auch einen Drittel der Aktien an dem börsenkotierten Unternehmen Orell Füssli. «Der Auftrag soll mit einer Beteiligung abgesichert werden», sagt Kunz. Dies ist freilich auch Verpflichtung. Der Sicherheitsdruck von Orell Füssli muss sich über Aufträge ausländischer Notenbanken zum Druck von Papiergeld am Markt behaupten. «Weit über ein Dutzend ausländischer Notenbanken sind unsere Kunden, allein im vergangenen Jahr kamen vier weitere dazu», sagt der OF-Chef. «Die geografischen Schwerpunkte liegen dabei in Asien, Afrika und Lateinamerika.»

Damit will die Schweizer Notenbank als Hauptaktionärin von OF sicherstellen, dass der Sicherheitsdruck auf dem international höchsten Standard bleibt. Und für den Chef von OF sind diese Fremdaufträge im Noten-

Gedruckt wurde bei Orell Füssli aber immer auch Neues. Im Jahre 1827 wurden erstmals Wertpapiere gedruckt – 1839 etwa die ersten Aktien für die Maschinenfabrik Escher Wyss oder 1843 die ersten Briefmarken der Schweiz, «Zürich 4» und «Zürich 6». Der Druck also ist geblieben und für Michel Kunz «das Fundament, auf dem dieses Unternehmen steht». Folgerichtig ist aus diesem historisch gewachsenen Handwerk heute der Sicherheitsdruck für höchste Ansprüche geblieben, nachdem die klassische Drucktätigkeit 1992 mit dem Verkauf der Akzidenzdruckerei an die Zürichsee Medien beendet worden war. Was Michel Kunz nicht sagt, aber möglicherweise denkt: Ohne den margenstarken Sicherheitsdruck wäre Orell Füssli nach knapp 500 Jahren Geschichte wohl nicht mehr überlebensfähig.

Was sonst noch existiert bei Orell Füssli, hat Tradition. Der Verlag etwa, in dem Sachbücher, Kinderbücher («Globi», «Papa Moll»),

wie auch Nummeriersysteme für Banknoten hergestellt. Da sind wieder der Druck und das Geld – nun in Form moderner Industrie.

Dass Michel Kunz nach zwei Jahren als OF-CEO noch immer täglich ins bernische Schöpfen pendelt, hat weniger damit zu tun, dass er sich in Zürich Wiedikon nicht eingelebt hätte. Sondern mehr mit seinem früheren Arbeitgeber, der Schweizerischen Post, deren oberster Chef er im Jahre 2009 für einige wenige Monate gewesen war – bis er sich mit dem neuen Post-Präsidenten Claude Bégli überworfen hatte. Dass auch der Kontrahent schliesslich mit öffentlicher Begleitmusik gehen musste, löst bei Kunz heute keine Emotionen mehr aus. «Das», sagt er nüchtern, «liegt hinter mir.» Und jeden Tag, wenn er den OF-Hauptsitz betritt, läuft er an den Konterfeis von Froschauer, Orell oder Füssli vorbei. Das sind 500 Jahre Geschichte. Nicht viele Arbeitgeber gibt es, die solches zu bieten haben. ○



# Vom «Züriberg» in den «Chreis Cheib»

Sie polemisiert, provoziert und polarisiert – die Zürcher SP-Nationalrätin Jacqueline Badran hat in Bern die mediale Aufmerksamkeit im Nu auf sich gezogen. Hinter der schillernden Fassade steckt eine Pragmatikerin, der selbst Gegner Respekt zollen. *Von Alex Baur und Marvin Zilm (Bild)*

Jacqueline Badran gehört zu jener Sorte von Menschen, deren Gesicht man sich auf den ersten Blick einprägt. Und das erst recht, wenn man sie reden gehört hat. Was ziemlich wahrscheinlich ist. Ihre heisere Stimme ist nicht zu überhören. Was sie sagt, meist mit einfachen und prägnanten Worten, ruft nach Applaus oder Ablehnung, kalt lässt es einen selten. Damit erscheint Badran geradewegs prädestiniert für die Politik. In ihrer ungeschminkten und direkten Art wirkt Badran allerdings eher wie eine Antipolitikerin – eine, die sich um die Meinungsforscher foutiert und fadengerade ihren Weg geht. Die grosse Frage lautet: Ist das alles echt? Oder bloss eine Masche?

Nach ihrer Wahl in den Nationalrat letzten Herbst fuhr die Sozialdemokratin aus Zürich gleich mit Getöse im Berner Politbetrieb ein – «mit vollem Anlauf hinein in den Porzellanladen», wie ein Genosse es formuliert. Selten hat ein Newcomer auf der nationalen Ebene in so kurzer Zeit eine vergleichbare mediale Präsenz erlangt. Kaum gewählt, schnödete Badran in der TV-«Arena» bereits über den «Mythos der neuen Mitte». Die Talkmaster der Nation, von Anna Maier über Markus Gilli bis Roger Schawinski, rissen sich um die Neonationalrätin, die kein Blatt vor den Mund nimmt. Sie werde sich nicht «mit der Rolle der Hinterbänklerin begnügen», prophezeite die *Basler Zeitung* bewundernd: «Diese Frau ist blitzschnell und streitet gerne.»

## «Ich weiss einfach mehr»

Hört man sich um bei ihren Kollegen im Rat, die sie zum Teil von ihrer Zeit im Zürcher Gemeinderat (2002–2011) kennen, tönt es durchzogen. Eine Auswahl von Attributen: «Schlachtross», «Wirbelwind», «gross im Austeilen und sensibel im Einstecken», «nicht nachtragend», «dossiersicher», «loyal», «Arbeitstier», «Trampel», «einsatzfreudig», «beschlagen», «verletzend», «hyperaktiv», «gradlinig», «verlebt», «arrogant», «Züriberg». Arrogant und Zürichberg? Badran meint dazu nur schnippisch: «Ach, diese Klischees – ich bin nicht besserwisserisch, ich weiss einfach mehr.» Ihre stoische Miene lässt offen, ob dieser Spruch nun sarkastisch zu verstehen ist. Wir werden darauf zurückkommen.

Mag sein, dass auch Neid mit hineinspielt. Wer für Aufsehen sorgt im Bundeshaus, schafft sich kaum Freunde. Es fällt auf, dass die Genossen eher verhalten urteilen. Die bissigen Voten kommen von der Mitte, SVP-Politiker



«Mit vollem Anlauf hinein in den Porzellanladen»: SP-Nationalrätin Badran.

äussern sich verblüffend positiv. Dabei besteht kein Zweifel: Diese Frau politisiert am linken Flügel der Linken. Ihre Werte auf dem Spinnennetz von Smartspider sind etwa so ausbalanciert wie die «Titanic» in den letzten Zügen: Bei den Rubriken «Liberales Gesellschaft», «Sozialstaat» und «Umweltschutz» erreicht sie Maximalwerte, bei «Law & Order», «Liberales Wirtschaftspolitik» und «Restriktive Finanzpolitik» fallen die Werte gegen null.

### Karriere ohne einen Rappen vom Staat

Im Zürcher Parlament, wo Badran auch mal ein herzhaftes «Gopfertami» in den Saal schmettete und vor Wut in Tränen ausbrach, fühlte man sich bisweilen an die legendäre Pasionaria erinnert, die Ikone der Linken im Spanischen Bürgerkrieg («¡No pasarán!»). Doch Bern ist anders als die rot-grün imprägnierte Stadt Zürich, wo Badran ihre Anliegen – sozialer Wohnungsbau, Haushaltspolitik, das Grosskapital an die Kandare nehmen – relativ locker durchboxen konnte. Das Bundeshaus kennt seine sanften, aber effizienten Mechanismen, um vorlaute Greenhorns zu deckeln.

Schaut man sich ihre Voten und Positionen allerdings etwas genauer an, blitzt Pragmatismus durch die Kampfbarrikaden. Badrans bisher grösster politischer Erfolg auf nationaler Ebene war die Verteidigung der Lex Koller. 2007 schien die Abschaffung des Gesetzes, das den Kauf von Immobilien durch Ausländer stark beschränkt, besiegelt. Die Schweizer Demokraten sprachen sich in der Vernehmlassung als einzige Partei dagegen aus. Praktisch im Alleingang trommelte Badran eine breite Allianz zusammen, die das Vorhaben schliesslich bodigte.

Diese Frau lässt sich nicht so einfach einteilen, wie es das smarte Spinnennetz vorgaukelt. Gegenüber der EU etwa äusserte sie sich immer wieder skeptisch bis ablehnend. Staatsschulden hält sie für asozial, wie sie im Parteiorgan P.S. schrieb, profitieren würde davon bloss das Grosskapital. Im Vorfeld der Wahlen sorgte Badran mit Einwänden gegen die Personenfreizügigkeit für einen mittleren Wirbel. Höchste Zeit also für einen Blick hinter die bärbeissige Fassade. Wer ist diese Frau?

Man könnte Badrans Geschichte ansetzen in Sydney, wo sie 1961 als zweite Tochter des schwerreichen Textilfabrikanten Fred Badran und einer Schweizerin aus kleinbürgerlichem Haus zur Welt kam. Oder, noch weiter zurück, bei ihrem Vater, der einst mit leeren Händen aus dem Libanon nach Australien ausgewandert war und dort eine atemberaubende Karriere vom Hausierer bis zum Industriellen hinlegte. Als orthodoxer Christ, eine Minderheit in der Minderheit, hatte Fred Badran in der Levante von der Pike auf gelernt, dass Leben zuerst einmal Überleben bedeutet. Seine Tochter dürfte ein gutes Stück jener Weisheit geerbt haben.

Man könnte die Geschichte auch auf dem Zürichberg beginnen, wohin Jacqueline im Alter von sechs Jahren verpflanzt wurde. Ihrem Vater war das Leben in der Schweiz bald zu eintönig, er zog zurück in den Libanon, wo er während des Bürgerkrieges sein ganzes Vermögen wieder verlor (sein Stolz verbat ihm die Rückkehr in die Schweiz). Jacqueline wuchs trotzdem wohlbehütet auf, mit einem Stiefvater, einem italienischen Grafen. Dieser hatte einen grossen Teil seines Vermögens zwar bereits im Zweiten Weltkrieg verloren. Aber es war immer noch genug da für ein Leben in der High Society zwischen Tennis-Court, Golfplatz und dem «Palace» in St. Moritz. Er vermachte seiner Stieftochter vor allem eines: die Leidenschaft fürs Bridge-Spiel.

Der Zürichberg liegt an der Sonnenseite der Stadt. Wer sich hier eine Wohnung oder eine Villa leisten kann, beschmutzt sich die Hände nicht mit Arbeit. Der Zürichberg ist allerdings nicht mit der Goldküste zu verwechseln, wo die wirklich Reichen und vor allem Neureichen ihre Steuern optimieren. Sie sei, sagt Badran, im Schoss des Bildungsbürgertums aufgewachsen, wo ein gewisses Mass an sozialer Verantwortung nicht als Schimpfwort gegolten habe. Protzerei dagegen sei, zumindest damals, in den 1960er und 1970er Jahren, verpönt gewesen. Am Zürichberg habe sie eine Haltung

---

### Kaum gewählt, schnödete sie in der TV-«Arena» bereits über den «Mythos der neuen Mitte».

---

eingepflanzt bekommen, die sich wie ein Leitmotiv durch ihr Leben zieht: das Bewusstsein um die eigenen Privilegien, welches einen dazu verpflichtet, den weniger Privilegierten etwas davon abzugeben.

Das ist die eine Seite der Medaille. Tatsache ist auch, dass sich Badran bereits als Teenager radikal vom Bürgertum verabschiedete. Bei den schrägen Gestalten unten im «Chreis Cheib» an der Langstrasse fühlte sie sich besser aufgehoben. Im badranschen O-Ton klingt das etwa so: «Lieber ein Gespräch mit der Garderobenfrau im Opernhaus als Smalltalk mit Alexander Pereira und seiner Grossnichte.»

Schon im Sandkasten, so erzählt ein Gspänli aus den frühen Jahren, sei Jacqueline ob ihres «Gerechtigkeitsfurzes» aufgefallen, habe sie sich schützend vor Schwächere gestellt. Vorlaut sei sie immer gewesen, in der Primarschule Fluntern und im humanistisch geprägten Mädchengymnasium an der Hohen Promenade. Selber lässt sie sich nichts schenken. Von ihrem ersten Töffli (Marke Puch) über das Studium bis hin zur Firma, die sie später gründen sollte: Alles hat sie sich stets selber und mit harter Arbeit finanziert – als Kellnerin, Skilehrerin oder Eisenlegerin, später als Sachbearbeiterin bei einer Versicherung und bei der Verwaltung.

Vom Staat hat die Sozialistin, ausser dem regulären Lohn, nie einen Rappen bezogen.

Die politische Initiation fand im Zug der Opernhaus-Krawalle Anfang der 1980er Jahre statt. Mit Politik hatte das, zumindest anfänglich, höchstens am Rande zu tun. Kurz nach der Matura wollte Badran 1980 ins Opernhaus, als Gast notabene. Zufällig geriet sie in eine Strassenschlacht hinein – und wechselte die Fronten ziemlich schnell. Die Ziele der Jugendlichen, die mit dem Slogan «Macht aus dem Staat Gurkensalat» auf den Gassen randalierten, waren nicht so klar. Es waren die radikale Ablehnung aller Konventionen und die Dynamik der Rebellion, die sie elektrisierten.

Mit seinem autobiografischen Roman «Mars» – eines ihrer Lieblingsbücher – brachte Fritz Zorn das Lebensgefühl jener Generation auf den Punkt. Zorn beschrieb und deutete seine eigene Krebserkrankung als Ausfluss und Spiegelbild einer degenerierten und entmenslichten Gesellschaft, die sich im Wachstumswahn ihr eigenes Grab schaufelt. Anders als ihre Vorgänger, die 68er, hatten die 80er nie ein dogmatisch gefestigtes Programm. Ähnlich waren bloss ihre Feindbilder: Kapitalismus, Establishment, Autoritäten, die bürgerliche Gesellschaftsordnung. Dazu kam die Furcht vor dem atomaren Armageddon.

Ein Schlüsselerlebnis für Jacqueline Badran war die TV-Sendung «Telebühne» im Sommer 1980. In einer Arena sollten Vertreter der Jugendbewegung mit etablierten Politikern diskutieren. Die Veranstaltung wurde vorzeitig abgebrochen, weil sich die «Bewegten» der Debatte verweigerten und ihre Gegner mit allerlei Klamauk verhöhnten. Am Rande jener Veranstaltung traf Badran zufällig auf die Anti-AKW-Aktivistin und spätere Zürcher SP-Stadträtin Ursula Koch, die sie in ihren politischen Anfängen begleitete.

### Geprägt vom Shareholder-Value

Jacqueline Badran nimmt zuerst ein Studium der Juristerei in Angriff, stellt allerdings bald enttäuscht fest, dass Recht wenig mit Gerechtigkeit zu tun hat. Sie entscheidet sich schliesslich für die Biologie. Nach Abschluss ihres Studiums arbeitet sie in einem Projekt zur Wiederansiedlung des Luchses. Das ist schön und interessant, doch das reicht ihr nicht. 1994 schreibt sie sich für ein Zweitstudium an der HSG in St. Gallen ein: Staatswissenschaften. Das ist genau das, was sie für ihre spätere Karriere braucht: Ökonomie, Recht und Politologie, je zu einem Drittel.

Nebenbei jobbt sie bei der Vita-Versicherung, die in jenen Jahren zur «Zürich» umgebaut wird. Es ist eine Zeit, in der die Schweizer Wirtschaft radikal umgekrempelt und amerikanisiert wird. Der Shareholder-Value wird zum Mass aller Dinge, die Ziele werden immer kurzfristiger gesteckt. Wer das Tempo nicht mithalten kann, wird in die rasant wachsenden





**Radikale Ablehnung aller Konventionen:** Jacqueline Badran im Jahr 1986.

Sozialwerke abgeschoben. Das sind Erfahrungen, die Jacqueline Badran prägen. Während dreier Jahre arbeitet sie Ende der 1990er Jahre sodann beim Staat, zuletzt bei der Zürcher Finanzdirektion unter Christian Huber (SVP), für den sie nebenbei Reden vorbereitet.

#### «Kafi Zwetschge-Lutz» nach dem Absturz

Das Beamtenleben ist der umtriebigen Macherin bald zu langweilig. Zur Jahrtausendwende gründet sie zusammen mit Peter Hogenkamp die Software-Firma Zeix AG in Zürich. Die beiden haben kaum eigene Mittel, die IT-Blase ist soeben geplatzt, das Risiko enorm. Badran rackert wie eine Besessene, Tag und Nacht. Ihre Hobbys – die passionierte Skifahrerin war während Jahren Score-Leaderin in der Basketball-B-Nationalmannschaft, beim Bridge hatte sie es sogar ins nationale A-Team geschafft – lässt sie sausen. Jacqueline Badran, die in jungen Jahren zahllosen Burschen den Kopf verdreht hatte, geht auseinander wie ein Kuchen im Ofen. Geraucht hatte sie schon immer, selbst als Spitzensportlerin, doch nun sind es drei Schachteln am Tag. Eigentlich, erklärt sie vor Freunden am 12. November 2001, ihrem vierzigsten Geburtstag, habe sie nie damit gerechnet, älter als vierzig zu werden.

Zwölf Tage später sitzt Badran zusammen mit Hogenkamp in der Crossair-Maschine CRX 3597, die von Berlin nach Zürich fliegt. Sie fühlt sich schon unwohl, als sie das Flugzeug über das Gate 11 besteigt. Der Sitz, den man ihr in der Reihe 11 zuweist, passte ihr erst recht nicht. Sie hat diese Zahl nie gemocht (beim Basketball trug sie die 12). Aus einer Laune heraus wechseln die beiden in den leeren hinteren Teil der Maschine. Im Anflug auf Zürich Kloten stürzt der Flieger bei Bassersdorf in den

Wald. Badran und Hogenkamp gehören zu den wenigen Überlebenden. Sie entkommen den Flammen durch das abgebrochene Heck. Die Passagiere im vorderen Teil des Flugzeugs haben keine Chance.

Wie Badran und Hogenkamp durch den verschneiten Wald irren, an Feuerwehrleuten, Polizisten und Sanitätern vorbei, schliesslich in einer nahen Beiz am Stammtisch landen und einen «Kafi Zwetschge-Lutz» bestellen – all das wäre eine Geschichte für sich, die mehr über Badrans Charakter erzählt als all ihre politischen Vorstösse im Chor.

Jacqueline Badran wurde zur Sprecherin der Überlebenden. Sie hatte diese Rolle nicht ge-

#### Handgreiflich wurde sie nur einmal: um den SVP-Politiker Alfred Heer zu verteidigen.

sucht, sie war schlicht die Einzige, welche die Nerven dazu hatte. Dank der Medienpräsenz erlangte sie damals eine gewisse Bekanntheit. Doch man würde ihr nicht gerecht, würde man Badrans Wahl ins Zürcher Gemeindeparlament im folgenden Jahr allein auf diesen Umstand zurückführen. Ihr ganzer Werdegang zielt in die Politik. Ihr Überleben hatte sie höchstens in ihrem Grundmotiv bestärkt: Ein vom Schicksal verwöhnter Mensch sieht sich in der Verpflichtung, sein Glück zu teilen.

Die Zeix AG hat sich über die Jahre prächtig entwickelt und beschäftigt heute zwei Dutzend Mitarbeiter. Neben privaten Konzernen finden sich grosse Staatsbetriebe unter den Kunden. Hinweise auf Gefälligkeiten unter Genossen finden sich indes nicht. Die Zeix produziert in einem scharfen internationalen

Wettbewerb Internetauftritte, die sich im Alltag bewähren müssen. Der Firmensitz befindet sich in einer städtischen Liegenschaft im «Chreis Cheib». Die Vergabe erfolgte, soweit überprüfbar, sauber nach den Kriterien des freien Marktes. Die Jahresmiete von 415 Franken pro Quadratmeter bewegt sich eher im oberen Rahmen des Quartierüblichen.

#### Kampf bis zur Selbstaufgabe

Man kann so lange nach Leichen suchen, wie man will – bei Badran müssen selbst hartnäckige Rechercheure kapitulieren. Ein Bild, das sie der Missachtung des Rauchverbotes im Zürcher Rathaus überführt, ist das höchste aller Gefühle. Alte Fotos, die sie beim Steinerwerfen an Demos zeigen würden, sind kaum zu erwarten. Jacqueline Badran habe, so versichern Weggenossen unisono, Gewalt stets verabscheut. Die einzige Handgreiflichkeit, die in diesem Kontext überliefert ist, betrifft den Zürcher SVP-Politiker Alfred Heer. Heer verirrte sich vor ein paar Jahren an einem 1. Mai auf das Zürcher Kanzleiareal, wo er von Linksaktivisten attackiert wurde. Badran warf sich zwischen die Fronten, um ihren politischen Gegner zu verteidigen und den verdatterten Autonomen die Leviten zu lesen: «Es gibt kein Rayonverbot für niemanden, *tamisiech!*»

Ebenso erfolglos sucht man nach Hinweisen auf Klassenverrat. Badran bewohnt zwar mit ihrem langjährigen Gatten Victor – er bestreitet seinen Lebensunterhalt als Veloblitz-Kurier und Buchhalter bei der Zeix und anderen Firmen – eine geräumige Eigentumswohnung in Wipkingen am Fuss des Zürichbergs. Diese besteht indes zu einem grossen Teil aus einem Estrich, der früher gar nicht genutzt wurde. Während der Session in Bern haust sie in einer Wohngemeinschaft auf gut sieben Quadratmetern.

Die Zeix AG ist nach dem Muster einer Genossenschaft organisiert. Badran verdient als Chefin gerade mal sechzig Prozent mehr als die nette Dame am Empfang. Theoretisch. Da sie seit ihrer Wahl in den Nationalrat vermehrt politisch unterwegs ist, setzte sie ihren eigenen Lohn auf fünfzig Prozent herunter. Die Chefin kassiert demnach unter dem Strich weniger als ihre Mitarbeiter. Boni gibt es auch bei der Zeix, allerdings grösstenteils in Form von Anteilscheinen.

Jacqueline Badran hat in ihrer kleinen Welt im «Chreis Cheib» umgesetzt, was draussen in der grossen Welt stets in wirtschaftliche, soziale und ökologische Katastrophen mündete: das sozialistische Ideal. Dafür kämpft sie, konsequent bis zur Selbstverleugnung, wenn nötig gegen ihre privaten Interessen. Politiker, die Derartiges von sich behaupten können, sind rar. Es gibt auch wenige, die aus der Warte des echten Unternehmers argumentieren können. Das verschafft Badran, gerade bei ihren Gegnern, Glaubwürdigkeit und Respekt. Mit dieser Frau ist noch zu rechnen. ○

# WOHNEN

DAS PERFEKTE HEIM

APRIL 2012

## Garten

*Eine Welt für sich*

## Küche

*Funktionale Ästhetik*

## Bad

*Ort der Regeneration*

smartmedia

# Carlo Rampazzi

*Eine Einrichtung soll eine Seele haben*

**Retro**

Zurück in die Gegenwart

**Renovation**

Aus Alt mach Neu

**Energie**

Sparen für die Zukunft

Anzeige





# Bauen für die Zukunft

Der Wunsch nach einem eigenen und sicheren Zuhause, welches die individuellen Bedürfnisse erfüllt und erst noch energieeffizient und ökologisch nachhaltig ist, hegt wohl jeder in sich.



**Uwe Germerott**  
Geschäftsführer VGQ,  
Schweizerischer Verband für  
geprüfte Qualitätshäuser  
und Professor an der BFH,  
Architektur, Holz und Bau

Ist der Traum eines neu erbauten Eigenheimes oder der Umbau einer Liegenschaft kurz davor, Wirklichkeit zu werden, erfüllt sich für die meisten von uns einen Lebenstraum. Dabei sind nicht nur die Ansprüche an ein Bauprojekt sehr vielfältig, auch bei der Wahl des richtigen Partners oder des geeigneten Baumaterials sind kaum Grenzen gesetzt. Betrachten wir beispielsweise die Entwicklung des Holzbaues genauer, so hat sich das traditionsgebundene und oft gar nostalgische Image der Holzarchitektur in eine moderne, individuelle und formschöne Bauweise verwandelt, die enorme Gestaltungsmöglichkeiten bietet. Gleichermassen hat sich das «Fertighaus» entwickelt. Galt es einst noch als budgetbewusste Wohnkultur «ab Stange», erfüllen die heutigen Systembauweisen aus Holz die komplexen Ansprüche nach Individualität und Qualität vorbildlich. Sowohl für Einfamilienhäuser wie für mehrstöckige Wohnbauten. Eines bleibt jedoch unverändert: Holz ist ein Rohstoff, der stetig nachwächst.

Dafür haben unsere Grossväter bereits vorgesorgt und vor über 100 Jahren die Schweizer Wälder nachhaltig bewirtschaftet. Heute gilt: Es wächst etwa zweimal mehr Holz nach, als wir gesamthaft nutzen.

**» Wenn wir an zukünftige Generationen denken, sollten Nachhaltigkeit, geringer Energieverbrauch und hoher Qualitätsstandard in die Entscheidungsgrundlagen eines Bauvorhabens mit einfließen.**

Zudem ist Holz einer der wenigen Rohstoffe, die regional verarbeitet werden. Bei allen Stationen seiner Weiterverarbeitung schafft es lokale Arbeitsplätze und das erst noch ohne lange Transportwege.

Denken auch wir an zukünftige Generationen, sollten Nachhaltig-

keit, geringer Energieverbrauch und hoher Qualitätsstandard in die Entscheidungsgrundlagen eines Bauvorhabens mit einfließen. Aber auch für die professionelle Umsetzung unserer Wünsche und Bedürfnisse ist entscheidend, auf welchen Partner wir dabei setzen. Ein Bauprojekt soll Freude machen - deshalb empfehlen wir geprüfte und dokumentierte Bau-systeme, wie beispielsweise die unserer Partner und Mitglieder. Mit klar definierten Prozessen von der Planung bis zur Auftragsabwicklung und einer lückenlosen Qualitätskontrolle können Sie sich auf der sicheren Seite wiegen.

In der aktuellen Wohnen-Beilage erfahren Sie zahlreiche weitere Hinweise zu den Themen Einrichtungs-Innovationen, Design - ganz im Zeichen des Frühlingserwachens - viele Ideen für den Garten und die Grillsaison.

Nun wünsche ich Ihnen viel Vergnügen mit der Lektüre «Wohnen» in der Weltwoche sowie einen wunderschönen Frühling 2012 und natürlich viel Erfolg und Freude mit Ihren Bauvorhaben.

## LESEN SIE MEHR...



**04** Zurück in die Gegenwart

**05** Funktionale Ästhetik in der Küche

**06** Die Zeit der Fertighäuser

**08** Interview mit Carlo Rampazzi

**10** Der Garten - eine eigene Welt für sich

**11** Licht und Weite dank Vollverglasung

**12** Aus Alt mach Neu

**13** Energie sparen für die Zukunft

**14** Baden wie einst bei Kleopatra

## WOHNEN

**Projektleiterin:** Galla Stambuk, [galla.stambuk@smartmediapublishing.com](mailto:galla.stambuk@smartmediapublishing.com)  
**Produktionsleiterin:** Sarah Brandenberger, [sarah.brandenberger@smartmediapublishing.com](mailto:sarah.brandenberger@smartmediapublishing.com)  
**Text:** Raoul Abea, Nadine Lehtinen, Stephan Eisler **Foto Titelseite:** Raoul Abea  
**Produktion:** Smart Media Publishing Schweiz GmbH  
**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG

Veröffentlicht mit der Weltwoche im April 2012.

Für mehr Informationen, Fragen oder Inserate, Salar Roshandel, [salar.roshandel@smartmediapublishing.com](mailto:salar.roshandel@smartmediapublishing.com), Smart Media Publishing Schweiz GmbH, Tel. 044 258 86 00

## ÜBER SMART MEDIA

Smart Media entwickelt, produziert und veröffentlicht themenspezifische Zeitungen, die gemeinsam mit führenden Medien auf dem jeweiligen Markt vertrieben werden. Dank unseren kreativen Medienlösungen helfen wir unseren Kunden, Aufmerksamkeit zu erzeugen, Marken zu stärken und Interesse sowie Wissensstand über die Unternehmen in ihrem jeweiligen Geschäftsbereich zu erhöhen. Unsere Veröffentlichungen zeichnen sich durch hohe Qualität und inspirierende redaktionelle Inhalte aus.

Follow us:



smartmedia

Anzeige



Seit Jahrzehnten beschäftigt sich Baufritz mit wohngesunder Holzbauweise nach dem Vorbild der Natur. Denn sie macht uns am besten vor, wie Hightech-Häuser idealerweise funktionieren. Nach diesem Prinzip stammen von Baufritz zum Beispiel Patente für die geniale Biodämmung aus Holzspänen, optimale Winddichtigkeit, Schutzimprägnierungen aus Naturstoffen, erdbebensichere Häuser und die nahezu wartungsfreie Natursilber-Fassade.

Lassen Sie sich von den Baufritz-Innovationen überzeugen und von unserer Stilwelten-Kollektion inspirieren. Tel. 033-341 1000, [www.baufritz-wf.ch](http://www.baufritz-wf.ch)



**BAUFRITZ**  
Der Ökohaushaus-Pionier seit 1896

## Ein Garagentorantrieb ist ein **Garagentorantrieb**

Was kann man da noch besser machen?  
Viel mehr als Sie zu hoffen wagen.

- Doppelseitige LED-Beleuchtung
- integrierbares Battery Backup
- Erweiterungsmodule
- Mit dem neuen EOS besonders einfach zu programmieren
- LC-Display
- Externes Handprogrammiergerät



Marantec Schweiz AG · Industriestraße 16 · 4703 Kestenholz  
Fon +41 62 389 66 66 · Fax +41 62 389 66 67 · info@marantec.ch

## NATURE'S ARTWORK



**enea**  
Landscape Architecture

www.enea.ch Head Office & Showroom: Enea GmbH | Buchstrasse 12 | 8645 Rapperswil-Jona | Switzerland | T +41 (0)55 225 55 55 | info@enea.ch  
Garden Concept Store: Enea Outside In, Zurich | T +41 (0)43 299 99 66 | Branch Office: Enea Garden Design, Miami, Florida

Publireportage

# Natur im Trend

Holz ist das Material zum Träumen, Arbeiten, Freude haben, schlicht das Material für ein gesundes Ambiente. Sich zu Hause wohl zu fühlen ist sehr wichtig, denn dies ist der Ort an dem wir viel Energie tanken können. Dabei hilft eine von der Natur inspirierte Umgebung.

«Der heutige, moderne Mensch ist mehr denn je auf die Natur angewiesen», ist Markus Barmetter der Geschäftsführer der Bollinger Furniere AG überzeugt. «Holz hat eine Ausstrahlung auf die Sinne und die Psyche. Es geht dabei um Cocooning, Gesundheit, Regeneration und Lebensfreude.»

### IN FÜNF SCHRITTEN ZUM PASSENDEN FURNIER FÜR IHR NÄCHSTES PROJEKT

- Entwickeln Sie Ideen und Visionen für Ihre individuelle Raumgestaltung.
- Jeder von uns hat eine Affinität zu einem Baum zum Beispiel der Apfelbaum vor dem Küchenfenster. Zeigen Sie Authentizität, Einmaligkeit, Exklusivität und Sinnlichkeit mit Furnier.
- Nutzen Sie 150 Holzarten zur Auswahl! Furnierindex.ch unterstützt Sie in Ihrem kreativen Prozess.



Nussbaum Furnier von Bollinger für das Tagesschau Pult von SF

- Definieren, bestimmen und suchen Sie Furniere vor Ort in Nürensdorf aus. Nutzen Sie dabei auch die kompetente und zielgerichtete Beratung unserer Fachleute.
- Geniessen Sie Ihre Schöpfung aus dem einzigartigen, nachhaltigen und natürlichen Werkstoff Holz.

### ALTE TECHNIK TRIFFT DEN ZEITGEIST

Bereits die Pharaonen kannten die Technik um Furniere herzustellen. Die optimale Nutzung von Holz stand früher und steht heute im Mittelpunkt. Dabei werden millimeterdicke

Holzscheiben auf ein Trägermaterial geklebt. Ein Nussbaum-Stamm vertausendfacht sein Lebenswerk in Form von Furnier.

### WIE STEHT ES UM DIE NACHHALTIGKEIT?

Die Nachhaltigkeit der Wälder liegt der Bollinger Furniere AG naturgemäß sehr am Herzen. International anerkannte Labels wie FSC und PEFC garantieren nachhaltige Forstwirtschaft weltweit. Für beide Labels ist das Unternehmen akkreditiert und wird jährlich von der SQS kontrolliert.

### Über die Bollinger Furniere AG

Im Bereich Furnier gibt es laufend Innovationen. Zurzeit sind geräucherte Hölzer im Trend sowie Furnier in Sägeroh-Optik. Hölzer in Erdfarben wie Eiche, Nussbaum und Ulme sind Mode. Wir haben auch sehr viel Eiche, Nussbaum und Ulmen am Lager.

In der Schweiz beliefert die 1959 gegründete Bollinger Furniere AG den Fachhandel, Schreiner, Innenausbauer, die Möbelfabriken, Türenwerke und Halbfabrikate Hersteller.

Zu zufriedenen Referenzkunden darf die Bollinger Furniere AG den Flughafen Zürich, Kantonsspitaler, Kantonsschulen, Kantonsgerichte, Bundesverwaltung, Schweizer Grossbanken und viele mehr zählen.

**BOLLINGER**   
FURNIERE

Alte Winterthurerstrasse 9  
CH-8309 Nürensdorf

Telefon +41 44 83 83 108

Fax +41 44 83 83 100

www.bollinger.ch

E-Mail mail@bollinger.ch





Im Trend: Möbel die Geschichten erzählen

## Zurück in die Gegenwart

**Möbel vergangener Zeiten können frischen Wind in eine Wohnung bringen – auf die Kombination kommt es an. Über guten Geschmack, die Schulung des Auges und Möbel mit Charakter.**

TEXT RAOUL ABEA

Im Schaumraum des Auktionshauses Koller ist vieles Gold, was glänzt. In den goldenen Schnitzereien der Louis-XV-Prunkspiegel ranken sich Sirenen sowie Drachen und beim Empire-Canapé ruhen müde Arme auf bronzenen Greifenstützen. Ersteigert werden die prestigeträchtigen Antiquitäten nicht mehr nur von Händlern. «90 Prozent unserer Ware geht an Privatkunden», sagt Luca Raschèr, Abteilungsleiter für Möbel und Einrichtungsgegenstände. Zudem sind anstelle von Sammlern, die sich auf

eine Epoche spezialisierten, Käufer von Einzelstücken getreten. «Museales Wohnen wird nicht mehr gelebt. Heute werden Stilepochen kombiniert», sagt Raschèr.

### GUTER GESCHMACK IST LERNBAR

Raschèr gibt zu, dass deutscher Barock und Biedermeier im Wert gefallen seien – genauso wie durchschnittliche Ware. Dafür würden die Preise für Top-Objekte steigen, egal welcher Epoche. Diese werden etwa über den Erhaltungszustand, die Qualität und den Raritätsfaktor definiert. Auf diesem Niveau werden Einrichtungsgegenstände zu Geldanlagen – vorausgesetzt, man hat ein gutes Auge. «Dieses lässt sich am besten schulen, indem man Auktionsausstellungen und Museen besucht, Kataloge studiert und nachfragt. Wir geben gerne Auskunft», sagt Raschèr.

» 90 Prozent unserer Ware geht an Privatkunden.

Luca Raschèr

### NARRATIVE MÖBEL

Während im Auktionshaus gerne mal fünfstelligen Summen bezahlt werden, beschränken sich die Preise im Brockenhaus Zürich oft auf zwei Ziffern. «Kaputt darf ein Möbel nicht sein. Ansonsten nehmen wir alles, was brauchbar ist und Charakter hat», sagt der Geschäftsführer Ueli Müller. In der Tat findet sich ein buntes Sammelsurium aus Lampen, Sesseln, Tischen und Einrichtungsgegenständen der letzten zehn Dekaden und älter. Die meisten Objekte sind Donationen, manche wurden hinzugekauft. Angeschlagene Möbel werden etwa vom hauseigenen

Schreiner Volker Biller sanft renoviert – die Patina soll erhalten bleiben.

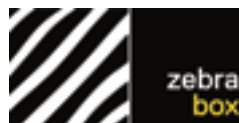
### LIEBE AUF DEN ERSTEN BLICK

«Tische und Spiegel laufen sehr gut», sagt Müller. Dass eine bestimmte Stilepoche bevorzugt werde, kann auch er nicht bestätigen: «Im Trend liegen gelebte Objekte, die eine Geschichte erzählen.» So besticht etwa ein betagtes Bäcker Möbel mit technischem Charme oder der Art-déco-Schreibtisch mit lackiertem Holz und runden Metallbeschlägen. Hier suchen sich die Möbel ihre Käufer aus und nicht umgekehrt. So mag die alte Schulbank beim einen punkten, während sie den anderen kalt lässt. Oder der rote Nierentisch aus den Fünfzigern, der bestimmt entzückend vor den Prunkspiegeln aus dem 18. Jahrhundert aussehen würde – schliesslich kommt es nur auf eines an: die liebevolle Kombination.

Anzeige

## Alles in eine Box: Sofas, Sportgeräte und allerlei Sammelsurien

Kaum zu glauben, was alles in eine Zebrabox geht! Immer mehr Schweizer verschaffen sich Platz und lagern ihr Hab und Gut in einer Zebrabox. Mehr und mehr Unternehmen finden Lagerlösungen beim Marktführer für Self-Storage. Zebrabox vermietet ab 1 bis 50m<sup>2</sup> individuell abschliessbare Lagerräume, die 7 Tage in der Woche von 6 Uhr morgens bis 22 Uhr abends zugänglich sind. Jeder Lagerraum ist alarmgesichert, die Zugänge ins Gebäude sind videoüberwacht. Zebrabox gibt es in Basel, Bern, Lausanne und Zürich (Oerlikon und Schlieren).



**EINFACH  
LAGERN**

**Individuelle  
Lagerräume  
1-50m<sup>2</sup>**

[www.zebrabox.ch](http://www.zebrabox.ch)



# Funktionale Ästhetik in der Küche

In der Küche wird nicht nur gekocht – oft ist sie sogar das Zentrum des Hauses. Dabei schliessen sich charmante, stilvolle Optik und moderner Komfort bei der Raumgestaltung nicht aus.

TEXT NADINE LEHTINEN

Gerade in der kalten Jahreszeit, in der man sich öfter in den eigenen vier Wänden aufhält, ist eine heimelige Atmosphäre in der Küche wünschenswert. Wenn dann moderne Ansprüche an Design und Funktionalität gleich wichtig sind, entsteht das Besondere, die funktionale Ästhetik.

## DESIGN UND FUNKTION

Die Küche ist ein Teil der Wohnwelt und somit öffentlich geworden. Design gibt den Ton an, Funktionalität, Komfort und Ergonomie sind auf höchstem Niveau. Ein gekonnter Mix aus hochwertigen Materialien definiert die Ausstattung und Einrichtung, multifunktionelle Geräte und stilvolle Farben und Formen sind das A und O. Ein Muss für moderne Küchen sind Schränke, die Funktionalität mit Ästhetik verbinden. Grosser Stauraum sorgt für den angesagten minimalistischen Look. Offene Regale mit geschlossenen

Schränken zu mischen, liegt im Trend. Durch leichtes Antippen werden Türen und Schubladen geöffnet und LED-Lampen setzen farbige Akzente.

Wer es gern rustikal mag, ist mit einer modernen Landhausküche gut bedient. Dort werden viel Holz, Säulenornamente an Türen, Zierleisten für Schubladeneinfassungen oder geschwungene Gesimse als Aufsätze von Vitrinenschränken mit der neusten Technik kombiniert und sorgen für ein natürliches, warmes Ambiente.



Küchen: Design gibt den Ton an

## DIE NEUE GENERATION DER ELEKTROGERÄTE

Strom und Wasser sparende Geräte nützen nicht nur dem Portemonnaie, sondern auch der Umwelt. Beim Kauf von modernen Haushaltgeräten lässt sich dank der Energieetikette auf einen Blick feststellen, wie es um den Energieverbrauch

» Mit dem Induktionsherd lassen sich Zeit und Energie sparen.

steht: A (grün) steht für die beste, G (rot) für die schlechteste Energieeffizienz. Inzwischen sind auf dem Markt hauptsächlich die besten Effizienzklassen vertreten: Optisch perfekt ins jeweilige Wohnambiente eingefügt, sollen sie möglichst individuell programmierbar und umweltschonend sein. Zu nennen wäre hier beispielsweise der Induktionsherd, mit welchem sich Zeit und Energie sparen lässt: Die sichere, rasche und temperaturgenaue Zubereitung, die mit dem Kochen auf Gas vergleichbar ist, sowie die problemlose Reinigung machen ihn für immer mehr Kochfans unverzichtbar.

## SYNTHESE VON KOMMUNIKATION UND TECHNIK

Beim gemeinsamen Kochen und gemütlichen Beisammensein mit Freunden oder Familie darf natürlich auch die Unterhaltung nicht fehlen: Vom Kühlschrank mit integrierter iPod-Docking-Station über LED- und digitale Lichtkonzepte bis hin zum Ofen mit interaktivem Menü mit Fotos von Gerichten – ein fließender Übergang von Küche und Wohnbereich ist die logische Folge davon. Diese Tendenz zeigt sich bei den Herstellern, wo die Küchen auch optisch immer mehr mit dem Wohnbereich verschmelzen.



## WAS BRINGT MIR DIE SONNE AUF DEM DACH?

Viele Hausbesitzer möchten die Sonnenkraft vom Hausdach nutzen. Nur mühsam findet man aber die Antworten auf Fragen die sich stellen.

Die neue App «Solar eValo» von Hoval gibt Aufschluss über Fragen wie «Was kostet mich das?», «Wie viel Fläche benötige ich?» oder «Soll ich Solarthermie oder Fotovoltaik einsetzen?»

Dabei legt man das iPhone direkt mit der installierten App aufs Gebäudedach oder hält es vom Boden aus in der Flucht. Dann startet man die Messung und erhält umgehend eine Analyse für die Wirksamkeit des zukünftigen Sonnenkraftwerks.

Mit «Solar eValo» ist eine erste grobe Beurteilung möglich. Mehr über Energiesparmassnahmen erfährt man mit dem PC-basierten Tool «eValo» auf [Hoval.ch/evalo](http://Hoval.ch/evalo). Dieses analysiert alles: Fenster, Dämmung, Haustechnik, Brennstoffe, Solaranlagen und Finanzierung.

Die App kann kostenlos im Apple App Store heruntergeladen werden.



Made in France



Industriestrasse 8 - CH-8618 Oetwil am See

Switzerland

Phone +41 (0)44 919 80 40 - Fax +41 (0)44 919 80 44

[corina.meyer@pixelsystems.ch](mailto:corina.meyer@pixelsystems.ch)



Série



Hurricane Evo



Elora



Victoria Evo

Création : marie.guelot@wanadoo.fr Haut parleurs conçus et développés par Atolm.





Fertighäuser bieten dank der Verwendung natürlicher Materialien ein gutes Raumklima

## Die Zeit der Fertighäuser

Der Bauherr von heute möchte Architektur, Gestaltung und Ausstattung wählen und mitgestalten, statt Handwerker kontrollieren und Behörden koordinieren.

TEXT NADINE LEHTINEN

Bereits in den 40er-Jahren wurden in den USA Fertighäuser aus Katalogen angeboten. In Europa gewannen diese durch den Wohnraumbedarf nach dem Zweiten Weltkrieg an Bedeutung. Seit den 80er-Jahren wird an der Verbesserung des Images sowie der Technologie und des Produktionsprozesses gearbeitet. Im deutschsprachigen Raum ist inzwischen jedes vierte neu errichtete Gebäude ein Fertighaus, und im letzten Jahrzehnt hat sich der Marktanteil mehr als verdoppelt, Tendenz steigend.

Die Fertighäuser der Nachkriegszeit erkannte man schon von Weitem, doch heute ist es nur noch einem Fachmann möglich, auf Anhieb zu erkennen, um welche Bauweise es sich handelt. Und mittlerweile gibt es vom klassischen Einfamilienhaus über rustikale Landhäuser bis hin zu exklusiven Designerhäusern und repräsentativen Luxusvillen alles, was das Herz eines Bauherrn begehrt.

### VOR- UND NACHTEILE VON FERTIGHÄUSERN

Fertighäuser stehen in Sachen Qualität den konventionell gebauten Objekten in fast nichts nach. Zudem gibt es viele

Punkte, die für ein Fertighaus sprechen: Es lassen sich Zeit und Geld sparen – im Schnitt ist ein konventionelles Haus nach 30 Monaten fertig, während das Fertighaus bereits nach 10 Monaten bezugsbereit ist. Auch die Fixpreise (meist mit Garantie) eines Fertighauses sind ein Vorteil, bedenkt man die Kostenüberschreitungen, die beim Hausbau

» Stetig verbesserte Werkstoffe und Technologien und hochwertige Materialien machen den Grossteil der Fertighäuser zu Niedrigenergiehäusern.

mittlerweile zur Regel geworden sind. Amts- und Behördenwege rund um das Projekt werden von einem Berater übernommen, sodass zusätzlich Nerven gespart werden. Familien, die handwerklich begabt sind, können durch Eigenleistung Geld sparen: Die niedrigste Ausbaustufe entspricht in etwa zwei Dritteln des Kaufpreises im Vergleich zur schlüsselfertigen Variante. Stetig verbesserte Werkstoffe und Technologien

sowie immer hochwertigere Materialien machen den Grossteil der Fertighäuser zu Niedrigenergiehäusern, die im Heizkostenverbrauch günstiger und damit ökologischer sind. Die hervorragende Wärmedämmung begünstigt den Einsatz von Fotovoltaik- und Solaranlagen. Fertighäuser bieten dank der Verwendung natürlicher Materialien wie Holz, Gips und mineralischen Dämmstoffen zudem ein gutes Raumklima und besten Schutz vor allergieauslösenden Einflüssen.

Nicht zu vergessen sind jedoch die finanziellen Belastungen, die auch mit einem Fertighaus auf den Käufer zukommen – denn mit dem Hausbau allein ist es längst nicht getan. Ein eigenes Haus schränkt die Mobilität der Besitzer ein, und die Nachbarschaft kann man sich oft nicht aussuchen. Auch hat eine Fertighaussiedlung nicht den Charme eines natürlich gewachsenen Quartiers mit individuellen Einfamilienhäusern, und Fertighäuser sind meist hellhöriger als Massivbauten, bedingt durch die verwendeten Baumaterialien und die offene Bauweise. Bei der Inneneinrichtung könnte es Probleme mit der Befestigung von schwereren Möbelelementen geben. Der Wiederverkaufswert von Fertighäusern ist zudem niedriger als derjenige von konventionellen Häusern, weshalb mit einem finanziellen Verlust gerechnet werden muss, sollte es eines Tages verkauft werden müssen.

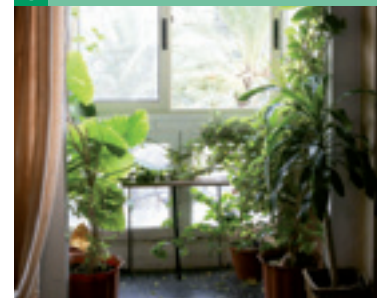


### Beitrag zum Klimaschutz

Sind Häuser rundum aus Holz, wird dank der hohen CO<sub>2</sub>-Speicherkapazität des nachwachsenden Rohstoffes klimawirksames Kohlendioxid aus der Erdatmosphäre entzogen.

Baufritz erfüllt dabei mit seinen natürlichen Häusern die Voraussetzung für CO<sub>2</sub>-neutrales Bauen. Mit jedem dieser Häuser lassen sich langfristig mehr als 40 Tonnen Ausstoss von CO<sub>2</sub> verhindern.

[www.baufritz.com/ch](http://www.baufritz.com/ch)



### Giessen, Düngen und Blätter besprühen

Immer wissen wann es Zeit ist die Pflanzen zu giessen, wird durch die kostenlose «Koubachi» App möglich. Nachdem man die Pflanzenart aus dem übersichtlichen Verzeichnis ausgewählt hat, werden daraus individuelle Pflegehinweise generiert. Diese werden dann per Push-Nachricht versandt, wobei man die Uhrzeit wählen kann.

### Royal Gardenzauber

Einen perfekten englischen Rasen bewundern, die schönsten Rosen anschwärmen oder vielleicht schon den Gewinner des «Best English Poet's Garden» erraten? Wer sich gerne Inspiration vom Feinsten für seinen Garten holen möchte, kann dies vom 3. bis 8. Juli an der «Hampton Court Palace Flower Show» in der Nähe von London tun. Sie ist eine der weltweit grössten Gartenschauen und bietet britische Gartenkunst mit all deren Aspekten.

[www.rhs.org.uk](http://www.rhs.org.uk)



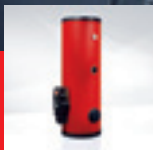
Führend in der Solartechnik.

Hoval

Sie wollen die Kraft  
der Sonne nutzen.



**Hoval SolKit®**  
Kompakt-Solarsystem mit  
78 % Deckungsgrad.



**Hoval SolarCompact**  
Anlage zur solaren  
Warmwasser-  
gewinnung.



**Hoval Indachkollektor  
IDKM250**  
und Hoval Aufdach-  
kollektor WK250.



solar eValo solar.hoval.ch  
Solarthermie oder Photovoltaik?  
Das neue App von Hoval hat die  
Antwort. Einfach mit Ihrem iPhone  
den obenstehenden QR-Code  
scannen und Sie gelangen gleich  
auf den App Store. Jetzt noch das  
Gratis-App auf Ihr Smartphone  
laden und gleich ausprobieren.



App Store

## Hoval Solarsysteme. Warmwasser frei Haus.

Hoval ist das führende Schweizer Unternehmen für umwelt-  
freundliche und zukunftsichere Raumklima-Lösungen.

Rufen Sie uns jetzt an und lassen Sie sich beraten: Telefon 044 925 61 11 - [www.hoval.ch](http://www.hoval.ch)

**MINERGIE®**  
LEADING PARTNER

[www.furter.ch](http://www.furter.ch)



MINERGIE®

DER KLASSIKER  
UNTER DEN SCHWEIZER  
HOLZHÄUSERN.

**FURTER**

INTELLIGENT BAUEN. SINNLICH WOHNEN. ZUM FIXPREIS.

# Ihrer Gesundheit zuliebe.

EgoKiefer Komfortfenster mit Ego®Fresh,  
der integrierten Fensterlüftung mit  
Wärmerückgewinnung!



Einfach QR-Code scannen  
und zum Präsentationsfilm  
gelangen.

## Klimaschutz inbegriffen.

Luft ist lebenswichtig – für Menschen und Gebäude. EgoKiefer Komfortfenster mit Ego®Fresh sorgen für atmungsaktive Innenräume. Ego®Fresh lässt ihr Haus atmen. Es sorgt für ein gesundes Raumklima, ohne dass Fenster geöffnet werden müssen. Es hilft, Heizkosten zu sparen und die Luftfeuchtigkeit in Räumen zu reduzieren. Das EgoKiefer Komfortfenster mit Ego®Fresh ist vom Bundesamt für Energie ausgezeichnet worden und ist ideal sowohl bei Neubauten wie auch bei Renovationen.

EgoKiefer AG  
Fenster und Türen  
CH-9450 Altstätten  
Telefon +41 71 757 36 28

Und an 13 eigenen Standorten sowie bei  
über 350 Wiederverkaufspartnern in der  
ganzen Schweiz: [www.egokiefer.ch](http://www.egokiefer.ch)



Ein Unternehmen der  
**AFG**  
Arbonia-Forster-Holding AG

Vorsprung durch Ideen.

**EgoKiefer**  
Fenster und Türen



# Der Schockierer

Carlo Rampazzi weiss, was er tut, und tut das mit Genuss. Der Innenarchitekt aus Ascona wird über die Schweizer Grenzen hinaus für seine extravaganten Kreationen und farbenreichen Zumutungen geschätzt und lässt sich im Interview dann doch noch einen Tipp für den Laieneinrichter entlocken.

TEXT UND FOTO RAOUL ABEA

Das Enfant terrible der Innenarchitektur bittet in sein Büro in Ascona. Der Weg führt durch Gänge mit 1001 Stoffproben, Quasten und Farbpaletten. In seinem Büro dominiert ein grosser, schwerer Schreibtisch den Raum, der vor einem roten Regal mit unzähligen lachenden Buddha-Statuen steht. Alles ist farbenfroh, lebenssatt und sinnlich – genau wie sein Einrichtungsstil. Übertrumpft wird dieser nur noch durch das flamboyante Wesen des Meisters.

**Herr Rampazzi, wie gestalten Sie einen verschneiten Tag ohne Arbeit? Wie wohnen Sie dann?**

Ich höre schöne Musik und stürze mich in eine tolle Kleidung, am besten aus Kaschmir mit einem Schuss Pelz irgendwo. Ich brauche meinen Schmuck und wenn ich all das habe, dann kann ich den ganzen Tag auf dem Sofa liegen und etwas lesen oder ansehen. Beispielsweise Bildbände von extravaganten Wohnungen, die viele Geschichten enthalten, wenn man näher hinschaut. Was ich auch gerne lese, sind gut geschriebene Briefe von Freunden, die ich aufbewahre und an solchen Tagen wieder hervorhole.

**Wie definieren Sie guten Geschmack?**

Eine schwierige Frage, auf die es eine einfache Antwort gibt: Guter beziehungsweise schlechter Geschmack existiert nicht. Ein Kleid kann vom besten

Modeschöpfer entworfen sein, aber dennoch billig wirken – das kommt auf die jeweilige Trägerin an. Mit dem Geschmack ist es wie mit dem Kitsch – was ist Kitsch? Bei einer Person kann ein Objekt kitschig sein, bei einer anderen, die es zu platzieren und kombinieren weiss, ist es kein Kitsch

» Die Farben müssen nur zum Bewohner und den Umständen passen.

Carlo Rampazzi

mehr. So halte ich es auch mit meinen Aufträgen und stimme alles auf den Kunden ab. Ich versuche, seine Träume in die Realität umzusetzen. Viele haben keine Zeit, sich für ihre eigenen Wände ein Konzept zu überlegen oder eine Kopfordnung zu machen. Ich helfe Ihnen dabei und setze diese um.

**Trotzdem ist ihr Stil unverkennbar.**

Das kann schon sein – dennoch ist keine Einrichtung wie die andere. Einige Dinge bleiben allerdings konstant: Es ist mir wichtig, dass alle Objekte einen handwerklichen Touch haben. Meine Einrichtungsgegenstände kommen nicht vom Band. Man soll mit geschlossenen Augen ertasten können, dass es sich um handgefertigte

Unikate handelt. Eine Einrichtung soll nicht nur möglichst teuer und trendig sein, sondern eine Seele haben. Der Kunde soll sich selbst darin wiedererkennen – Das ist meine Philosophie. Zudem versuche ich immer einen Schritt weiterzugehen, als die Vorstellung meines Kunden reicht. Ich liebe es, mit dem Unerwarteten zu schockieren.

**Was fasziniert Sie an Ihrem Beruf als Innenarchitekt?**

Erst wollte ich Künstler werden, dann Schauspieler, Modeschöpfer war auch mal eine Option, und schliesslich habe ich mich für Innenarchitektur entschieden. Das kommt meinem Wesen am nächsten. Es ist ein kreativer und sehr abwechslungsreicher Beruf. Jeder Auftrag stellt andere Herausforderungen an mich. Mein Vater hatte zwar andere Pläne mit mir – wenns nach ihm gegangen wäre, wäre ich heute Banker oder im Versicherungswesen tätig.

**Gibt es einen Unterschied, wenn Sie Privathäuser einrichten oder öffentliche wie etwa ein Hotel?**

Natürlich. Bei Hotels oder Ferienhäuser darf die Einrichtung noch verrückter und ganz und gar anders sein, als das Zuhause. Die Einrichtung soll wie eine Droge wirken, die Spass macht. Im Hotel braucht es eine gewisse Spannung, die für ein paar Tage wirkt und den Gast inspiriert. Da bin ich freier in der Gestaltung.



Carlo Rampazzi: Bei Hotels oder Ferienhäuser

Anzeige

**Jetzt:**

**Schmetterlings-Wochen**

Beim Kauf einer Matratze in der Ausführung GrandeHygiene schenken wir Ihnen ein Sommer-Daunen-Duvet im Wert von

**CHF 625.-\***

\* z.B. Matratze evos, 90x200 cm, zu CHF 1650.- + 1 Sommer-Daunen-Duvet, 160x210 cm, gratis Schmetterlings-Wochen gültig vom 1. März bis 31. Mai 2012

Schlafen ist sinnlich.  
Spüren Sie den Unterschied?

**roviva**

Schlafqualität seit 1748.



roviva Matratzen- und Bettenfabrik  
3380 Wangen a.A., [www.roviva.ch](http://www.roviva.ch)

» Bei der einen Person kann ein Objekt kitschig sein, bei der anderen, die es zu platzieren und kombinieren weiss ist es kein Kitsch mehr.

Carlo Rampazzi

#### Haben Sie ein Wunschobjekt, das Sie gerne einrichten würden?

Ich habe schon so vieles eingerichtet: Hotels, ein Flugzeug, Schiffe ... Ich wüsste gar nicht, was ich mir noch wünschen könnte. Ein Wunschobjekt habe ich nicht, nur Wunschkunden – und die sollen möglichst verrückt sein. Neulich hat es eine Kundin wieder einmal geschafft, mich zu überraschen. Sie rief an und sagte: «Wissen Sie, Herr Rampazzi, Sie haben all meine vier Immobilien in denen ich lebe so wundervoll eingerichtet, aber wenn ich sterbe, habe ich nichts mehr von Ihnen!» Und deshalb hat sie mir den Auftrag gegeben, ihr Mausoleum zu gestalten, das nun auf dem Mailänder Friedhof steht. Solche Kunden liebe ich!

#### Was haben denn alle Ihre Kunden gemeinsam?

Sie sind alle in bisschen verrückt. Keiner meiner Kunden entspricht gänzlich der Norm und sie stehen nicht 100-prozentig mit beiden Beinen auf dem Boden. Langweilige Kunden habe ich nicht und nehme auch keine an. Die Chemie muss stimmen.

#### Was macht für Sie eine gemütliche Wohnung aus?

Eine liebevolle Einrichtung. Wenn alles koordiniert ist und man merkt, dass nichts unüberlegt rumsteht. Und sie den Charakter des Bewohners widerspiegelt.

#### Wie steht es mit Einrichtungssünden?

Gibt es in dem Sinne nicht, da man die Einrichtung immer mit dem Bewohner zusammen sehen muss. Grundsätzlich hasse ich uninspirierte Einrichtungen. Da steht irgendwo eine Kommode vom Sperrmüll, weil man schon immer Stauraum für Tischdecken und Geschirr gebraucht hat – ich hasse das! Wenn man wahllos Möbelstücke aus irgendeinem Grund an irgendeinen Platz stellt. Jedes Objekt – und das darf auch frei von Nutzen sein – muss liebevoll ausgesucht und bewusst platziert werden. Wenn das gemacht wird, kann nicht viel schiefgehen. Okay, ein Haus ohne Bilder und guter, stimmiger Beleuchtung geht auch nicht für mich. Aber sonst...

#### Haben Sie eine Lieblingsfarbe?

Orangetöne. Sie sind sonnig, man kann sie sehr stark machen, aber auch dezent einsetzen.

#### Und wann setzen Sie Weiss ein?

Wenn ich farbige Akzente setze (*lacht*). Also wenn ich beispielsweise eine farbige Decke habe, die von der weissen Wand reflektiert wird oder wenn ich einen bunten Lüster habe, der zur Geltung kommen soll.

#### Gibt es Farben, die sich besonders gut für bestimmte Räume eignen?

Nein. Meiner Meinung nach ist man da völlig frei. Die Farben müssen nur zum Bewohner und den Umständen passen.

#### Haben Sie für den Laien ein paar allgemeine Tipps, wie man seine Wohnung im Winter gemütlich gestalten kann?

Diese Frage kann ich so nicht beantworten, weil das wieder individuell ist. Ich könnte jetzt Gemeinplätze vom Stapel lassen wie Kissen in warmen Tönen, schwere Vorhänge etc. Aber das interessiert mich nicht. Da rate ich eher zu einem guten Glas Wein und einer warmen Mahlzeit auf einem schönen Teller. Zwischendurch die Augen schliessen und tagträumen. Mir persönlich reicht das, um einen Winterabend gemütlich zu gestalten.

#### Das ist sehr schön, aber haben Sie wirklich keine umsetzbaren Tipps für Herrn Meiers leere Wohnung?

(*Denkt nach*) Zuerst soll er sich vorstellen, dass er nur einmal lebt. Und dann soll er mutig Farbe bekennen, selbst wenn sich diese später als Fehler entpuppt – eine Wand ist schnell umgestrichen. Mit Weiss und Beige macht man keine Fehler, aber das ist schon ein Fehler! Eine farbige Wand ist ein guter Ausgangspunkt.

#### + Smart Facts

Carlo Rampazzi, 62, aus Ascona, ist seit 36 Jahren als Innenarchitekt international tätig. In der Schweiz hat er etwa Hotels wie das «Eden Roc» in Ascona und das «Tschuggen Grand Hotel» in Arosa mit seiner unverkennbaren Handschrift umgestaltet. Für visuelle Eindrücke und weitere Infos: [www.selvaggio.ch](http://www.selvaggio.ch).

darf die Einrichtung noch verrückter sein

Anzeige

individualität  
ist für uns  
norm



Unsere Produkte sind genauso individuell wie Sie – unsere Kunden. Schweizer Qualitätshandwerk ist die Basis unseres Erfolgs. Das zeigt sich in unseren Schränken und Spezialprodukten.

[www.alpnachnorm.ch](http://www.alpnachnorm.ch) | Info-Nummer 0800 800 870

alpnach  
norm







Gärten sind nicht nur zum Ansehen da

## Der Garten – eine eigene Welt für sich

Die Garten- und Grillsaison hat endlich begonnen. Eine gute Gelegenheit, sich nicht nur faul in der Sonne zu reckeln, sondern dem eigenen Garten mal eine Umgestaltung zuteil werden zu lassen.

TEXT STEHPAN EISLER

Ein Garten ist heute mehr, als nur reine Zierde oder ein Platz zum Verweilen. Er ist zusätzlicher Wohnraum im Freien. Der Trend geht daher dieses Frühjahr in Richtung Konzeptgärten. Also solchen, welche einem speziellen Thema gewidmet sind.

### MEDITERRANES FLAIR

Seinen Garten pflegen, das bedeutet nicht nur, die vorhandenen Pflanzen zu versorgen, sondern ihn in Schuss zu halten und gut aussehen zu lassen. Eine Grünfläche mit vernachlässigtem Wildwuchs ist nicht nur unschön anzusehen, sie

macht auch wenig Lust, sich dort aufzuhalten.

Mit einigem Aufwand ist es jedoch möglich, ein Schmuckstück zu kreieren, welches sich zudem leichter unterhalten lässt. An den diesjährigen Messen hoch im Kurs sind Gartenkonzepte, welche ein bestimmtes Flair vermitteln. Besonders beliebt sind dabei mediterran inspirierte Gärten. Man stelle sich vor: Natursteinmauern, welche neben kleinen, mit verschiedenfarbigen Steinen abgetrennten Beeten liegen. Gesäumt von schmalen Kies- oder Plattenwegen, unterbrochen von kleinen Plätzen mit Sitzbänken aus Stein oder Holz. Daneben kleine Springbrunnen, Fischteiche oder gar Statuen. Der Fantasie sind bei solchen Gärten keine Grenzen gesetzt. Mit der Auswahl der Pflanzen lässt sich das Ganze noch abrunden.

Ein regelmässig wiederkehrender Klassiker sind fernöstliche Gärten. Grund-

sätzlich können sie dieselben Elemente wie die mediterrane Variante enthalten. Einzig das Design der Bauteile und die Auswahl der Pflanzen müssen angepasst werden. Teiche mit Koi-Karpfen sind ein Bestandteil typischer Asia-Gärten, wenn auch in Anschaffung und Unterhalt ein wenig teurer als die Standardvariante mit Goldfischen. Dafür sind viele der dafür geeigneten Pflanzen wie Bambus oder Schilf günstig zu erwerben und bedürfen relativ wenig Pflege.

### GRILLEN UND BADEN

Gärten sind aber nicht nur zum Ansehen da. Nichts macht mehr Spass, als dort an lauen Sommerabenden gemeinsam zu grillen oder im Pool zu plantschen. Der Trend geht zu fest installierten Grills, am besten in Nähe oder auf der Terrasse. Mit einer Pergola und einer schönen Gartensitzgruppe abgerundet, lässt sich das Ambiente des Gartens noch unter-

streichen. Oder aber man wählt ein abweichendes Design und macht die Terrasse und den Grillplatz somit zu einer vom Garten abgetrennten Lounge. Wer gerne auch bei etwas schlechterem Wetter im Freien sein möchte, kann das Terrassenareal überdachen lassen. So ist man nicht nur im Sommer vor Regen geschützt, man kann bei entsprechender Bauweise auch einen Wintergarten daraus machen.

Bei den Pools gibt es für jeden Geschmack etwas. Die klassische Variante, welche eher einem Schwimmbad gleicht, die eher moderne Ausführung, etwa in Form eines Badezubers, oder Pools, welche sich optisch in den Garten einfügen und wie kleine, natürliche Seen wirken. Auf Komfort muss dabei nicht verzichtet werden: Es ist möglich, bei jeder Art Pool auch gleich eine Sprudelbadfunktion, verschiedenfarbige Beleuchtungen und ähnliche Sonderelemente mit einbauen zu lassen.

Anzeige

## Honda-Qualität zum besten Preis

**HONDA**  
The Power of Dreams



Rasenmäher HRG 415C PD



Motortrimmer UMS 425 LN



Rasentraktor HF 1211 H



Motorhacke FG 110

**HONDA**  
POWER EQUIPMENT

380 Händler in der Schweiz [www.honda.ch](http://www.honda.ch)

Änderungen der Preise sowie der technischen Angaben vorbehalten.

# Licht und Weite dank Vollverglasung

Selbst das schönste Haus macht keine Freude, wenn es darin dunkel und beengt ist. Die neuesten Entwicklungen in der Fenstertechnologie ermöglichen heute ein Maximum an Platz und Helligkeit.

TEXT STEPHAN EISLER

Dicke Mauern, kleine Fenster und breite Rahmen können einem Raum nicht nur das Licht nehmen, sie machen ihn auch kleiner und versperren den Bewohnern zusätzlich die Aussicht. Besonders spürbar wird dies, wenn die Räume selbst bereits knapp bemessen sind.

Dank dem technischen Fortschritt ist es jedoch möglich, all dem entgegen zu wirken. Mit Hilfe von Vollverglasung.

## DIE OPTIK MACHT'S

Bereits im letzten Jahrhundert machten es architektonische Neuerungen möglich, dass sich der Wohnraum immer mehr öffnen konnte. Tragende Elemente werden so verbaut, dass Aussenwände immer weniger Stützen brauchen. Dies bringt den Vorteil mit sich, dass somit mehr Platz für Fenster – und somit für Licht und Weite bleibt. Am meisten kommt dies dort zum Tragen, wo auf Vollverglasung von der Decke zum Boden

gesetzt wird. Selbst kleine Räume wirken dadurch optisch grösser und transparenter. Die Grenzen zwischen Innen- und Aussenraum verschwinden in zunehmendem Masse, die Natur rückt den Bewohnern näher. Bis noch vor wenigen Jahren waren entsprechende Fensterscheiben von dicken Rahmen umgeben. Doch auch dieser letzte optische Makel ist nun Vergangenheit. Die Zukunft liegt in nahtlosen Schiebefenstern.

## MODERNE FENSTER KÖNNEN MEHR

Grosse Fenster bieten aber noch mehr Vorteile: Zunächst einmal kann schneller und

»Die Grenzen zwischen Innen- und Aussenraum verschwinden in zunehmendem Masse.

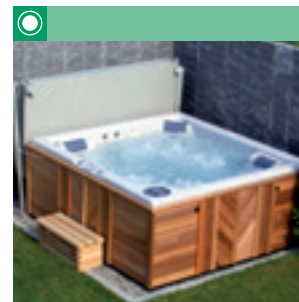


Schöne Fenster welche sich nahtlos in die Architektur einfügen

effizienter gelüftet werden. Überdies wirken sie sich positiv auf die Energiebilanz eines Hauses aus, da ein kostengünstigeres Beleuchtungssystem ermöglicht wird. Auch die Wärmedämmung kann durch die Auswahl des verwendeten Glases beeinflusst und optimiert werden. Die Profile der Gläser befinden sich in der Decke und im Boden und sind ebenfalls auf maximale Dämmung ausgelegt. Fenster und Profile entsprechen den heutigen Minergiestandards.

Die meisten Hersteller bieten rahmenlose Verglasungen bis zu einer Höhe von vier Metern an. Auch Eckverglasungen sind möglich, ohne dass bei Dämmung oder Sicherheit Einbussen in Kauf genommen werden müssten. Die thermisch getrennten Profile fügen sich dabei fast nahtlos in die Architektur ein. Die Fenster können individuell und auf Fingerdruck verschoben werden. Eine Automatik und ein Sicherheitssystem können ebenfalls eingerichtet werden. Eine ähnlich gute Performance bieten luftgedichtete Fenster. Speziell an ihnen ist, dass sie über ein Luftdrucksystem abgedichtet werden, welches zugleich den Mehrfachverschluss steuert.

Für welche technische Lösung man sich auch entscheidet, die heutige Verglasungstechnik macht Schluss mit tristem Zwielicht.



## WOHLFÜHL-OASEN

«Wenn wir gewusst hätten, wie einfach die Handhabung und der Unterhalt eines Whirlpools sind und wie entspannend ein solches Massagebad wirkt, hätten wir uns schon viel früher für diese Anschaffung entschieden.» So und ähnlich tönt es über Whirlpools, wenn die Vorzüge entdeckt wurden. Ein tägliches Bad in einem Whirlpool wirkt sich positiv auf die Gesundheit aus. Auch die Installation eines Huspa-Whirlpools ist denkbar einfach: Eine Steckdose und ein Gartenschlauch sind alles was es braucht. Als durchschnittlicher Unterhalt ist mit einem Franken täglich zu rechnen, da mit der verwendeten Energie sehr sparsam umgegangen wird. Die Entkeimung des Badewassers geschieht automatisch durch «Aktiv-Sauerstoff», sodass keine 5 Minuten Aufwand pro Woche entstehen. Eben ungetrübter Badespass und jederzeit Erholung.

[www.whirlpool-huus.ch](http://www.whirlpool-huus.ch)

Anzeige

BERGER

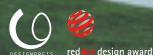
swissFineLine®

Die rahmenlose Verglasung.

Transparenz in ihrer schönsten Form

swissFineLine ermöglicht fließende Grenzen zwischen innen und aussen und erzeugt Lebensraum voller Licht, Luft und Atmosphäre.

Berger swissFineLine, 3550 Langnau  
Tel. +41 (0)34 409 50 50 [www.swissfineline.ch](http://www.swissfineline.ch)







Immer populärer ist das Ersetzen von Fenstern und Wänden um Minergiestandards zu erreichen

## Aus Alt mach Neu

Renovationen und Umbauten haben sowohl Wert erhaltenden als auch Wert steigernden Charakter. Oft ist es möglich, alte Bausubstanz zu belassen und in neu Gebautes einzugliedern.

TEXT STEPHAN EISLER

Altes muss alle Jahre wieder instand gesetzt werden. Dabei sollte aber abgeschätzt werden, ob sich Renovieren alleine lohnt, oder gar ein Umbau in Betracht gezogen werden muss. Meist ist es eine Mischung aus beidem, welche den Unterschied macht – nicht nur aus finanzieller Sicht.

### ALTES VERSUS NEUES

Alte Bausubstanz sollte nach Bedarf durch Renovationen erhalten oder falls nötig mittels Umbauten ersetzt werden. In den letzten Jahren immer populärer wurde

beispielsweise das Ersetzen von Fenstern und Wänden, um aktuelle Minergiestandards zu erreichen und einzuhalten. Solche Änderungen sind zum Teil auch dringend nötig, um den Energiehaushalt und die Kostenbilanz eines Hauses oder einer Wohnung zu verbessern. Spätestens bei der nächsten Heizkostenabrechnung zahlt sich die Investition bereits aus. Aber auch das Installieren von Solaranlagen und Wärmepumpen sind dahin gehend lohnende Umbauten.

Daneben gibt es auch bauliche Massnahmen, welche nicht eben dringend sind, aber besonders das wohnliche Ambiente bereichern. Es mag zwar Sinn machen, einen alten Herd aus Grossmutter's Zeiten gegen ein modernes Gerät zu tauschen. Aber sofern er energietechnisch keine Belastung darstellt, kann er belassen und somit zum Schmuckstück eines Haushaltes werden.

### » Das Installieren von Solaranlagen und Wärmepumpen sind lohnende Umbauten.

Auch alte Wände aus Sichtstein oder mit antiken Balken sind eine schöne Zierde. In vielen Altbauten sind solche Wände unter dickem Putz verborgen. Es kann sich daher innenarchitektonisch lohnen, diesen zu entfernen und die alte Substanz zum Vorschein zu holen. Wichtig bei der Nutzung alter Bausubstanz ist, zu prüfen, ob diese intakt ist und ob sie der Energiebilanz des Hauses nicht schadet.

### DIE RICHTIGE MISCHUNG

Ein Mix zwischen Altbau und Moderne kommt nie aus der Mode. Es ist das

Mischungsverhältnis, welches den Ausschlag gibt. Altes und Neues sollten sich in etwa die Waage halten, damit der Wohnraum nicht von einem von beiden überladen wirkt. Wichtig ist auch hier das Abwägen zwischen optischer Verbesserung, Komfort und Aufwänden. Zuviel alte Bausubstanz – so schön sie ist – kann hohe Kosten durch ständiges Instandsetzen verursachen. Zudem kann der Wohnkomfort empfindlich darunter leiden, etwa durch undichte Wände oder schimmelige Balken. Die schönste Altbauwohnung nutzt nichts, wenn sie Geld verschlingt oder der Gesundheit schadet. Es lohnt sich daher, die vorhandene Substanz vorgängig zu prüfen und erst nach sorgfältiger Abwägung zu entscheiden, was und wie viel davon erhalten bleiben soll. Kurz: Erst den Architekten und dann den Inneneinrichter bestellen.

Anzeige

### Meister-Küchen erster Wahl



**PFI**STER KÜCHEN  
Turenthal

Besuchen Sie unsere Ausstellung  
[www.pfisterkuechen.ch](http://www.pfisterkuechen.ch)



### Energie optimal nutzen!

**Mit einem Domotec Wärmepumpen-Wassererwärmer sparen Sie bis zu 70 % Strom!**

Der Wärmepumpen-Wassererwärmer bezieht die Energie aus der Umgebungsluft und nutzt deren Wärme.

**Die Vorteile:** ■ aktive Wärmerückgewinnung ■ leiser Betrieb ■ einfache Steuerung ■ leistungsstark und energiesparend ■ platzsparend ■ erhältlich mit 200 und 250 Liter und als Split-Anlage mit 300 Liter Inhalt

Besuchen Sie unsere Ausstellungen in Aarburg oder Villars-St.-Croix.

[www.domotec.ch](http://www.domotec.ch)

Domotec AG, 4663 Aarburg, T 062 787 87 87



# Energie sparen für die Zukunft

Noch immer verbraucht der Mensch viel zu viel Energie. Dabei ist es auch in unserer hoch technologisierten Gesellschaft möglich, Energie zu sparen. Was es braucht, ist ein radikales Umdenken.

TEXT STEPHAN EISLER

Für die meisten Menschen ist Strom ein Gut, welches einfach «da ist». Zu sorglos ist denn auch der Umgang damit. Und hinterfragt wird der eigene Verbrauch höchstens einmal, wenn die Rechnung dafür hoch ausfällt. Meist bleibt aber ein Umdenken aus. Mit der richtigen Einstellung ginge es aber auch anders. Nämlich nachhaltig.

## SPAREN IST MÖGLICH

Energie ist nicht billig. Mit steigender Nutzerzahl und ebenso steigendem Verbrauch muss dementsprechend mehr Strom produziert werden, um die Versorgung für alle zu gewährleisten. All dies ist natürlich mit Kosten verbunden, welche die Nutzer mittragen müssen. Würde jeder mithelfen, den Verbrauch zu senken, könnten nicht nur die Kosten gesenkt, sondern auch die Energiebilanz verbessert werden.

Besonders im eigenen Haushalt kann in vielerlei Hinsicht der Verbrauch drastisch gesenkt werden. Geräte im

Stand-by-Modus beispielsweise sind Stromfresser par excellence. Sie verbrauchen selbst dann Strom, wenn sie eigentlich gar nicht in Betrieb sind. Und damit ist nicht bloss das kleine, unscheinbare Lämpchen am Gerät selbst Schuld daran. Die heute gängigen Geräte für Digital-TV laufen, wenn auch auf vermeintlicher Sparflamme, im Stand-by-Modus weiter. Dies unter anderem, damit sie sich aktivieren können, wenn programmierte Programmaufnahmen anstehen. Dies bedeutet, dass die eingebaute Uhr und die Festplatte zur Speicherung der Sendungen permanent laufen. Auch Computer im Dauerbetrieb laufen trotz solcher «Sparmodi»

immer im Hintergrund weiter. Und verbrauchen Stunde um Stunde kostbare Energie. Zwar ist der Verbrauch von elektrischen Geräten so geringfügig als im Vollbetrieb, doch schaltet man Geräte mal einen Monat lang konsequent ganz aus, sobald man sie nicht mehr benötigt, ist der Unterschied deutlich auf der Stromrechnung ersichtlich.

Ein weiterer Stromfresser ist die Beleuchtung. Davon

»Besonders im eigenen Haushalt kann der Verbrauch drastisch gesenkt werden.

entfallen in der Schweiz um die vierzehn Prozent des gesamten Stromverbrauchs. Mit den neuen Ökosparlampen liesse sich der hauseigene Verbrauch drastisch senken. Hinzu kommt, dass immer noch zu viele Lampen brennen gelassen werden, obwohl man ihr Licht gar nicht braucht. Anstatt im ganzen Haus Festbeleuchtung zu machen, sollte man die Beleuchtung auf jene Räume beschränken, in denen man sich gerade aufhält.

## PROJEKT MIT VORBILDFUNKTION

Um eine positive Energiebilanz zu erreichen, eignen sich Plusenergiehäuser. Mit dem Einbau von Wärmepumpen und Solarzellen kann nicht nur eigener Strom produziert, sondern überschüssiger Strom mittels entsprechender Infrastruktur ins Netz eingespeist werden. Darin muss und wird die Zukunft liegen, wenn ein nachhaltiger Umgang mit den Ressourcen erreicht werden soll. Das Projekt «Suurstoffi» in Zug ist ein Beispiel für effiziente Stromnutzung. Durch Solarstrom werden nicht nur die vorhandenen Ressourcen geschont, es wird damit auch ein positiver Beitrag zum CO<sub>2</sub>-Haushalt geleistet. Mit zunehmender Anzahl ebensolcher Wohnanlagen wird sich der Energiehaushalt künftig drastisch verbessern lassen.



Auch ein Stromfresser ist die Beleuchtung



## EINE FRAGE AN URS-PETER MENTI

■ Was können Projekte wie die «Suurstoffi» zur Nachhaltigkeit beitragen?

Die Suurstoffi ist ein beispielhaftes nachhaltiges Quartier, das Nachahmer finden wird. Nachhaltige Lösungen müssen den drei Aspekten Wirtschaft, Gesellschaft und Umwelt gerecht werden. Die Suurstoffi unterliegt strengen Vorgaben betreffend Wirtschaftlichkeit: Die Mietpreise müssen im vernünftigen Rahmen liegen. Dem gesellschaftlichen Aspekt wird zum Beispiel durch die hohe Durchmischung von Wohnen, Arbeiten und Freizeit Rechnung getragen, aber auch durch das vielfältige Wohnungsangebot. Mit dem auf Effizienz ausgelegten Energiekonzept und der Produktion von CO<sub>2</sub>-freiem Solarstrom vor Ort werden hohe ökologische Ansprüche erfüllt. Die gleichmässige Adressierung dieser drei Aspekte macht die Suurstoffi zum vorbildlichen Quartier. Prof. Urs-Peter Menti, Leiter Zentrum für Integrale Gebäudetechnik Hochschule Luzern - Technik und Architektur

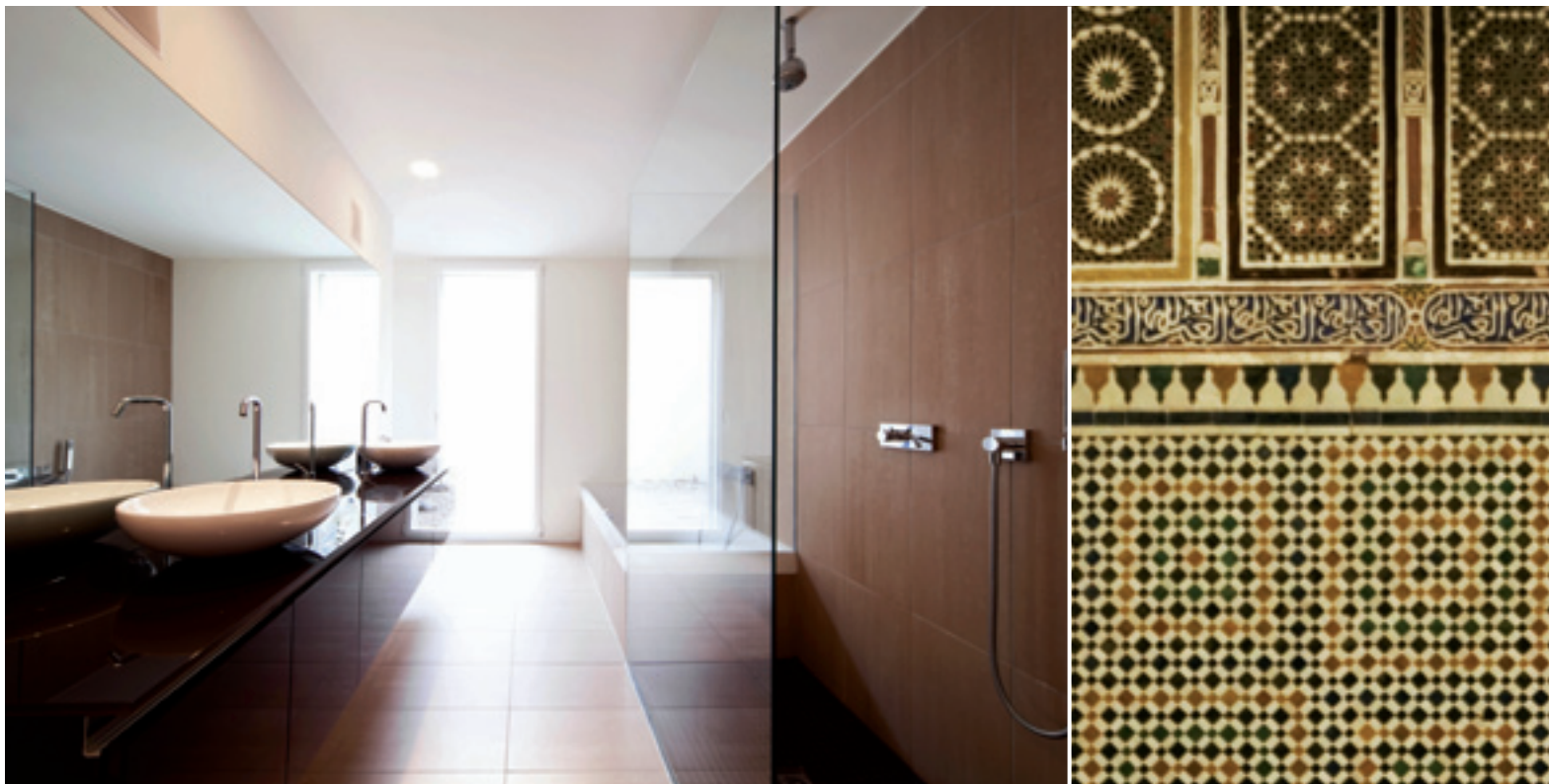
Anzeige

LED  
statt AKW



**NOSERLIGHT**  
www.noserlight.ch





Das Bad als Wohlfühlraum

## Baden wie einst bei Kleopatra

Heutzutage badet wohl niemand mehr in Eselsmilch, wie es der ägyptischen Herrscherin nachgesagt wird. Aber man kann sich in modernen Bädern mindestens ebenso königlich fühlen.

TEXT STEPHAN EISLER

Das Badezimmer ist einer der Orte in den eigenen vier Wänden, wo man verhältnismässig viel Zeit verbringt. Warum also sollte man einem so wichtigen Teil des Lebens nicht mehr Aufmerksamkeit widmen? Waren Bäder bis noch vor wenigen Jahren eher trist und auf ihre Funktionalität reduziert, so geht der aktuelle Trend in Richtung Wohlfühlloase. Besonders in Neubauten und Eigenheimen wird zunehmend Wert auf wohliche Qualität und Ambiente gelegt.

### DAS BAD BEKOMMT CHARAKTER

Wer kennt sie nicht, die althergebrachten und standardisierten Badezimmer von früher: überall die gleiche Infrastruktur, dieselben kleinen Kacheln mit ihren kalten Farben, sowie die üblichen und genormten Raumaufteilungen. Solche Räume dienten ausschliesslich der Funktionalität. Sie waren zum Gebrauch da. Dabei gehören sie doch zum festen Bestandteil der Wohnung und sollten daher auch ein Ort sein, wo man sich wohlfühlt.

Der Trend bei den Bädern geht heutzutage verstärkt in Richtung Indivi-

dualität und Ausstrahlung. Sprich, sie entwickeln ihren eigenen Charakter und widerspiegeln somit auch den Nutzer. Auf aktuellen Messen, wie etwa der Giardina im März dieses Jahres, wird klar: Der Kunde sucht und verlangt gezielt diese neue Individualität. Anbieter von Bädern und Badeinrichtungen sehen sich immer mehr mit dem Wunsch nach Massanfertigungen konfrontiert. Das Badezimmer als Ort des Rückzugs und der Regeneration nimmt einen immer höheren Stellenwert ein. Auch wird bei Neubauten mehr Platz dafür eingeplant. Saunen und Dampfduschen sind auf dem Vormarsch und vielerorts schon fester Bestandteil der Infrastruktur. Die grosszügig gestalteten Bäder der Moderne kommen Wellnessbereichen gleich. Meist verschmelzen sie dabei architektonisch mit anderen Räumen wie dem Schlafzimmer oder gehen in Aussenbereiche wie etwa dem Garten über. Die Badewanne wird förmlich zum haus-eigenen Pool.

Mehrere Anbieter stellten an der diesjährigen Giardina Gartenmesse ebensolche Badkomplexe aus, bestehend aus beispielsweise modernen, farbig beleuchteten Pools, sowie umgebenden Sitzgelegenheiten – eingebettet in ein architektonisches Ambiente zwischen Gartenlaube und Lounge. Damit haben sie offensichtlich den Nerv der Zeit getroffen: Die Messestände erfreuten sich grösster Beliebtheit bei den Besuchern.

### DIE NATUR HÄLT EINZUG

Besonders stach an der aktuellen Giardina auch der Wechsel zu natürlichen Baumaterialien hervor. So werden Waschtische und Badewannen vermehrt aus Mineralguss gefertigt, wobei auch Kundenwünsche bezüglich der Form und Farbe berücksichtigt werden können. Das Ergebnis sind natürlich wirkende Installationen, die endlich den Klinik-Look von kalter Keramik abgelegt haben.

Aber auch andere Materialien finden Verwendung. Naturstein ist zwar etwas

» Das Badezimmer als Ort der Regeneration nimmt einen immer höheren Stellenwert ein.

teurer, jedoch besonders beständig und zudem schön anzusehen. Bei Wannen kommt zusätzlich der wärmedämpfende, beziehungsweise erhaltende Aspekt des Materials zum Tragen. Auch Holz in verschiedenen Farben und Qualitäten kommt zum Einsatz und gibt dem Bad, in Verbindung mit Lederintarsien, ein helles und warmes Ambiente. Die Baustoffe der neuen Saison sind insgesamt spürbarer, sie haben mehr Struktur und fühlen sich

bei Berührung ganz anders an. Besonders beim barfuss Gehen auf den Platten wird dies deutlich: Die verwendeten Stoffe sind nicht nur gleitsicherer als ihre Vorgänger aus Keramik, sie sind auch längst nicht so kühl und unangenehm auf der Haut. Ein grosser Vorteil vor allem bei kombinierten Bereichen, etwa wenn Badezimmer und Schlafzimmer ineinander übergehen und kombiniert sind, oder aber wenn Bäder in Aussenbereiche münden.

Die Platten und Kacheln selbst weisen helle Braun- und Sandsteintöne auf und erzeugen so eine wärmere Raumfarbe. Zugleich bringen die neuen Plattenkonzepte Ruhe in das Bild, welches der Betrachter vom Badezimmer hat. Dies wird durch die neuen Formate erreicht. Statt einer Unmenge kleiner Kacheln mit verhältnismässig grossen Kittfugen setzt man heute auf Grossformate. Das Ziel dabei sind möglichst wenige und kleine Zwischenräume. Im Endeffekt entsteht bei sorgfältiger Verarbeitung ein ebenmässiger und weitgehend fugenloser Eindruck. Hinzu kommt, dass sich an vergleichsweise weniger Stellen Wasser ansammeln und bleibende Flecken erzeugen kann.

Das Badezimmer wandelt sich mit diesen Neuerungen und Trends allmählich zu einem Raum, in dem man sich ebenso gerne aufhält wie im Wohn- oder Schlafzimmer. Es lässt die Reduktion auf seinen Zweck hinter sich und wird so allmählich zum Wohnraum.

# Wellness Oase mit freistehender Whirlwanne



Beinahe jedes Wannenmodell von Schmidlin lässt sich optional mit einem Whirlsystem ausstatten. So auch zwei der exklusiven, freistehenden Badewannen der Serie «Schmidlin SHAPE».

Die freistehende Badwanne «Schmidlin HOME OVAL SHAPE» (im Bild) ist ein Glanzstück aus emailliertem Stahl. Sie ist auch als Whirlwanne mit Whirlsystem «Schmidlin SPA» oder «Schmidlin SILENT» erhältlich. «Schmidlin SI-

LENT» und «Schmidlin AQUA SILENT» gehören zu den weltweit leisesten Whirlsystemen ihrer Art und erfüllen nachweislich die erhöhten Anforderungen der SIA Norm 181 «Schallschutz im Hochbau» – ohne zusätzliche bauliche Massnahmen.

## Beraten lassen und Probedaden

An seinem Produktionsstandort in Oberarth (SZ) bietet Schmidlin auch eine grosszügige Ausstellungsfläche. Auf über 400 m<sup>2</sup> präsentiert Schmidlin eine grosse Auswahl seiner Badewannen, Duschwannen, Duschflächen und Waschtische; und in einem separaten Wellnessbereich auch all seine Whirlsysteme. Interessierte Bauherren sind willkommen, sich für einen Beratungstermin oder für ein Whirl-Probedaden anzumelden: 041 859 00 60 oder [info@schmidlin.ch](mailto:info@schmidlin.ch).

«Schmidlin WALL», die hygienische, fugenfreie Duschlösung: Die emaillierte Duschfläche mit Wandablauf ist in jedem beliebigen Mass erhältlich.



Die Duschlösung «Schmidlin WALL» ist eine emaillierte Fläche mit einem leichten Gefälle hin zum Wandablauf von Gerberit. Die hygienische, fugenfreie Duschfläche ist in jedem beliebigen Mass von 70 x 70 bis 140 x 100 cm erhältlich, in Schritten von 1 cm. Passend zu aktuellen Bodenplatten, gibt es die Duschfläche auch in mattem Email in verschiedenen Farben.

## Kontakt

Wilhelm Schmidlin AG  
Gotthardstrasse 51  
6414 Oberarth

Telefon 041 859 00 60  
Telefax 041 859 00 79  
[www.schmidlin.ch](http://www.schmidlin.ch)

**Schmidlin**  
**Stahlbadewannen**  
swissmade

## JEDES BAD SO INDIVIDUELL WIE SIE

Besuchen Sie unsere Ausstellungen in Huttwil und Cham und lassen Sie sich auf über 6000 m<sup>2</sup> inspirieren.

[www.keramikland.ch](http://www.keramikland.ch)



WELLNESS. BAD. PLATTEN.





# TEXTILE PASSION

www.tiscatiara.com

DACHCOM

**tisca tiara**  
textile  passion



# Arbeitsmarkt beschädigt

Seit Anfang Jahr ist der Gesamtarbeitsvertrag (GAV) für die Zeitarbeitsbranche in Kraft. Unternehmer klagen über schwindende Aufträge und hohe Zusatzbelastungen – und kündigen gerichtlichen Widerstand an. *Von Florian Schwab*

Am Anfang standen nur gute Absichten. Seit Jahren kämpft Georg Staub, Direktor des Verbands Swisstaffing, in dem sich Unternehmen der Zeitarbeitsbranche zusammengeschlossen haben, gegen das Schmutz-Image. Die Gewerkschaften kultivieren seit Jahren das Klischee, wonach die Personalverleiher gemeinsam mit den Einsatzbetrieben die Notlage ihrer Angestellten ausnützten und immer mehr Festangestellte gegen (schlechter bezahlte) temporär Angestellte austauschten.

Staub setzte sich mit der Unterstützung von Bundesrat Schneider-Ammann (FDP) und des schweizerischen Arbeitgeberverbandes mit den Gewerkschaften an einen Tisch und handelte einen Gesamtarbeitsvertrag (GAV) aus. Dieses Vertragswerk enthält Mindeststandards für die Personalverleiher, wie beispielsweise nach Region und Ausbildungsstand abgegrenzte Mindestlöhne. Mit einem Beschluss des Bundesrates wurde der GAV ab dem 1. Januar für alle Unternehmen in der Branche für allgemeinverbindlich erklärt.

Am 1. April ist für die unterstellten Unternehmen die Schonfrist abgelaufen: Zusammen mit den Gewerkschaften setzt Swisstaffing seither durch, dass der GAV eingehalten wird. Zu diesem Zweck müssen alle betroffenen Angestellten und Unternehmen einen Vollzugskostenbeitrag von mehreren hundert Franken pro Jahr abliefern. Ausserdem dürfen die Kontrollorgane Lohnbuchkontrollen vornehmen und Bussen verteilen. Es sei noch zu früh, um ein Fazit zu ziehen, doch «der GAV ist ein Muster an Transparenz», freut sich Staub.

Weniger positiv klingt es bei den betroffenen Unternehmen. Die *Weltwoche* hat mit mittelständischen Personalverleihern gesprochen, die – aus Angst vor Strafaktionen des Verbands – anonym bleiben wollen. Mit Lohnsummen von zwischen 20 und 30 Millionen Franken gehören sie zu den grösseren KMU im Bereich. Sie finden es richtig, gegen «schwarze Schafe» vorzugehen, die sich nicht ans Gesetz halten. Den GAV erachten sie allerdings als «verheerend». Sie würden regelrecht aus dem Arbeitsmarkt gedrängt. Es zeichnen sich Umsatzeinbussen in Millionenhöhe ab.

Einer der Unternehmer erklärt, in der Stadt Zürich betrage der ortsübliche Lohn im Detailhandel für Festangestellte rund 22 Franken. Der GAV schreibe für die Region Zürich aber für alle temporär Angestellten einen Lohn von mindestens 28 Franken vor: «Ich habe auf diesem Markt keine Chance mehr.» Seine eigene

Existenz, so der Unternehmer, sei nicht gefährdet, aber «viele Menschen, die sonst keinen Einstieg ins Erwerbsleben finden, sind auf unsere Vermittlung angewiesen». Für sie werde es fast unmöglich, eine Anstellung zu finden. «Es bleibt der Gang zum Sozialamt.»

Ein Fallbeispiel unterbreitet ein Branchenkollege: Ein junger Mann in der Ostschweiz mit abgeschlossener handwerklicher Ausbildung und KV-Abschluss war mehrere Jahre lang krank und nicht erwerbsfähig. Die Temporärfirma hatte vor Inkrafttreten des GAV eine Anstellung für ihn gefunden, aber durch die verschärften Bedingungen seit dem 1. Januar habe der Einsatzbetrieb abgewinkt: «So einen Luxus können wir uns nicht leisten.»

## Zweifel an Rechtmässigkeit

Weshalb hat Verbandsdirektor Staub seiner Branche einen solchen Bärendienst erwiesen? Die Entscheidungsträger bei Swisstaffing rund um die Grossunternehmen Adecco, Manpower und Kelly Services hätten «realitätsfern» entschieden, da sie persönlich seit Jahren keine Temporäreinsätze mehr organisiert hätten, vermuten die Kritiker. Sie argwöhnen, dass im Gegensatz zu den Beteuerungen des Verbandes nicht der Ruf der Zeitarbeit im Zentrum des Interesses stand, sondern dessen eigene finanzielle Interessen. Der GAV erlaubt

Swisstaffing, sich aus den Vollzugskostenbeiträgen zu bedienen – beim Temporär-GAV werden diese auf total 30 Millionen geschätzt.

Einige der Unternehmen haben sich juristisch beraten lassen. Sie bezweifeln die Rechtmässigkeit des allgemeinverbindlichen GAV. Ihre Auffassung teilt Rechtsanwalt Raphael Spring, der früher bei Swisstaffing juristische Erfahrung mit Gesamtarbeitsverträgen gesammelt hat: «Laut Gesetz darf ein GAV nur dann für allgemeinverbindlich erklärt werden, wenn er sich auf eine klar definierte Berufsgruppe oder einen Wirtschaftszweig bezieht.» Im Falle des Zeitarbeits-GAV sei das nicht der Fall, hier sei ein GAV für eine «vertragliche Beschäftigungsart» für allgemeinverbindlich erklärt worden.

Angesichts der Unzufriedenheit ist für Spring klar, dass es früher oder später zu einer juristischen Klärung dieser Frage kommen wird: «Es gibt in der Branche genügend überzeugte Unternehmer mit dem nötigen Standvermögen, ein langwieriges juristisches Verfahren durchzustehen.» Sollte sich vor Gericht Springs Rechtsauffassung durchsetzen, so wäre dies eine Peinlichkeit für das Seco und Wirtschaftsminister Schneider-Ammann, denn sie hätten die Rechtmässigkeit abklären müssen. So oder so: Der Schaden auf dem Arbeitsmarkt ist angerichtet. ○



*Erschwelter Einstieg ins Erwerbsleben: Arbeiterinnen in einer Grossbäckerei.*



# Schweiz, wir kommen

Soll die Lombardei der Schweiz beitreten? Für viele Bürgermeister aus Grenzgemeinden ist das mehr als nur ein Hirngespinnst. Zum Beispiel für Matteo Bianchi aus Morazzone. Der *Weltwoche* erklärt der Gemeinde-Präsident die unwiderstehlichen Vorzüge der Schweiz. Von Kari Kälin (Text und Bild)



Ja zum 27. Kanton: Matteo Bianchi, Bürgermeister von Morazzone, mit der Flagge des Herzogtums Mailand.

Am Ursprung steht ein bundesrätlicher Scherz. Die Schweiz hätte kein Problem, die Lombardei einzugliedern, sagte Ueli Maurer (SVP) am 17. März in Biasca, am Rande einer Veranstaltung der SVP Tessin, gegenüber Franco Cavalleri, Redaktor beim *Corriere di Como*. Hinter dem Votum standen keine heimlichen Expansionsgelüste des Armeeministers. Das Verteidigungsdepartement (VBS) betonte später den humoristischen Charakter der Aussage.

Auf italienischen Online-Foren aber befeuerte Maurer, wohl ohne es zu wollen, eine rege Debatte. Die Vorstellung, die Lombardei mit ihren 9,9 Millionen Einwohnern, eine der produktivsten Regionen Europas, könnte sich als 27. Kanton der Schweiz angliedern, weckte auf im Internet so viel Begeisterung, dass eine anonyme Person kurzerhand die Online-Petition «Lombardei zur Schweiz, unterschreib auch du» aufschaltete. 21 000 Italiener unterstützten

die Petition innert einer Woche, unterdessen sind es 28 000. Das Ziel sind eine halbe Million Unterschriften. So viele wären nötig, um auf nationaler Ebene eine Volksabstimmung über die Unabhängigkeit zu erwirken. Als helvetische Vorteile werden niedrigere Steuern, ein effizienter Staat, die EU-Nichtmitgliedschaft, der Schweizer Franken und tiefere Autobahngebühren gepriesen. Ist das alles nur ein Gag, der wegen einer zufälligen Begegnung eines Schweizer Bundesrats mit einem italienischen Journalisten die Runde macht?

## Die Idee sei kein Witz

Morazzone, ein Dorf mit 4400 Einwohnern, liegt knapp zwanzig Kilometer von der Schweizer Grenze entfernt und gehört zur Provinz Varese. Am Anschlagbrett der Gemeinde locken Kurse für Nordic Walking. Auf einem A4-Blatt wird die nächste Budgetge-

meinde angekündigt. Es ist ein verschlafenes Dorf in Norditalien mit ein paar Restaurants, Kirche, Lebensmittelgeschäft und Apotheke.

Im Rathaus empfängt Bürgermeister Matteo Bianchi (32), Politiker der Lega Nord, die *Weltwoche*. Bianchi ist einer von vielen Bürgermeistern aus Grenzgemeinden, welche die Petition unterschrieben haben und offen dazu stehen. Cristina Bertuletti, Bürgermeisterin der Nachbargemeinde Gazzada Schianno (4700 Einwohner), stösst dazu und bläst ins gleiche Horn. Bianchi versteht sich nicht als Einzelmaske, die einer verrückten Idee aufgefressen ist. Er verweist auf Dario Galli (Lega Nord), den Präsidenten der Provinz Varese, der einen Schweiz-Beitritt ebenfalls befürwortet.

Diese Idee «ist kein Witz», betont Bianchi. Wenn nötig, organisiere er «schon morgen» eine Volksabstimmung. Über das Ergebnis, zumindest in unmittelbarer Grenznähe, hegt



er nicht die geringsten Zweifel: «Siebzig Prozent würden ja sagen.» Erst am letzten Samstag hat Bianchi die Bürger von Morazzone zum Gespräch eingeladen und deren secessionistischen Puls gefühlt. Der Tenor sei deutlich: Der grösste Teil würde lieber heute als morgen der Schweiz beitreten. Die antirömische Stimmung überrascht nicht. In Morazzone ist die Lega Nord die stärkste politische Formation. 38,18 Prozent stimmten bei den letzten Regionalwahlen für die Partei, die in diesen Tagen von einem Korruptionsskandal um ihren Anführer Umberto Bossi durchgeschüttelt wird. Seit je liebäugelt die Lega mit einer Abspaltung Norditaliens.

Für Bianchi muss es ja vielleicht nicht die ganze Region Lombardei inklusive der Metropole Mailand sein, die den 27. Kanton bildet. Er ist aber überzeugt, dass ein möglicher Landeswechsel für Grenzprovinzen wie Como und Varese, die allein knapp 1,5 Millionen Einwohner zählen, sehr rasch auf die reale politische Agenda rücken kann. «Es braucht ein ein-

### «Wir fühlen uns den Tessinern viel näher als dem italienischen Zentralstaat.»

schneidendes Ereignis wie etwa den Fall der Berliner Mauer, dann entsteht eine Eigendynamik.» Bianchi denkt an «traumatische Vorkommnisse» wie den Staatsbankrott Italiens oder das Ende des Euro. «Das kann schon in einem Jahr passieren.» Mario Monti, dem Premierminister der Übergangsregierung, traut Bianchi nicht zu, Italien aus dem Schlamassel und zurück auf den Wachstumspfad zu führen. Im Gegenteil. Die Firmen müssten heute 68 Prozent ihres Gewinns an einen Staat abliefern, «der nur Schulden anhäuft».

### Loblied auf den Föderalismus

Weshalb möchte Bianchi, ein Mann mit eindrücklicher Lockenpracht, Italien den Rücken kehren? Der Baumeister, der das Gemeindepräsidium als Teilzeitjob erledigt, wartet mit einer ganzen Reihe an statistischem Material auf. In Morazzone liegt die Arbeitslosigkeit (5 Prozent) deutlich unter dem Landesschnitt (9,3 Prozent). Pro Jahr generiert Morazzone rund 23 Millionen Euro Steuergeld. Davon darf die Gemeinde bloss 600 000 Euro für sich behalten. Der Rest fliesst nach Rom, das als fiskalischer Durchlauferhitzer gerade noch 750 000 Euro zurückerstattet. Über die übrige Summe, mehr als 21 Millionen Euro, verfügen der Zentralstaat in Rom und die Region (Lombardei). «Wenn wir nur über 30 Prozent des Steueraufkommens verfügen dürften, könnten wir ausgezeichnete Dienstleistungen bieten», sagt Bianchi – und singt ein Loblied auf den Schweizer Föderalismus, der Steuerhoheit auch für die Gemeinden kennt.

Bianchi kann nicht verstehen, weshalb sein Morazzone den italienischen Fiskus mit so viel Geld alimentiert, «aber der Staat doch nicht funktioniert». Denn ein paar Kilometer «weiter oben», im Kanton Tessin, «werden die öffentlichen Dienstleistungen so erbracht, wie es sich auch unsere Bürger wünschen». Bianchi geisselt die Ineffizienz der italienischen Verwaltung. Wer am Morgen etwas von einer Behörde wolle, stehe vor einem Leidensweg und hoffe, am Abend dem bürokratischen Dickicht «noch lebend» zu entfliehen. Tiefere Steuern und eine funktionstüchtige Verwaltung sind nicht die einzigen Gründe, welche die Grenzregionen laut Bianchi in die Arme der Schweiz treiben.

Die Lombarden sprechen den gleichen Dialekt wie die Tessiner. «Wir haben eine kulturelle und historische Affinität zum Kanton Tessin. Wir fühlen uns den Tessinern viel näher als dem italienischen Zentralstaat.» Eine Flagge für den neuen Kanton hat Bianchi schon ausgewählt: Jene des Herzogtums Mailands (1395–1797), zu dem das Tessin einst grösstenteils gehörte. Als Verräter wähnt er sich keineswegs. Der Verrat sei der Einheitsstaat von 1871, der keine gemeinsame italienische Identität hervorgebracht habe. «Sie existiert nur, wenn die Fussballnationalmannschaft spielt.»

### «Antithese zu Europas Pleitestaaten»

In Viggiù, einer Gemeinde mit 5300 Einwohnern, die direkt an den Kanton Tessin grenzt, treffen wir Sandy Cane (Lega Nord). Vor drei Jahren wurde sie zur ersten dunkelhäutigen Bürgermeisterin Italiens gewählt. Man nennt sie auch «Obama aus Viggiù». Die 51-jährige Cane, Tochter eines Afroamerikaners und einer Italienerin, lebt seit 1971 in Italien. Aber auch sie wäre lieber eine Schweizerin. Siebzig bis achtzig Prozent in Viggiù, schätzt Cane, würden für einen Beitritt votieren.

Nicht alle Probleme liessen sich mit einem Anschluss lösen, dämpft sie die Erwartungen. Die holprigen Strassen ausbessern und den Schülern eine bessere Infrastruktur zur Verfügung stellen, vielleicht sogar ein Schwimmbad, wie im Kanton Tessin: Das erhofft sich Cane aber schon. Im Gegensatz zu Matteo Bianchi hält sie den Beitritt zur Schweiz für einen «nicht realisierbaren Traum». Einen Traum freilich, den auch zahlreiche Bürger aus Viggiù hegen. Zum Beispiel Sebastian Scifo, der wie die meisten Leute aus Viggiù als Grenzgänger in Mendrisio arbeitet. Oder Mario Scappini, ein Mitglied des linken Partito Democratico. Der Schweiz-Beitritt scheint offenbar kein exklusiver Wunsch von Lega-Anhängern zu sein. «In Rom verschwinden unsere Steuergelder in einem schwarzen Loch», wettern sie an diesem Freitagnachmittag in den Gassen des Dorfes.

Natürlich stossen die separatistischen Pläne nicht auf eine flächendeckende Zustimmung. Roberto Formigoni von der Berlusconi-Partei

Popolo della Libertà und Präsident der Region Lombardei sprach sich zum Beispiel «gegen die Zerstückelung Italiens» aus.

Allerdings: Die Sprengkraft der Idee, die Lombardei oder zumindest die Grenzregionen der Schweiz einzuverleiben, könnte unterschätzt werden. Eine repräsentative Umfrage der *Weltwoche* (Nr. 28/10) ergab: 52 Prozent



«Obama aus Viggiù»: Bürgermeisterin Cane.

der Stimmberechtigten aus den Grenzprovinzen Como und Varese sprachen sich für einen Beitritt zur Schweiz aus. Die Debatte war damals aufgeflammt, weil der mittlerweile abgewählte SVP-Nationalrat Dominique Baettig den Bundesrat in einem Vorstoss aufgefordert hatte, zu prüfen, wie grenznahe Regionen in die Schweiz integriert werden könnten.

In der politischen Praxis freilich wird es trotz des weitverbreiteten Unbehagens der Norditaliener gegenüber Rom nicht so bald zu einem Bruch kommen. Die italienische Verfassung sieht für italienische Gemeinden kein Selbstbestimmungsrecht vor, wie Sebastian Heselhaus, Staatsrechtsprofessor an der Universität Luzern, sagt. Ein Beitritt müsste überdies in einem Staatsvertrag geregelt werden, der in der Schweiz dem fakultativen Referendum unterliegt. Eine Volksabstimmung wäre wahrscheinlich. Wollen die Schweizer überhaupt einen neuen Kanton? Morazzones Bürgermeister Matteo Bianchi ist zuversichtlich: «Wir sind hochproduktiv, arbeitsam und innovativ. Wenn wir mit einem Beitritt illustrieren, dass die Schweiz die erfolgreiche Antithese zu den europäischen Pleitestaaten verkörpert, und neue Regionen zur Eidgenossenschaft drängen, wird sie dem internationalen Druck auf ihren Finanzplatz besser begegnen können.»



# Dunkelster Flecken Erde

Die Strafgefängnisse Nordkoreas zählen zu den ausbruchsichersten Verliesen der Welt. Mit 23 Jahren gelang Shin In Geun das Undenkbare: die Flucht. Ein neues Buch zeichnet Shins Lagerleben nach. Es ist ein beklemmendes Protokoll von Verrat, Hunger und Exekutionen.

Von Urs Gehriger und Sachin Teng (Illustration)

«Seine erste Erinnerung ist eine Exekution. Er ging mit seiner Mutter zu einem Weizenfeld, wo Wächter mehrere tausend Gefangene zusammengetrieben hatten. Aufgeregt wegen der Menschenmasse, kroch der Junge bis in die erste Reihe. Dort sah er, wie Aufseher einen Mann an einen Holzpfehl fesselten. Shin In Geun war vier Jahre alt, zu jung, um die Ansprache zu verstehen, die vor der Exekution gehalten wurde. Bei Dutzenden von Erschiesungen, denen er in den folgenden Jahren beiwohnte, hörte er, wie die Wächter der Menge sagten, dass dem Gefangenen, der kurz darauf zu sterben hatte, eine Wiedergutmachung durch harte Arbeit angeboten worden war, doch dieser habe die Grosszügigkeit der Regierung ausgeschlagen. Um jeglichen Protest zu unterdrücken, stopften Wächter dem Todeskandidaten Kieselsteine in den Mund, zogen ihm eine Kapuze über und erschossen ihn.»

Laut der Regierung in Pjöngjang gibt es weder solche Hinrichtungen, noch gibt es die Orte, wo sich obige Szenen ereigneten. Doch sie existieren. Via Satellitenbilder auf Google

## Familie und Liebe waren Worte ohne Bedeutung. Und von Gott hatte Shin nie gehört.

Earth können wir sie deutlich sehen. Sechs Konzentrationslager unterhält Pjöngjang laut dem südkoreanischen Nachrichtendienst. Nach Schätzungen von Geheimdiensten liegt die Zahl der Insassen zwischen 154 000 und 200 000. Das grösste Konzentrationslager – 50 Kilometer lang und 40 Kilometer breit – erstreckt sich über eine Fläche von der Grösse Los Angeles'. Zwei der Lager haben Umerziehungszonen. Die anderen vier sind «komplett kontrollierte Distrikte», wo «Unverbesserliche» einquartiert sind, lebenslänglich.

Dies ist der Blick von aussen. In dem jüngst auf Englisch erschienenen Buch «Escape from Camp 14» präsentiert der Journalist Blaine Harden der Weltöffentlichkeit nun die Sicht von innen. Er erzählt die Geschichte von Shin aus «Lager 14». 1959 wurde es in der Nähe der Provinz Süd-Pyongan erbaut. Rund 15 000 Insassen werden in «Lager 14» festgehalten. Bauernhöfe, Minen und Fabriken liegen auf seinem Territorium, abgesichert durch Hochsicherheitszäune und steile Bergtäler.

Shin und seine Mutter lebten in der besten Unterkunft im Lager. Sie hatten ihr eigenes Zimmer, wo sie auf dem Steinboden schliefen, und sie teilten sich eine Küche mit vier anderen Familien. Sie hatten keine Betten, Stühle oder Tische und kein fliessend Wasser. Aber während vier Stunden pro Tag hatten sie Strom.

## Heirat durch Belohnung

Wenn die Mutter ihr tägliches Arbeitssoll erfüllt hatte, durfte sie Nahrung nach Hause bringen. Um vier Uhr morgens bereitete sie jeweils Frühstück und Mittagessen für ihren Sohn und sich vor. Jede Mahlzeit war dieselbe: Maisbrei, Sauerkraut und Kohlsuppe. Als Shin noch zu jung für die Schule war, liess ihn seine Mutter oft allein zu Hause. Shin war immer hungrig und ass jeweils sein Mittagessen, sobald seine Mutter das Haus verlassen hatte. Er ass auch ihr Mittagessen. Als sie am Mittag von der Feldarbeit zurückkam und nichts zum Essen vorfand, schlug sie ihn mit einer Schaufel.

Ihr Name war Jang Hye Gyung. Sie sprach mit Shin nie über ihre Vergangenheit, ihre Familie oder weshalb sie im Lager war, und er fragte nie danach. Shins Existenz als ihr Sohn verdankte er der Lagerleitung. Sie hatte Jang und den Mann, der Shins Vater werden sollte, füreinander bestimmt und führte sie in einer «Belohnungsheirat» zusammen, als Prämie für gute Führung.

Lagerregel Nummer 8 lautete: «Kommt es ohne Einwilligung der Lagerleitung zu sexuellem Kontakt unter Insassen, werden die Delinquenten unverzüglich erschossen.» Eine «Belohnungsheirat» war die einzige sichere Möglichkeit, die Kein-Sex-Regel zu umgehen. Drei oder vier Mal jährlich arrangierten die Wächter Heiraten. Wenn einer der Auserwählten seinen Partner oder seine Partnerin als inakzeptabel alt, gewalttätig oder hässlich empfand, sagten die Wächter die Heirat manchmal ab. In diesem Fall durfte weder die Frau noch der Mann je wieder heiraten.

Shins Vater, Shin Gyung Sub, erzählte Shin, dass ihm die Wächter Jang als Prämie für seine Geschicklichkeit an der Metaldrehbank zuhielten. Nach seiner Heirat wurde dem Paar Beischlaf während fünf aufeinanderfolgenden Nächten gestattet. Von da weg war es Shins Vater erlaubt, Jang ein paarmal jährlich zu besuchen. Ihr ältester Sohn, Shin He Geun, wurde 1974 geboren. Shin kam acht Jahre später zur



Schilderungen wie von einem anderen Stern:

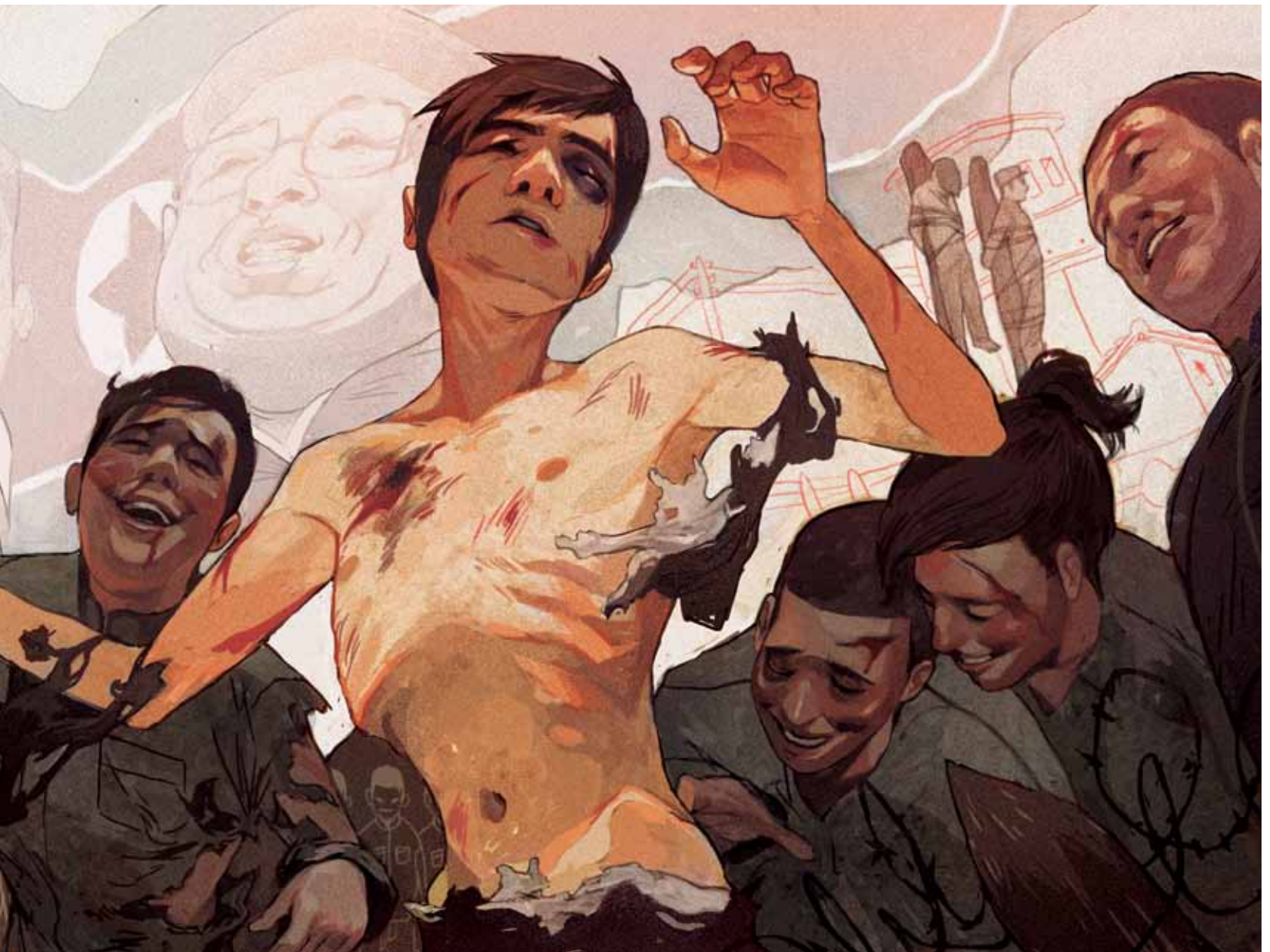
Welt. Die Brüder kannten einander kaum. Als Shin vierjährig wurde, zog sein Bruder in eine Schlafstätte für Jugendliche.

Die Wächter erzählten den Kindern, dass sie aufgrund der «Sünden» ihrer Eltern gefangen waren. Ihre angeborene Sünde könnten sie jedoch durch harte Arbeit, Gehorsam gegenüber den Wächtern und durch Aushorchen der Eltern «reinwaschen».

Shins Schilderungen, die Harden in schnörkelloser, unterkühlter Sprache aufzeichnet, wirken wie von einem anderen Stern. Bis dato existieren kaum Augenzeugenberichte über das Leben in einem nordkoreanischen Gulag. Dies ist bemerkenswert, wenn man bedenkt, dass die politischen Gefängnisse in Nordkorea seit über fünfzig Jahren existieren – doppelt so lange wie der sowjetische Gulag und zwölfmal so lange wie die Nazi-Konzentrationslager.

Von den Hunderttausenden Häftlingen, die in dem halben Jahrhundert in den Lagern darbt, leben heute lediglich 26 ehemalige Insassen in der freien Welt. Nur fünf von ihnen





Nordkorea unterhält sechs Konzentrationslager mit 154 000 bis 200 000 Insassen.

waren je bereit, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Unter ihnen ist Shin ein Sonderfall. Unter den Häftlingen, die im Gulag geboren und aufgezogen worden sind, ist Shin der Einzige, dem die Flucht in die Freiheit gelang. Harden, ehemaliger Asien-Korrespondent der *Washington Post*, hat Shin nach seiner Flucht 2005 aufgespürt. In monatelangen Bemühungen hat er ihn dazu gebracht, seine Erinnerungen zu veröffentlichen und damit Licht in eines der dunkelsten Mysterien der Welt zu werfen.

### Lebenswichtiger Verzehr von Ratten

In den neunziger Jahren sah sich das isolierte kommunistische Steinzeitregime ausserstande, genügend Nahrung anzupflanzen. Rund eine Million Nordkoreaner starben. Die Nahrungssituation in «Lager 14», das bis auf Salz selbstversorgend ist, unterschied sich während Shins Jugend kaum vom übrigen Land.

In Sommernächten schlichen sich die Jungen manchmal in den nahegelegenen Gemüsegarten und assen unreife Birnen. Wenn sie er-

wischt wurden, verprügelten sie die Wächter. Es war hingegen gleich, wenn Shin und seine Freunde Ratten assen oder Frösche, Schlangen und Insekten. Der Verzehr von Ratten war überlebenswichtig. Ihr Fleisch wirkte präventiv gegen die im Lager grassierende Pellagra, die durch Mangel an Nikotinsäure ausgelöst wird. Wer von der Krankheit befallen wurde, litt an Durchfall und Demenz. Oft führte die Krankheit zum Tod. Rattenfangen wurde für Shin zur Passion.

1989, im Alter von sechs Jahren, wurde Shin eingeschult. Eines Tages ordnete der Lehrer, der Uniform und eine Pistole im Halfter trug, eine Leibesvisitation an. Als die Durchsuchung der vierzig Kinder vorüber war, hielt er fünf Maiskörner in der Hand. Er hatte sie bei einem schwächlichen Mädchen gefunden, das Shin als ausserordentlich hübsch in Erinnerung hat. Die darauffolgende Szene gehört zu den zahlreichen Beispielen im Buch, die den Leser in strangulierende Fassungslosigkeit versetzen: «Du Hure, du hast Mais gestohlen?», schrie

der Lehrer. Er befahl dem Mädchen, vor die Klasse zu treten, und zwang sie niederzuknien. Er schlug mit seinem hölzernen Zeigestecken immer wieder auf ihren Kopf ein. Während die Klasse regungslos zuschaute, quollen Schwielen auf ihrem Kopf auf, Blut lief aus ihrer Nase, und sie fiel vornüber auf den Steinboden. Shin und seine Mitschüler trugen sie nach Hause. In der Nacht verstarb sie.

Auf einem Hügel unweit der Schule war ein Spruch angebracht: «Alles hat seine Regel und Vorschrift.» Shin memorisierte die zehn Regeln des Lagers, und er kann sie noch heute auswendig. Regel 3 Absatz 3 besagte: «Jeder, der irgendeine Essware stiehlt oder unterschlägt, wird unverzüglich erschossen.» Shin war nie wütend auf den Lehrer, der das Mädchen totgeschlagen hatte. In seinen Augen war die Strafe gerecht und fair.

Auch nachdem Shin eingewilligt hatte, seine Geschichte zu erzählen, tat er dies mit grossem Widerwillen. «Ich fühlte mich oft wie ein Zahnarzt, der ohne Anästhesie auf den Nerv



bohrte», schreibt Harden im Vorwort. Shin traute dem Autor nicht. Er war dazu erzogen worden, niemandem zu trauen.

Selbst unter befreundeten Schulkindern war das Vertrauen durch konstanten Wettbewerb vergiftet. Um extra Essensrationen zu verdienen, erzählten Kinder den Wächtern, was ihre Nachbarn assen, welche Kleider sie trugen und was sie sagten.

In sieben langen Sitzungen hat Harden Shins Geschichte protokolliert. Als das Buchtranskript bereits abgefasst war, meldete sich Shin plötzlich noch einmal bei Harden. Er müsse ihm etwas gestehen, über seine Mutter und deren Tod. Allen, die ihn über das Lagerleben befragt hatten, erzählte Shin stets dieselbe Geschichte: dass seine Mutter eines Morgens wegen eines schlimmen, ihm unbekannten Vergehens verhaftet und später exekutiert worden sei. Dies sei nicht die ganze Wahrheit, gestand Shin nun und begann zu erzählen:

Am Freitag, dem 5. April 1996, Shin war dreizehnjährig und wohnte in einer Schlafstätte für Jugendliche, habe der Lehrer ihm wegen guter Führung eine Heimvisite gewährt. Zu Hause wartete auf ihn eine Überraschung. Sein Bruder war da, der in einer Zementfabrik arbeitete. Die Mutter war nicht erfreut, als Shin auftauchte. Sie grüßte ihn nicht. Sie kochte ihre tägliche Ration von 700 Gramm Maismehl zu einem Brei. Shin ass und ging zu Bett.

In der Nacht weckten ihn Stimmen aus der Küche. Er spähte durch die Schlafzimmertür. Seine Mutter kochte Reis. Für Shin war dies ein Schlag ins Gesicht. Ihm wurde derselbe geschmacklose Eintopf serviert, den er jeden Tag vorgesetzt bekam. Nun erhielt sein Bruder Reis. Shin belauschte die beiden. Er vernahm, dass sein Bruder ohne Erlaubnis von der Arbeit fortgelaufen war. Die Mutter und sein Bruder diskutierten, was sie tun sollten.

## Der Verrat

«Flucht» – Shin war erstaunt, als er hörte, wie sein Bruder dieses Wort aussprach. Die Mutter versuchte nicht, ihn davon abzubringen, obwohl jeder wusste, was in Lagerregel 1 Absatz 2 stand: «Jeder Zeuge einer versuchten Flucht, der es unterlässt, diese zu rapportieren, wird unverzüglich erschossen.» Sein Herz pochte. Er war wütend, dass sie zugunsten seines Bruders sein Leben aufs Spiel setzte. Shins konditionierter Instinkt steuerte ihn: Er musste einen Wächter informieren. Shin rannte in die Schule. Es war ein Uhr morgens. Wem konnte er das Erspähte anvertrauen?

«Ich muss Ihnen etwas sagen», sagte Shin dem Nachtwächter, «aber ich will etwas dafür.» Shin verlangte mehr Essen und seine Ernennung zum Gruppenführer in der Schule, eine Position, die es erlaubte, weniger streng zu arbeiten und weniger oft geschlagen zu werden. Der Nachtwächter willigte ein, dann erzählte Shin ihm vom Fluchtplan seines Bruders. Der



«Komplett kontrollierte Distrikte»: Satellitenbild des «Camp 14» auf der Nordseite des Flusses.

Wächter hörte aufmerksam zu und befahl Shin, sich für ein paar Stunden auszuruhen.

«Ich stand den Wächtern näher als meiner Familie», erzählte Shin dem Autor Blaine Harden, als er ihm das Geständnis seines Verrats ablegte. Erst im Westen habe er seine Tat als moralisch abscheulich erkannt. Das Lager war eine andere Welt. Familie, Barmherzigkeit und Liebe waren Worte ohne Bedeutung. Gott war nicht verschwunden oder gestorben. Shin hatte nie von ihm gehört.

Am Morgen, nachdem er seine Mutter und seinen Bruder verraten hatte, kamen Männer in Uniform auf den Schulhof, fesselten Shin und fuhren ihn in ein Untergrundgefängnis. «Weisst du, warum du hier bist?» Der Offizier schien nicht zu wissen, dass Shin ein pflichtbewusster Informant war. «Heute bei Sonnenaufgang wurden deine Mutter und dein Bruder bei einem Fluchtversuch erwischt. Wusstest du darüber Bescheid oder nicht? Wenn du leben willst, solltest du mit der Wahrheit rusrücken.»

Später sollte Shin begreifen, dass der Nachtwächter die Aufdeckung des Fluchtplanes für sich in Anspruch genommen hatte. An diesem Morgen verstand Shin gar nichts. Schliesslich schob ihm der Offizier ein paar Dokumente über den Tisch. Es war ein Familienregister. Darin stand, warum die Familie seines Vaters in «Lager 14» gebracht worden war. Das Verbrechen, das sein Vater verübt hatte, war es, der Bruder von zwei jungen Männern zu sein, die während des Koreakrieges in den Süden geflüchtet waren. Shins Verbrechen war es, dass er der Sohn seines Vaters war.

Nach drei Tagen in einer Zelle wurde er in einen karg beleuchteten Raum geführt. Eine Kette hing von einer Winde an der Decke. An

der Wand waren an Haken Hammer, Axt und Schläger befestigt. Auf dem Tisch sah Shin eine Zange, mit der heisses Essen angefasst wird.

Die Handlanger des Chefs rissen Shin die Kleider vom Leib und banden ihn fest. Als sie fertig waren, formte Shins Körper ein U, sein Gesicht und seine Füße zeigten zur Decke, sein blanker Rücken war gegen den Boden gebeugt. Der Chefvernehmer schrie neue Fragen. Ein Kessel mit brennenden Kohlen wurde neben Shin hingezogen, dann wurde sein Körper langsam über die Flammen hinabgelassen. Verrückt vor Schmerz und mit dem Geruch seines verbrannten Fleisches in der Nase, bog sich Shin vom Feuer weg. Einer der Wächter griff einen Haken und durchbohrte dem Jungen am Bauch die Haut und hielt ihn damit über dem Feuer, bis er das Bewusstsein verlor.

## Ein Finger für eine Nähmaschine

Eines Tages öffnete sich Shins Zellentür. Der Wächter reichte ihm seine Schuluniform. Es war November. Shin war soeben vierzehn Jahre alt geworden. Mehr als ein halbes Jahr lang hatte er die Sonne nicht gesehen. Zusammen mit seinem Vater wurde er auf ein Feld gefahren, wo bereits eine Menge versammelt stand. Shin war überzeugt, dass sie exekutiert würden. Er holte tief Luft und dachte, dies seien seine letzten Atemzüge.

«Exekutiert die Volksverräter Jang Hye Gyung und Shin He Geun», schrie ein Offizier. Shin schaute seinen Vater an. Er weinte leise. Als die Wächter seine Mutter zum Todespfahl schleppten, bemerkte er ihr aufgedunsenes Gesicht. Sie zwangen sie, auf eine Holzkiste zu stehen, knedelten sie, banden ihre Hände auf den Rücken und zogen ihr eine Schlinge um den Hals. Ihre Augen suchten die Menge ab



«Ich habe gelernt zu weinen»: Shin.

und fanden Shin. Er weigerte sich, sie anzublicken. Als die Wächter die Kiste unter ihren Füßen wegzogen, zuckte sie verzweifelt. Als er seine Mutter mit dem Tod ringen sah, dachte Shin, dass sie es verdient hatte zu sterben.

Shins Bruder sah ausgemergelt aus, als ihn die Wächter an den Holzpfehl banden. Drei Wächter feuerten drei Salven auf ihn. Auch sein Bruder habe den Tod verdient, fand Shin.

Sein Vater versuchte Shin zu trösten. «Ich weiss, dass du leidest, weil du die falschen Eltern hast», sagte er. «Du hattest das Pech, als unser Sohn geboren zu werden. Was kann man tun? Die Dinge haben sich so ergeben.» Fortan mied Shin den Kontakt zu seinem Vater. 1999, Shin war nun sechzehnjährig, ging die Schulzeit zu Ende, doch weder Shin noch seine Mitschüler waren des Lesens und Schreibens mächtig. Die meiste Zeit hatten sie mit Arbeiten verbracht. Nun wurde die Klasse einer permanenten Arbeit zugeteilt. Vier Jahre verbrachte Shin auf einem Schweinehof. Dann wurde er in die Kleiderfabrik des Lagers versetzt, wo tausend Frauen in Zwölf-Stunden-Schichten Militäruniformen nähten. Wenn ihre fussangetriebenen Nähmaschinen einen Defekt hatten, musste Shin sie reparieren. Im Sommer 2004, als er eine dieser gusseisernen Maschinen in die Werkstatt trug, glitt sie ihm aus der Hand und wurde irreparabel beschädigt. Der Wert einer Nähmaschine galt mehr als der Wert eines Menschenlebens. Der Aufseher griff Shins rechte Hand und hackte ihm den Mittelfinger oberhalb des ersten Knöchels ab.

Die Wunde verursachte höllische Schmerzen, doch bald hatte Shin Grund zu einer Ablenkung – ein neuer Häftling in Shins Reparaturgruppe. Park hiess er und war von ausserordentlich eleganter Erscheinung. Der

Oberaufseher befahl Shin, sich mit ihm anzufreunden. Shin sollte alles rapportieren, was Park über seine Vergangenheit erzählte, über Politik und Familie. «Park muss ein Geständnis ablegen», sagte der Oberaufseher. «Er verheimlicht etwas vor uns.»

Park ging Fragen nach seiner Vergangenheit mit freundlichen Ablenkungsmanövern aus dem Weg. Nach ein paar Wochen fast vollständigen Schweigens überraschte Park Shin mit einer persönlichen Frage: «Herr, wo ist Ihre Heimat?» – «Meine Heimat?», fragte Shin. «Meine Heimat ist hier.» – «Ich bin von Pjöngjang, Herr», sagte Park.

Park war ein würdevoller Mann Mitte vierzig, aber seine sprachlichen Floskeln nervten und genierten Shin. «Ich bin jünger als Sie», sagte Shin. «Bitte lassen Sie die Höflichkeitsform sein.» – «In Ordnung», quittierte Park. – «Übrigens», sagte Shin, «wo ist Pjöngjang?»

Shins Frage überraschte Park. Er erklärte ihm, dass Pjöngjang die Hauptstadt Nordkoreas ist. Park sagte, er sei dort geboren, habe in Ostdeutschland und in der Sowjetunion studiert. Nach seiner Rückkehr nach Nordkorea sei er Leiter eines Taekwondo-Trainingszentrums geworden. Park schilderte, wie das Leben ausserhalb von «Lager 14» aussah. Er erzählte von Geld, Fernsehen, Computern und Mobiltelefonen. Er erklärte, dass die Welt rund ist.

### Der Geschmack von Brathühnchen

Vieles von dem, worüber Park sprach, war für Shin kaum zu glauben. Was ihn faszinierte, waren Geschichten über das Essen. Park beschrieb den Geschmack von Brathühnchen, Schweinefleisch und Rindfleisch in China, Hongkong, Deutschland, England und der ehemaligen Sowjetunion. Vom Erzählten berauscht, führte Shin die erste freie Diskussion

### Als er seine Mutter mit dem Tod ringen sah, dachte Shin, dass sie es verdient hatte zu sterben.

seines Lebens. Er beschloss, Kim bei der Lagerleitung nicht zu verpetzen.

Parks Geschichten wurden zu einer Sucht. Im Dezember 2004, zwei Monate nachdem er Park kennengelernt hatte, begann Shin an Flucht zu denken. Parks Temperament, seine Würde und seine Informationen gaben Shin erstmals die Möglichkeit, von der Zukunft zu träumen. Auf einmal verstand er, wo er war und was ihm bisher entgangen war. «Camp 14» war nicht mehr sein Zuhause; es war ein Käfig. Shin hatte nun einen vielgereisten Freund, der ihm zur Flucht verhelfen könnte.

Ihr Plan war simpel und unglaublich optimistisch. Shin würde die beiden über den Zaun bringen. Park würde sie nach China führen, wo sein Onkel ihnen helfen sollte, nach Südkorea zu reisen.

Shin erfuhr, dass seine Belegschaft Ende Dezember in den Hügeln, in der Nähe des Lagerzauns, Holz zu fällen hatte. Dies schien die perfekte Gelegenheit. Die beiden warteten bis zur Abenddämmerung, damit die Wächter ihre Fussspuren nicht mehr sehen konnten. Gegen vier standen sie plötzlich vor einem drei Meter hohen Hochspannungszaun. «Los, rennen wir», schrie Shin und griff nach Parks Hand. Shin rutschte aus, und Park war als Erster beim Zaun. Auf den Knien zirkelte er seine Arme, Schultern und seinen Kopf zwischen den zwei untersten Drähten hindurch. Shin sah Funken sprühen und roch verbranntes Fleisch. Bevor er sich aufrichten konnte, hörte Park auf, sich zu bewegen. Das Gewicht seines Körpers drückte auf den untersten Draht und liess eine kleine Lücke klaffen. Ohne zu zögern, kroch Shin über den Körper seines Freundes. Er war fast durch, als seine Beine von Parks Torso fielen und den Draht berührten.

Shin hatte den Zaun, der 23 Jahre lang das Ende der Welt bedeutete, überwunden. Doch seine Beine waren vom Elektrozaun versengt. Es war eisig kalt. Und Park, der tot im Zaun hing, hatte ihm nicht gesagt, worüber der Weg nach China führte. Einen Monat lang schlug sich Shin durch die Wildnis, brach in Bauernhöfen ein und sprang auf Züge auf. Ende Januar 2005 überquerte er den zugefrorenen Grenzfluss nach China. Innerhalb zweier Jahre war er in Südkorea. Vier Jahre später lebte er an der Westküste der USA.

Shin heisst nun Shin Dong-Hyuk und ist Botschafter für «Liberty in North Korea» (LINK), eine Menschenrechtsorganisation. Seine Arme sind gekrümmt von der Kinderarbeit. Sein Rücken und sein Gesäss sind übersät mit Narben, seine Fersen von Eisenfesseln deformiert, und sein rechter Mittelfinger fehlt.

Shin sei heute von überraschend guter Gesundheit, schreibt Blaine Harden im Epilog des Buches. Doch seine seelischen Wunden klafften weiter. Harden beschreibt eine Rede Shins vor einer koreanisch-amerikanischen Kirche in Seattle: «Im Lager kannte ich weder Sympathie noch Traurigkeit», sagte Shin der Gemeinde. «Nun, da ich draussen bin, entdecke ich Emotionen. Ich habe gelernt zu weinen. Ich habe das Gefühl, dass ich langsam zu einem Menschen werde.» Gegen Ende des Vortrags erklärte Shin, wie er über Parks versengten Körper in die Freiheit gekrochen war. Seine Motive für die Flucht aus «Lager 14» seien nicht edel gewesen, sagte er. «Ich tat es nicht um der Freiheit oder der politischen Rechte willen. Ich hatte einfach Hunger nach Fleisch.»



### Erschütterndes Protokoll

Blaine Harden: Escape from Camp 14 – One Man's Remarkable Odyssey from North Korea to Freedom in the West. Viking Adult, 2012. Im Herbst erscheint das Buch auf Deutsch bei DVA.



# Gaddafis lange Schatten

Der Despot ist tot, doch seine Politik wirkt nicht nur in Libyen nach, sondern auch in grossen Teilen der Sahara. So haben Gaddafis ehemalige Söldner in Mali einen unabhängigen Staat ausgerufen, der zu einer Basis von al-Qaida zu werden droht. *Von Kurt Pelda*

Der Azawad umfasst die nördlichen Wüstengebiete des Sahellands Mali und ist seit kurzem der jüngste Staat Afrikas. Es ist das von keinem Land der Welt anerkannte Konstrukt von ehemaligen Söldnern des libyschen Diktators Gaddafi, «befreit» von malischen Tuareg-Rebellen in libyschen Uniformen mit Hilfe von Waffen aus Libyen und Fahrzeugen in den Farben von Gaddafis «Staat der Volksmassen».

Der Generalstabschef der Rebellen, der aus Nordmali stammende Mohammed Ag Najem, hat einen libyschen Pass und befehligte als Söldneroberst eine Eliteeinheit in Gaddafis Streitkräften. Er kämpfte schon früher für den exzentrischen Bruderführer, als Teil der «Islamischen Legion», mit der Gaddafi überall dort intervenierte, wo es ihm am besten gefiel. So soll Najem auch im Libanon und in Tschad gekämpft haben. Auf dem Höhepunkt des libyschen Bürgerkriegs im letzten Sommer begann der Tuareg-Oberst, Waffen aus Gaddafis Arsenalen zu sammeln und in Fahrzeugkonvois durch die Sahara nach Mali zu karren. Das Geld und die Satellitentelefone für den Aufstand seines Mouvement national de libération de l'Azawad (MNLA) kommen ebenfalls aus Libyen. Verstärkt wurde das MNLA durch Tuareg-Nomaden, die als Soldaten und Offiziere in der malischen Armee gedient hatten und die am Schluss zu Najem überliefen.

Was kümmert Europa das Chaos im Norden Malis? Dem MNLA gelang die Vertreibung der malischen Streitkräfte, begünstigt durch den Putsch einiger Armeeeoffiziere in der Hauptstadt Bamako, aus dem gesamten Norden des Landes – ein Gebiet, grösser als Frankreich. Weil die Rebellen nur über 2000 bis 3000

Mann verfügen, kontrollieren die Ex-Söldner in Wirklichkeit nur einen kleinen Teil des riesigen Gebiets. Im Rest der Region machen sich Banditen, Kokainschmuggler und vor allem Terroristen von al-Qaida im islamischen Maghreb (Aqmi) breit. Die Aqmi hat sich mit der Entführung westlicher Geiseln, darunter auch Schweizer, einen Namen gemacht. Auch wenn das MNLA versichert, al-Qaida bekämpfen zu wollen, hilft das durch die «Unabhängigkeit» von Azawad ausgelöste Tohuwabohu den Terroristen. Vor der Haustür Europas droht ein zweites Afghanistan mit Stützpunkten von al-Qaida zu entstehen, eine Gefahr, vor der auch der französische Aussenminister Alain Juppé warnte.

## Der Meister des Chaos

Chaos gehörte neben Erdöl zu den wichtigsten Exportprodukten von Gaddafis Libyen, wie ich in meinem Buch\* argumentiere. Doch selbst nach seinem Tod und dem Untergang des Volksmassenstaats wirkt das von Gaddafi angestiftete Durcheinander nach. Der Bruderführer destabilisierte weite Teile Schwarzafrikas, um sich strategische Vorteile zu verschaffen. Er hatte nicht nur auf Rohstoffe im angrenzenden Ausland ein Auge geworfen, sondern auch auf Wasservorräte und fruchtbares Ackerland. Mit Hilfe von Söldnern wie Mohammed Ag Najem sollte in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein Grosslibyen entstehen.

Eine der ersten Regionen, die unter der libyschen Destabilisierungspolitik zu leiden hatten, war Darfur im Nachbarland Sudan. Gaddafis Islamische Legion wiegelte dort ara-

bischstämmige Nomaden gegen ihre schwarzafrikanischen Nachbarn auf und trug dazu bei, dass dort 2004 unter sudanesischer Führung der erste Genozid des neuen Jahrtausends stattfand. Paradoxerweise unterstützte Gaddafi die Darfur-Rebellen im Kampf gegen das völkermordende sudanesisches Regime, was ihm zumindest eine Rebellenfraktion damit dankte, dass sie wie Najems Tuareg als Söldnereinheit für ihn kämpfte.

## Wirtschaftlich gesehen, geht es den meisten Libyern heute schlechter als unter dem Bruderführer.

Als Meister des Chaos richtete Gaddafi auch in Libyen ein unsägliches Durcheinander an, indem er den Staat und all seine Institutionen offiziell auflöste und durch eine undurchschaubare Kaskade von sogenannten Volkskomitees ersetzte. Auf dem Papier war Demokratie nicht mehr die Kontrolle der Regierung durch das Volk, sondern die Kontrolle des Volks durch das Volk, wie Gaddafi in seinem «Grünen Buch» schrieb. Regierung, Verwaltung und Verfassung waren abgeschafft, während das abstruse «Grüne Buch» Verfassungsrang erhielt und Libyen in das Zeitalter der «Volksmassen» vorrückte.

Als Nassers panarabische Ambitionen noch en vogue waren, legitimierte Gaddafi seine Herrschaft ebenfalls durch panarabische und teilweise islamistische Rhetorik. Nach den arabischen Niederlagen gegen Israel und dem Beginn der Friedensverhandlungen zwischen den Palästinensern und dem Judenstaat musste sich der erratische Oberst und Revolutionsführer ein neues Mantra suchen. Er fand es im Tribalismus, den er noch kurz zuvor als rückwärtsgewandt und konterrevolutionär gebrandmarkt hatte.

Als Vertreter einer kleinen Beduinen-Ethnie spielte Gaddafi fortan geschickt die grossen libyschen Stämme gegeneinander aus, um sich selbst an der Macht zu halten. Das Chaos auf den Verwaltungsebenen seines Volksmassenstaats kam ihm dabei zugute, denn er konnte so immer wieder Beamte, die zu mächtig zu werden drohten, unter dem Vorwurf von Unfähigkeit oder Korruption entfernen und durch Vertreter des einen oder anderen Stamms ersetzen. Wenn im heutigen chaotischen Libyen rivalisierende Stammesmilizen mit Pick-ups und Flugabwehrgeschützen auf-



Rebellen plündern Gaddafi-Waffenlager bei Sirte.



Wichtiger Verbündeter: Völkermörder Baschir.



**Korruption und Intransparenz:** der libysche Diktator Gaddafi, 2006.

einander losgehen, ist das nicht nur eine Folge unverdaulicher Bürgerkriegswirren, sondern hat das auch mit Gaddafis Machterhaltungspolitik des Teilens und Herrschens zu tun.

Der Despot hatte eine Vielzahl von Volksmilizen bewaffnet, weil er der eigenen Armee misstraute und zugleich stets eine amerikanische Intervention befürchtete. Zu dem über die Jahrzehnte angesammelten Arsenal, gedacht für den Kampf gegen Invasoren und für Grosslibyen, zählten mehr als 5000 Kampfpanzer und gepanzerte Fahrzeuge, wovon die meisten aus der ehemaligen Sowjetunion stammten. Zum libyschen Chaos und zur Misswirtschaft gehörte es, dass der grösste Teil davon schon nach kurzer Zeit nicht mehr einsatzbereit war und dass Gaddafis Streitkräfte gar nie über genügend Soldaten verfügten, um all die Tötungsmaschinen zu bemannen.

Durch die Revolution vom Februar 2011 fiel ein grosser Teil des angesammelten und im ganzen Land in Depots gelagerten Kriegsmaterials in die Hände der Rebellen, die ihrerseits eine ähnlich chaotische Struktur wie Gaddafis Truppen aufwiesen. Niemand kann es vor diesem Hintergrund erstaunen, wenn Waffen via geschäftstüchtige Rebellen und Söldner über weite Teile der Sahelzone exportiert wurden.

Selbst die Aqmi in Mali gab zu, sich mit Kriegsmaterial aus Libyen aufgerüstet zu haben. Ein ehemaliger Tuareg-Rebellenführer und Gaddafi-Vertrauter aus Niger, Aghali Alambo, wurde sogar kurzzeitig verhaftet, weil ihm die nigrischen Behörden vorwarfen, al-Qaida mit libyschem Sprengstoff versorgt zu haben. Alambo lebte während des Bürgerkriegs in Tripolis und warb von dort nigrische Tuareg als Söldner für Gaddafi an. Zusammen mit hochrangigen libyschen Offizieren flüchtete er nach dem Sturz des Diktators in sein Heimatland.

### Das Vermächtnis

Auch die Darfur-Rebellen, die für den Bruderführer gekämpft hatten, nahmen bei ihrer Flucht aus Libyen grosse Mengen an Waffen in den benachbarten Sudan mit. Die Darfur-Sudan-Konstellation führte zur widersinnigen Situation, dass der revolutionäre Nationale Übergangsrat die Familie Gaddafi beschuldigte, Verbrechen gegen die Menschlichkeit verübt zu haben, und zugleich Unterstützung und Waffen vom Sudan erhielt. Dessen Präsident Umar al-Baschir ist aber vom Internationalen Strafgerichtshof (ICC) in Den Haag wegen Genozids zur Verhaftung ausgeschrieben. Gaddafi und der Islamist und Völkermörder

Baschir waren Erzfeinde, doch nun ist der vom ICC gesuchte Diktator des Sudans wichtigster afrikanischer Alliierte des neuen libyschen Regimes.

Zu Gaddafis Vermächtnis, das Libyen noch lange beschäftigen wird, gehören Korruption und Intransparenz in der Regierungsführung. Darin unterscheiden sich die neuen Machthaber nur unwesentlich von Gaddafis Team. So hat die Erdölförderung zwar erstaunlich schnell wieder das Vorkriegsniveau erreicht, doch weiss niemand so richtig, wohin die Einnahmen fliessen. Das einfache Volk hat jedenfalls denkbar wenig davon.

Rein wirtschaftlich gesehen, geht es den meisten Libyern heute schlechter als unter dem Bruderführer. Laut einem Bericht des *Wall Street Journal* hat die libysche Generalstaatsanwaltschaft inzwischen Ermittlungen wegen Korruption gegen die italienische Erdölgesellschaft Eni und die französische Total aufgenommen. Dabei geht es noch um Verträge aus der Gaddafi-Zeit. Untersucht würden aber auch die Aktivitäten der in der Schweiz domizilierten Erdölhändler Glencore und Vitol. Die beiden Firmen hatten während der Revolution mit den Rebellen gute Geschäfte gemacht und gehören deshalb zu den Kriegsgewinnern.

### Der Westen schaut tatenlos zu

Ohne die Luftangriffe und die diskrete Waffenhilfe des Westens hätten die Rebellen den Krieg gegen Gaddafi nicht gewonnen. Mahmud Jibril, ehemaliger Premierminister der Aufständischen und wichtiger Anführer der säkularen Kräfte im neuen Libyen, beklagte sich kürzlich in Brüssel bitter darüber, dass der Westen sein Land nach dem Ende der Kämpfe zunehmend im Stich lasse. Während Katar, Saudi-Arabien und andere Golfstaaten islamistische Parteien finanzieren würden, konzentriere sich der Westen auf die Förderung von Frauengruppen und überlasse das Feld so den Extremisten.

Nach den islamistischen Wahlsiegen in Ägypten und Tunesien scheinen Europas Regierungen die Hoffnung aufgegeben zu haben, dass sich säkulare Kräfte in den für Juni geplanten libyschen Parlamentswahlen behaupten könnten. Der Westen hat mitgeholfen, Gaddafi zu stürzen, und sieht nun tatenlos zu, wie das entstandene Machtvakuum von Islamisten ausgefüllt wird, die auf Petrodollars der Golfmonarchien zählen können.



### Literatur

\* Kurt Pelda: Gaddafis Vermächtnis – Waffen, Öl und die Gier des Westens. Orell Füssli. 254 S., Fr. 22.90



# Eine ernsthafte Angelegenheit

Dank Viktor Giacobbo ist das Casinotheater Winterthur zum Epizentrum des Schweizer Humors geworden. In dem Haus fühlt sich Oswald Gröbel ebenso wohl wie Moritz Leuenberger. Alles lustig? Keineswegs, wie ein Blick hinter die Kulissen zeigt. *Von Rico Bandle und Manuel Zingg (Bild)*



«Bisher habe ich nur Geld investiert und keines zurückbekommen»: Verwaltungsratspräsident Giacobbo.

Manchmal, da zieht es Viktor Giacobbos Mundwinkel auseinander, die Backen schwellen an, er versucht sich dagegen zu wehren, vergeblich. Es sind die seltenen Momente, in denen der Kontrollfanatiker und geübte Schauspieler für kurze Zeit die Beherrschung über seine Mimik verliert: «Wir sind nichts anderes als ein KMU», sagt er dann stolz und betont, dass sein Casinotheater keine Subventionen erhalte, dass der Betrieb bis zu siebzig Mitarbeiter beschäftige, sieben Lehrlinge ausbilde und weit über die Landesgrenze hinaus bewundert werde.

Der bekannteste Komiker der Schweiz hat allen Grund, stolz zu sein: Das Casinotheater feiert in diesen Tagen sein Zehn-Jahr-Jubiläum. Das Haus ist nicht nur innert kürzester Zeit zur bedeutendsten Unterhaltungsbühne des Landes geworden, sondern auch zum Anziehungspunkt für Wirtschaftskapitäne, TV-

Bekanntheiten und Politiker: ein Opernhaus im Kleinformat, allerdings ungezwungener, ganz ohne Dresscode. 70 000 Personen besuchen jährlich eine Vorstellung in dem Haus in der Winterthurer Altstadt, knapp 10 Millionen Franken setzt der Betrieb pro Jahr um, 4,5 Millionen Franken davon mit dem Theater, den Rest im Event- und Gastronomiebereich.

## Ein Haufen von Selbstdarstellern

Das Besondere an dem Unternehmen: Das Gebäude gehört den Künstlern, sie sind allein für den Betrieb verantwortlich. Zu den Aktionären gehören Branchengrößen wie Patrick Frey, Kurt Felix, Mike Müller, Fredy Knie, Walter Andreas Müller oder Ursus und Nadeschkin. Aufgrund seiner schillernden Aktionäre werden die Casino Theater AG und die Casino Immobilien AG gerne als «die lustigsten Aktiengesellschaften der Schweiz» bezeichnet,

und Giacobbo kokettiert damit, dass er der einzige Verwaltungsratspräsident sei, der zugebe, ein Komiker zu sein. Dies tönt amüsant, hat mit der Realität aber wenig zu tun.

So zuverlässig auf der Bühne die Pointen fallen, so ernsthaft und diszipliniert geht es hinter den Kulissen zu und her. Die kürzeste Generalversammlung der beiden Aktiengesellschaften wurde in knapp dreissig Minuten abgehalten; die Abläufe sind strikt, lange Diskussionen selten, Aufstände unzufriedener Aktionäre gab es bisher keine. Nur einmal sorgte ein Vorfall für Heiterkeit: als Patrick Frey, Verwaltungsratspräsident der Immobilien AG, die um zehn Uhr beginnende Generalversammlung verschlafen hatte. Die Disziplin ist in diesem aussergewöhnlichen Betrieb essenziell: Nur dadurch kann dieser Haufen an starken Egos und Selbstdarstellern zusammengehalten werden, nur dadurch konnte

dieses kleine Schweizer Theaterwunder Realität werden.

Als Viktor Giacobbo 1999 mit seinem langjährigen Weggefährten Rolf Corver an dem baufälligen Casino-Gebäude im Zentrum Winterthurs vorbeispazierte, stehenblieb und die Idee äusserte, das Haus wieder zum Leben zu erwecken, war für ihn klar: Das funktioniert nur, wenn er die wichtigen Vertreter der Schweizer Komikerszene mit ins Boot holt. Er griff zum Telefon, versuchte Patrick Frey, die Acapickels, Walter Andreas Müller und viele mehr von seinem Ansinnen zu überzeugen – fast alle waren begeistert. Patrick Frey erinnert sich noch gut an den Anruf. «Ich war ziemlich ungläubig: Das Gebäude befand sich in einem miserablen Zustand, das Restaurant war furchtbar schmutzig. Viktor schlug vor, das Haus der Stadt abzukaufen. Ich zögerte keinen Augenblick, sagte sofort zu.» Frey wurde neben Giacobbo zum grössten Einzelaktionär. Wie viel sie investiert haben, wollen sie nicht sagen.

Der Stadt Winterthur kam Giacobbos Angebot gerade recht: Mehrere Projekte zur Sanierung des Gebäudes waren zuvor aus Kostengründen gescheitert. Sie bot Giacobbo das Haus für symbolische 300 000 Franken an und stellte ein zinsloses Darlehen von zwei Millionen Franken in Aussicht. Unter der Voraussetzung allerdings, dass das Theater bei der Stadt nie Subventionen beantragen werde. Alle grösseren politischen Gruppierungen befürworteten den Deal. Einzelne SVP-Exponenten um den heutigen Nationalrat Alfred Heer ergriffen allerdings das Referendum – gegen den Willen der Partei. Auf den Plakaten stand mit grossen Lettern: «Millionengeschenk für die Linksreichen». Doch Heer hatte gegen den beliebten Komiker keine Chance: Am 21. Mai 2000 sagten 73,3 Prozent der Winterthurer ja zum Verkauf. Heute lobt Heer «grundsätzlich» das Casinotheater, das Referendum sei aber trotzdem nötig gewesen. Giacobbo liess ein «Linksreichen»-Plakat einrahmen, es hängt an einem Ehrenplatz im ersten Stock des Hauses.

### Machtspiel unter Komikern

Schon vor der ersten Vorstellung stiess das Haus schweizweit auf eine enorme Sympathiewelle. Giacobbo profitierte von seiner TV-Popularität, alle wollten mit dabei sein. Der Herdentrieb erfasste nicht nur die Künstler: Wirtschaftsleute wie Peter Spuhler (Stadler Rail), Fred Kindle (Ex-ABB) oder der Bankier Thomas Matter unterstützten das Projekt, Politiker zeigten sich begeistert, die Bevölkerung riss sich um Eintrittskarten. Sämtliche Vorstellungen der ersten Eigenproduktion, «Die Eröffnung», waren schon vor der ersten Probe ausverkauft. «Die Künstler waren von einer Euphorie getrieben, man glaubte, nichts falsch machen zu können», erinnert sich der damali-

ge künstlerische Leiter Andrej Togni. «Die Eröffnung» wurde zu einem seltsamen bunten Abend, ein Jekami der bekanntesten Schweizer Künstler, die alle ihren kurzen Auftritt hatten: von Beni Thurnheer bis zum Chaos-theater Oropax, von Joachim Rittmeyer bis zu den Acapickels, moderiert wurde das Ganze von Giacobbo und Frey. Kaum jemand wagte, diese von Kompromiss und Konsens geprägte Produktion zu kritisieren. Dabei war sie der eindrückliche Beweis dafür, dass viele grosse Namen kein Garant für eine gute Vorstellung sind.

Trotzdem wurden noch mehrere solcher All-Star-Produktionen auf die Bühne gebracht, auf die auch Viktor Giacobbo skeptisch zurückblickt: «Das waren zum Teil Klamaukvorstellungen, die mal mehr, mal weniger gelungen waren.» Zwar kamen die Zuschauer noch immer in Scharen, doch das vorausseilende Wohlwollen nahm ab. «Die beteiligten Künstler wollten auf der Bühne in erster Linie ihre eigene Haut retten», erzählt ein dem Casinotheater nahestehender Komiker. Wenn schon die Produktion nicht überzeugte, waren die Darsteller umso mehr bemüht, wenigstens selbst so gut wie möglich dazustehen – was der Situation nicht zuträglich war.

«Es war der Anfangsirrthum, dass einige Künstler meinten, eine Aktie sei ein Garantie-

fühlte mich manchmal richtig verheizt.» Togni, ein erfahrener Theatermann, beging einen kolossalen Fehler: Er versuchte gegen die Kerngruppe um Giacobbo, Frey und Mike Müller Widerstand zu leisten. Der Streit eskalierte, als Togni die Aufführung von Freys Kinderstück «Wyss wie Schnee» ablehnte. Giacobbo sprach ein Machtwort, das Stück kam auf den Spielplan, Togni verliess das Casinotheater. «Wenn die Mehrheit der Künstleraktionäre anderer Meinung ist als der künstlerische Leiter, so ergibt eine weitere Zusammenarbeit keinen Sinn», sagt Viktor Giacobbo.

### Thiel in Champagnerlaune

Die Stückauswahlgruppe entscheidet demokratisch und weist manchmal auch Projekte renommierter Autoren zurück. Einmal lehnte sie ein Stück von Charles Lewinsky ab, der sich als Aktionär der ersten Stunde für das Theater engagiert hatte. «Das sind ganz normale Entscheidungen, wie sie in jedem Theater vorkommen», sagt Lewinsky. Obwohl er sich mittlerweile vom Casinotheater und der Komik entfernt hat, ist er des Lobes voll für das Haus: «Was Giacobbo mit dem Theater erreicht hat, ist noch höher einzuschätzen als seine Leistung im Fernsehen», sagt er. Würde es die Stückauswahlgruppe auch wagen, sich



Wahre Schweizer Volksbühne: Casinotheater Winterthur.

schein, um auf der Bühne präsent zu sein», sagt Viktor Giacobbo. In einem Haus, in dem so viele Leute Ansprüche anmelden, sind harte Entscheidungen unerlässlich. Doch wer hat im Casinotheater tatsächlich das Sagen? Für den Spielplan und die Gastspiele ist der künstlerische Leiter zuständig, über die zwei jährlichen Eigenproduktionen bestimmt eine Stückauswahlgruppe, bestehend aus der Kerngruppe der Künstler. Dazu gibt es noch einen künstlerischen Beirat, dem sämtliche Künstleraktionäre angehören, ein «Operettengremium», wie Giacobbo sagt. Und für den Geschäftsbetrieb insgesamt ist der CEO verantwortlich.

Der Handlungsspielraum des künstlerischen Leiters ist in einem solchen Konstrukt beschränkt. Das musste auch Andrej Togni erfahren, der als Erster diese Position besetzte: «In diesem undurchsichtigen Spiel der Mächte war es nicht leicht, meine Rolle zu finden, ich

einem Vorschlag Giacobbos zu widersetzen? Er selbst glaubt schon. «Ein eigenes Stück von mir wurde zwar noch nie abgelehnt, aber ich habe schon oft Ideen vorgebracht, die die Mehrheit verworfen hat», sagt er.

Im Casinotheater galt von Anbeginn der Grundsatz: An erster Stelle stehen die auftretenden Künstler. Auch darum gehört das Theater im deutschsprachigen Raum zu den begehrtesten Auftrittsorten. Allerdings musste der Grosszügigkeit rasch Grenzen gesetzt werden. Nachdem der Satiriker Andreas Thiel und sein damaliger Bühnenpartner Wolfram Berger drei Tage lang von der freien Konsumation im Restaurant ausgiebig Gebrauch gemacht und reihenweise Champagnerflaschen geleert hatten, wurde eine Limite eingeführt.

Einschneidender war der inhaltliche Lernprozess. «Ursprünglich war geplant, das Casinotheater als Überraschungshaus zu posi-



# Prinzip Selbstvertrottung

Lachen verbindet. Auslachen auch. Emil liess die Schweiz über Emil schmunzeln. Viktor Giacobbo führt lieber andere vor. *Von Peter Keller*

Jede Generation hat ihren Volkskomiker, den grössten gemeinsamen Lach-Nenner, eben einen Emil, der jeweils seiner Zeit ein nationales Repertoire an Witzen, Nummern und Figuren schenkt. Beim Volkskomiker reichen ein paar Stichworte («das Kirchlein von Wassen»), um ein wohliges Gefühl von Vertrautheit auszulösen. Lachen verbindet.

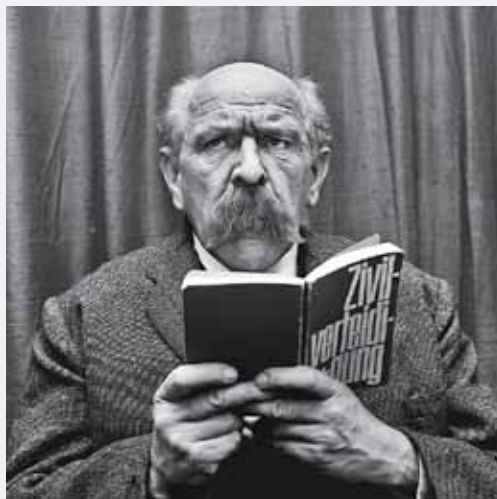
Ob als übereifriger Feuerwehrmann oder als Lokalpolitiker, den seine eigene Wahlniederlage zu Tränen rührt: Emil Steinberger hat den kleinen Mann so auf die Bühne gebracht, dass das Publikum über sich lachen konnte, ohne sich am Ende als Witzfigur wiedererkennen zu müssen.

Bei aller Selbstvertrottung – Emils Geschöpfe sind liebenswerte Spiegelbilder, und nicht selten blitzt in ihnen jene Bauernschläue hervor, die das Unterschätztwerden als Vorteil zu nutzen weiss. In diesem Windschatten hat die kleine Schweiz auch scheinbar übermächtige Nachbarstaaten (zumindest ökonomisch) überflügelt.

Emil schaffte den Sprung über die Grenze nach Deutschland, und – was weit bemerkenswerter ist – er überwand auch den kabarettistischen Röstigraben und feierte mit seinem Français fédéral Triumphe in der Romandie. Die französischsprachige Minderheit konnte sich genauso über den Tollpatsch aus der Deutschschweiz amüsieren wie der grosse Nachbar im Norden.

Erfunden hat Emil den trottelligen Homo helveticus nicht. Er hat ihm bloss die Uniform ausgezogen. Denn der Schweizer Urtyp des sympathischen Tollpatsches stammt von Alfred Rasser (1907–1970).

Der Basler Kabarettist erfand mit HD Lämppli (HD steht für militärischen Hilfsdienst) das bereits angesprochene Prinzip Selbstvertrottung – das er bis zur Namensgebung konsequent verfolgte: Der «Lappi», schweizerdeutsch für Tollpatsch, wird zum Lämppli. Die Verkleinerungsform passt halt besser zu einem Kleinstaat, als sich auf die breite Hühnerbrust zu klopfen.



*Geradezu subversiv:* HD Lämppli (Alfred Rasser).



*Bauernschläue:* Steinberger.



*Überbünzli:* Erwin Bischofberger (Giacobbo).

Dabei ist dieser Lämppli nur auf den ersten, höchstens zweiten Blick harmlos. Untergründig ist hier ein Anarchist am Wirken oder vielmehr ein Hofnarr, der die heilige Schweizer Armee durcheinanderbringt, so dass am Schluss nicht er, sondern die sturen Dienstbüchlein-Militaristen die wahren Trottel sind. Besonders obrigkeitgläubig waren die Eidgenossen nie. Autorität wird hier nur auf Zeit und in homöopathischen Dosierungen verliehen.

Auf Youtube lassen sich ein paar Lämppli-Sequenzen finden. Besonders aufschlussreich ist sein Besuch beim Psychiater. Der Mann im weissen Kittel und mit dem strengen Blick soll Lämpplis Diensttauglichkeit abklären, und es wird von Minute zu Minute unklarer, wer hier wen diagnostiziert. Rassers Hängeschnauz und sein Basler Geschnatter sind nur Tarnwerkzeuge, geradezu subversiv gerät die Antwort Lämpplis auf die Frage, ob er denn gerne Militärdienst leiste. Der Patient bejaht und schiebt den «einfachen Grund» hinterher: «Ich bin ein patriotisch veranlagtes Individuum.» Patriotismus als genetische Vorbelastung – ziemlich frech für die 1960er Jahre. Humor war schon immer die Ventilklausel der Ohnmächtigen.

## Längst fällige Dosis Aggressivität

Lachen verbindet. Auslachen auch. Nur sind dann jene nicht dabei, die zum Objekt des Witzes werden. Viktor Giacobbo brächte alles mit, um einen Rasser oder Emil zu beerben: den präzisen Blick, das parodistische Talent und ein passendes Gesicht dazu. Nur bricht er mit der Tradition seiner Vorgänger. Emil machte sich klein und kam dabei gross heraus. Giacobbo erniedrigt seine Figuren, um sich zu erhöhen. Sein Schweizer Überbünzli Erwin Bischofberger ist nur noch die blutleere Karikatur einer Karikatur. Schade.

Der Volkskomiker liebt seine Figuren – und dann liebt ihn auch das ganz grosse Publikum. Bei Giacobbo ist das nicht der Fall, und wahrscheinlich will er das auch nicht. Dafür ist er zu politisch. Was ihm hoch anzurechnen ist: Er hat dem schläfrigen Schweizer Kabarett eine längst fällige Dosis Aggressivität verabreicht und die Satire massentauglich gemacht. Wer sonst hätte das Format, wöchentlich eine erfolgreiche Comedy-Sendung abzuliefern?

Nur dringt in dieser Live-Show eben auch durch, dass bei Giacobbo das Prinzip Fremdvertrottung herrscht. Im Zweifelsfall werden die Gäste dem Publikum zum Frass vorgeworfen. Doch Politiker in ihrer erbärmlichen Eitelkeit vorzuführen, hat selber etwas Erbärmliches. Satire darf alles – nur nicht billig sein.

Emils Erbe ist deswegen nicht verlorengegangen: Das Prinzip Selbstvertrottung lebt weiter. Am gelungensten im abgründig schlaun Appenzeller SimonENZler. Er spielt so virtuos mit Volkes Stimme, dass am Ende nicht einmal er mehr weiss, wo der Witz aufhört und die Wahrheit beginnt.

tionieren», sagt der Kabarettist Joachim Rittmeyer. Dies erwies sich als Wunschvorstellung: Der ökonomische Druck lässt kaum Experimente zu. «Eine schlecht besuchte Eigenproduktion kann das Haus gleich in eine Schieflage bringen», sagt Giacobbo. «Die Preisverleihung», ein Stück von und mit Joachim Rittmeyer und Patrick Frey, zeigte 2009 knallhart die Grenzen des Projekts Casinotheater auf: Die beiden Komiker liessen im ersten Teil des Stückes nur die Hälfte des Publikums in den Theatersaal, die andere musste draussen warten und wurde mit einem Notprogramm verköstigt. Eine Provokation, die vom Publikum nicht goutiert wurde: Im Durchschnitt blieb über die Hälfte der Plätze leer, in der Kasse klaffte ein riesiges Loch. Diese Erfahrung erschütterte das Selbstverständnis der erfolgsverwöhnten Künstler. Es war ein klares Signal: Das Casinotheater ist kein Selbstläufer. Will man langfristig bestehen, muss man sich konsequent dem Publikumsgeschmack anpassen.

Gab Andrej Togni noch acht, nicht mit Komikern wie den Schmirinskis oder einem Peach Weber in Verbindung gebracht zu werden, so hat man heute keine Berührungsängste mehr. «Wir können es uns nicht leisten, ein zu enges Programm zu fahren und einige Stile auszugrenzen», sagt Patrick Frey. «Heute

sind die Grenzen zwischen Comedy und Kabarett ohnehin nicht mehr so scharf wie noch vor zehn Jahren.»

Ganz subventionsfrei, wie Giacobbo betont, ist das Casinotheater allerdings nicht. So erhielt es zum Beispiel vom Zürcher Lotteriefonds eine Million Franken für den Umbau, nun ist wieder ein Gesuch hängig. Im Gespräch nimmt Giacobbo eine erstaunlich defensive Haltung ein. Wiederholt sieht er sich genötigt, Kritik zu widerlegen, die gar nicht geäussert wurde. Zum Beispiel, er sei ein Mafiaboss, der die gesamte Kabarettszene fest im Griff habe.

---

**«Wir können es uns nicht leisten, ein zu enges Programm zu fahren und einige Stile auszugrenzen.»**

---

«Wenn dem so wäre, wäre ich ein miserabler Mafioso; bisher habe ich nur Geld investiert und keines zurückbekommen.»

Dass Giacobbo die mächtigste Figur im Schweizer Humor ist, ist unbestritten. Er kann Künstler mit Einladungen in seine TV-Sendung «Giacobbo/Müller» bekanntmachen, und er kann ihnen eine Auftrittsmöglichkeit im Casinotheater vermitteln, der führenden Kabarettbühne der Schweiz. Von diesen Möglichkeiten macht er gerne Gebrauch. Alle paar

Jahre wird ihm dies von einem Journalisten vorgeworfen. Was die Kritiker ausblenden: Macht ist erst dann ein Problem, wenn sie missbraucht wird. Giacobbo kann man einiges vorwerfen – Dünnhäutigkeit, eine gewisse Selbstgefälligkeit, manchmal mässig lustige TV-Sendungen –, aber sicher keinen Machtmissbrauch. Im Gegenteil: Niemand betreibt so viel Nachwuchsförderung wie er, niemand hat so viel für die Szene getan, niemand versteht es, so viele unterschiedliche Künstler und potenzielle Geldgeber zusammenzubringen.

Das Casinotheater Winterthur ist zum wahren Schweizer Volkstheater geworden, einem Ort, wo Oswald Grubel, Moritz Leuenberger und ganz normale Besucher Seite an Seite ungezwungen ein Glas Wein trinken können. Ein Kulturbetrieb mit einer grösseren Ausstrahlung als manch ein hochsubventioniertes Haus. Giacobbo ist sich bei aller Zurückhaltung bewusst, wessen Verdienst das ist. Trotzdem gibt es Dinge, die ihm in seinem Theater missfallen. Schuld daran ist auch sein anderer Arbeitgeber, das Schweizer Fernsehen: «Wenn ich bei einer unserer Kabarettpremieren aus der Vorstellung komme und mir dann jemand von «Glanz & Gloria» das Mikrofon vor den Mund hält und fragt: «Herr Giacobbo, färben Sie die Eier selbst an Ostern?», werde ich richtig zickig.» ○



**RADIO  
MONTE  
CARLO**

**C'EST CHIC**

Im Kabelnetz oder auf  
[www.radiomontecarlo.ch](http://www.radiomontecarlo.ch)



# Don Juan Carlos

Spaniens König liebte angeblich 1500 Frauen und erlegte einen Elefanten in Afrika. Auf die Pirsch geht er mit einer Prinzessin, die keine ist. Der Monarch an Krücken, der Spaniens Geschichte mitschrieb, entschuldigte sich zehn Sekunden vor den Fernsehkameras. *Von Peter Hartmann*



*Jäger und Sammler:* Juan Carlos I., 74 mit Corinna zu Sayn-Wittgenstein, 47.

Sieht so eine Staatskrise aus? Das Hofnachrichtenorgan *¡Hola!*, Hallo, zeigte auf dem Titel eine gefasste, sogar milde lächelnde Königin Sofia «in ihren schwierigsten Tagen», und sonst lenkt sich Spanien in dieser Woche mit den Spielen Reals und Barças vom trüben Alltag ab. Und Juan Carlos I., der auf der Elefantenjagd in Botswana einen dreifachen Bruch des rechten Hüftknochens erlitt und notfallmässig nach Hause geflogen und heimlich operiert worden war, stellte sich an Krücken vor die Fernsehkameras und bat die Nation um Entschuldigung für seinen Leichtsinns. Die Abbitte dauerte zehn Sekunden. Daraufhin verziehen 70 Prozent der Bevölkerung dem Sünder auf dem Königsthron.

## Die «Einsamkeit der Königin»

«Monarchien sind keinen Transparenzgesetzen unterworfen», beeilte sich der Regie-

rungssprecher José Luis Ayllón zu erklären und breitete den Mantel des Verschweigens über das Privatleben und die Eskapaden des angeschlagenen Bourbonen. Aber Juan Carlos und Sofia, beide 74, müssen sich gewissermaßen auch öffentlich in die Augen sehen. Am 14. Mai begehen sie ihren goldenen Hochzeitstag, «feiern» wäre eine zu hoch gegriffene Etikette. Die Autorin Pilar Eyre hat in ihrem Buch die «Einsamkeit der Königin» beschrieben und den königlichen Ehemann als ungehörten Don Juan entlarvt, der in seinem Nachtleben als Jäger und Sammler 1500 Geliebte erobert haben soll, unter ihnen eine Trophäe wie Prinzessin Diana, der er auf Kreuzfahrten den Hof machte, aber auch Schwärme von aus juristischen Gründen verschleierte Bekanntschaften, einer «Dekorateurin aus Mallorca», Striptease-Girls, anonymen Palomas und Marias und so weiter im Register.

Gerüchte, dass seine Majestät sich nachts aus dem Hofprotokoll verabschiedete und auf seinem schweren Motorrad in der Movida oder an fremden Adressen untertauchte, zirkulierten seit Jahrzehnten, aber den König umgaben eine schützende Vertuschungsmauer seiner Freunde und die Diskretion der Beteiligten. Und er selber war Kavalier, genoss und schwieg. Erstmals kam ihm Königin Sofia 1977 auf die Schliche, als sie ihn mit den Kindern in einem Jagdhaus bei Toledo besuchte, um ihm eine Freude zu machen. Was blieb, war Etikette. Im königlichen Zarzuela-Palast trennte sich das nach aussen repräsentativ-perfekte Paar räumlich, er bewohnt den zweiten, sie den ersten Stock. Ein Paar, das sich auseinandergelebt hat. Sie ist Vegetarierin und liebt klassische Musik. Er mag gutes Essen, geht auf die Jagd und segelt. Als Sofia vom Unfall ihres Mannes in Botswana erfuhr, war sie gerade bei ihrer

Familie in Griechenland zu Besuch und wartete zwei Tage, bis sie nach Madrid zurückreiste mit einem Linienflug. Ihre Verweildauer an seinem Spitalbett betrug 25 Minuten. Weitere zwei Tage später setzten sie sich zum Mittagessen und zu einer Aussprache zusammen, die laut den *royal watchers* drei Stunden dauerte.

Juan Carlos ist ein älterer Herr mit Gewichts-sorgen geworden und bereits zum vierten Mal innert zweier Jahre im Spital gelandet. Die Frau, die er liebt und die nur einige Minuten vom Königsschloss in Madrid entfernt eine Wohnung hat, fast in Hörweite wie einst die Mätressen an Königshöfen, ist seit der afrikanischen Expedition in den Elefantenpark eine Geliebte mit Namen: Corinna zu Sayn-Wittgenstein, 47, die auch die Safari organisiert hat als Managing Director der Boss Sporting Agency, eines Ablegers des renommierten Jagdwaffenherstellers Boss & Co. Gunmakers an der Londoner St. James's Street, Büchsenmacher seit 1812.

### Die bürgerliche Corinna Larsen

Sie hiess bürgerlich Corinna Larsen, aufgewachsen ist sie in Bad Soden im Taunus in der Nähe von Frankfurt als Tochter eines dänischen Managers, der von 1961 bis 1987 die Europageschäfte der brasilianischen Fluggesellschaft Varig leitete, und einer deutschen Mutter. Die blauäugige Blondine war in erster Ehe mit dem britischen Geschäftsmann Philip Atkins liiert, von dem sie eine mittlerweile zwanzigjährige Tochter hat. Nach der Scheidung verband sie eine längere Liaison mit dem Milliardenerben Gert Rudolf (in der Klatschpresse: «Muck») Flick, ehe sie den elf Jahre jüngeren Casimir zu Sayn-Wittgenstein heiratete, einen Abkömmling des englischen Zweigs dieser Familie aus der Hocharistokratie. Die Verwandtschaft lehnte Corinna als unstandesgemässe Partie ab, und nach der Geburt ihres Sohnes trennten sie sich. Sie führt jedoch den Adelsnamen weiter und nennt sich «Prinzessin».

Juan Carlos und Corinna kamen sich beim Segeln in Mallorca und Valencia näher und entdeckten auch weitere Gemeinsamkeiten wie die Leidenschaft für die Jagd. Seine neue Herzensprinzessin führt exklusive Grosswildjagden in entlegenen, vergessenen oder geächteten Ländern durch, wie etwa auf Rhinozerosse in Simbabwe – angeblich war Juan Carlos im Jahre 2009 dort auch schon dabei. Diese Jagdpassion des Königs für seltene Tiere erscheint besonders peinlich, da er auch als Ehrenvorsitzender des WWF vor fragwürdigen Abschüssen nicht zurückschreckt, obschon ihn das Statut zur Rettung bedrohter Tiere verpflichtet. In den rumänischen Karpaten war er 2004 an einer Renommierjagd wie zu Ceausescus Zeiten und an der Erlegung von neun geschützten Bären beteiligt. Kolportiert wird auch, wie ihm im August 2006 in Russ-

land ein zahmer Bär vor die Flinte gescheucht wurde, der mit Honig und Wodka präpariert war. Die Hatz auf Elefanten in Botswana soll pro Teilnehmer 59 000 Dollar gekostet haben, plus 20 000 Dollar Abschussprämie, und zu Hause in Spanien fragt sich das Volk, ob es morgen pleitegeht.

### Ein Ur-Aargauer

Anders als bei einem deutschen Bundespräsidenten oder einem Schweizer Nationalbankpräsidenten fragt in Spanien niemand nach den privaten finanziellen Gepflogenheiten des Königs. Juan Carlos I. als Haupt der parlamentarischen Erbmonarchie ist zwar an Titeln reich, die Aufzählung klingt wie touristische Poesie:

— König von Spanien, klar;  
— von Kastilien, Leon, Aragón;  
— beider Sizilien;  
— von Jerusalem, Navarra;  
— von Valencia, Galicien, Granada, Córdoba, Jaen, Sevilla; Toledo, Murcia;  
— von Sardinien, Korsika, der Algarve;  
— Algeciras, Mallorca, der West- und Ostindischen Inseln, um nur diese vergangenen Reiche zu nennen.

Er ist Erzherzog von Österreich, Graf von Habsburg, also sogar ein Ur-Aargauer, Grossmeister verschiedener Orden, Aufzählung unvollständig; und er ist als Oberkommandierender der spanischen Streitkräfte auch ein tatsächlicher politischer Verantwortungsträger.

Aber als oberster Bürger ist er, verglichen mit seinesgleichen, kein Krösus. Spanien zahlt ihm eine Jahresapanage von 292 752 Euro brutto, davon gehen noch 40 Prozent Einkommenssteuer weg. Kein Vergleich mit Milliardärin Elisabeth von England. Sein Gesamtbudget beträgt 8 Millionen Euro, damit füttert er aber die gesamte Familie durch. Und die macht ihm derzeit keine Freude. Den Namen der Infantin Cristina, seines zweitältesten von drei Kindern, liess er von der königlichen Homepage streichen, weil ihr Ehemann Iñaki Urdangarin sich in einem Betrugsprozess verantworten muss. Sein 13-jähriger Enkel Felipe, Sohn seiner ältesten Tochter Elena, schoss sich beim Hantieren mit einer Pistole in den Fuss, und der Unfall weckte fatale Erinnerungen an die Jugendtragödie des Königs, der Zeuge war, als sich sein kleiner Bruder Prinz Alfonso beim Reinigen einer Schusswaffe tödlich in den Kopf traf. Das Unglück und die Schuldfrage wurden nie untersucht.

Die Forderung auf Juan Carlos' Thronverzicht nach 36 Jahren Regentschaft zugunsten des Kronprinzen Felipe, 44, erhebt *El País*, die wichtigste Zeitung des Landes. Seine historische Mission, die Überführung Spaniens nach der Franco-Diktatur in eine funktionierende Gesellschaft, ist längst erledigt. Juan Carlos war seit seinem zwölften Altersjahr auf diese Aufgabe vorbereitet worden, und er hat sie

glänzend bestanden an jenem finsternen 23. Februar 1981, als einige Offiziere das Parlament stürmten, der König jedoch als Oberbefehlshaber der Armee in einer nächtlichen Fernsehansprache das Land auf die Demokratie einschwor. Es war der letzte Putschversuch im alten Europa.

Kürzlich freigegebene Akten des deutschen Aussenministeriums werfen allerdings Fragen zu seiner wahren Gesinnung auf. Der damalige deutsche Botschafter in Madrid, Lothar Lahn, notierte erstaunt, dass sich der König unmittelbar nach dem niedergeschlagenen Aufstand verständnisvoll über die revoltierenden Offiziere geäussert hatte.

Vielleicht kann ihm sein bester Jugendfreund gut zureden. Konstantin II. war von 1964 bis 1974 der letzte griechische König und vom Militärdiktator Papadopoulos vom Thron gejagt worden – der letzte Königssturz in Europa. In einer Volksabstimmung sanktionierten die Griechen mit 70 Prozent Mehrheit nachträglich die Abschaffung der Monarchie. Konstantin und Juan Carlos segeln zusammen, Konstantin war sogar Olympiasieger, und vielleicht sagt der Grieche, der heute einen dänischen Pass hat, dem Spanier unter Königen, dass eine Scheidung für Spanien und sein Fassadenpaar die befreiende Lösung wäre. Konstantin kann das, denn er ist der Bruder der traurigen Sofia. ○

facebook.com/NavybootSwitzerland navyboot.com



NAVYBOOT  
S W I T Z E R L A N D



# Warum Playboys früher sterben

Für Studien ist kein Thema zu nichtig – vor allem, wenn es um Sex und Beziehungen geht. Meist sind die Resultate amüsanter als glaubwürdig. Neulich wurde herausgefunden, Schweizer Männer seien lausige Liebhaber. Möglicherweise stimmt auch das Gegenteil. *Von Beatrice Schlag*



*Wundermittel gegen Stimmungsschwankungen:* Wer viel arbeitet, hat auch öfter Sex.

«Die Ehefrauen dieser Welt wissen es bereits seit Jahrhunderten», schrieb die *Bild*-Zeitung. «Jetzt liefern Wissenschaftler endlich den Beweis: Männer, die ihre Frauen betrügen, sind dumm.» Laut einer Studie des Evolutionspsychologen Satoshi Kanazawa haben Fremdgänger einen niedrigeren IQ als treue Partner. Rätselhafterweise stimmt das nicht für Frauen. Ob sie streunen oder monogam sind, ist gänzlich unabhängig von ihrer Intelligenz.

Dr. Kanazawa ist den wenigsten ein Begriff. Aber treulose Schlawiner kennt jeder. Sie fallen oft durch Charme und Leichtsinn, selten durch Dummheit auf. Ehebruch erfordert emotionale und organisatorische Logistik, wenn er nicht auffallen soll. Welche Dumpfbacken hat der Psychologe befragt? Die Studie lässt uns im Dunkeln. Einleuchtend hingegen das Forschungsergebnis der University of New South Wales: Playboys leben weniger lang als treue Männer. Das macht auf Anhieb Sinn, weil das Hüpfen von einem Bett ins nächste an den Kräften nagt. Die Forscher nennen einen anderen Grund: Die Suche nach immer neuen Sexpartnerinnen verzehre so viel Energie, dass darüber wichtige Dinge wie Essen zu kurz kämen. Das wiederum ist lachhaft. Gunter Sachs schien immer ausserordentlich gut genährt. Robbie Williams kämpft auch mit den Pfunden. Nur Mick Jagger ist immer noch dünn wie

ein Zweiglein. Aber wer mit 68 noch eine Rocktournee durchsteht, kann nicht schwächeln.

Während man bei vielen Studien nicht erfährt, wer sie in Auftrag gegeben und finanziert hat, beliefern Dating-Portale die Medien mit ihren Ergebnissen aus der Beziehungslandschaft. So informierte Parship kürzlich, dass Frauen sich als Partner am ehesten einen Arzt wünschen. Das überrascht «Arzt-Roman»-Leserinnen nicht. Erstaunlicher ist, dass Männer auf Partnersuche Juristinnen als verlockendste Berufsgattung nennen. Flugbegleiterinnen folgen auf Platz zwei. Stripperinnen wurden auf der Liste der Frauenberufe vergessen. Denn wenig glaubhaft scheint, dass Männer ihre Abende lieber mit einer Rechtsgelehrten verbringen als mit einer, die ihnen etwas vortanzte.

## Trost für fleissige Schweizer

Stutzig macht auch die Studie von C-Date. Sex, behauptet das Dating-Portal, sei für eine gute Beziehung nebensächlich. Nur für sieben Prozent der Befragten – immerhin über 5000 Frauen und Männer – wäre schlechter oder gar kein Sex ein Trennungsgrund. Viel wichtiger seien Persönlichkeit, Bildung, soziale Herkunft und Einkommen. Vier Jahre zuvor hatte nämlich die Partnerschaftsagentur Elite Partner zur selben Frage bekanntgegeben, für 92,7 Prozent seien Sexualität und Zärtlichkeit ent-

scheidende Faktoren, um eine Partnerschaft zu kitten.

Für alle Schweizer Männer, die nach einer Ausländerin Ausschau halten, hoffen wir, dass Elite richtig liegt. Denn nach einer neuen internationalen Studie von C-Date herrscht in Europa und in Brasilien die Meinung vor, Schweizer seien lausige Liebhaber. Tröstliches Resultat für fleissige Schweizer Männer in derselben Studie: Wer viel arbeitet, hat auch öfter Sex. Gut, dass jeder Leser aus Erfahrung weiss, dass bei keinem Umfragethema mehr gelogen wird als bei Sex.

Selbst bei seriösen Studien kann man sich die Augen reiben. Hormonersatzpillen für Frauen in und nach den Wechseljahren wurden als Wundermittel gegen Falten und Stimmungsschwankungen und als Vorbeugung gegen Brustkrebs, Herz- und Kreislauferkrankungen millionenfach geschluckt. Jeder und jede dachte, das sei hinreichend bewiesen. Bis 2002 die grosse, placebokontrollierte und randomisierte WHI-Studie (Women's Health Initiative) kam, die über Vor- und Nachteile jahrelanger Hormonersatztherapie aufklären sollte. Sie wurde wegen erhöhten Brustkrebs- und kardiovaskulären Risikos nach fünf Jahren abgebrochen. Viele Frauen schmissen ihre Hormonpillen in den Abfall. Lieber Falten als Krebs oder Infarkt. Der Absatz sank um fast die Hälfte. Inzwischen ist die drastische Abkehr umstritten. Aber kein Arzt empfiehlt Frauen über fünfzig mehr, Hormone zu schlucken, ohne vor Langzeitfolgen zu warnen.

Dasselbe mit den Vitaminen: Ob sie ausser den Herstellern irgendjemandem etwas bringen, ist unklar. 2008 veröffentlichten Forscher der Cochrane Collaboration, einer internationalen Vereinigung unabhängiger Medizinswissenschaftler, ein Gutachten, für das sie 67 randomisierte kontrollierte Studien zum Thema Vitamine auswerteten, an denen immerhin fast eine Viertelmillion Menschen teilgenommen hatte. Das ernüchternde Resultat: In den nach Ansicht der Experten qualitativ besten Studien erhöhte die Zufuhr von Vitamin-supplementen die Sterblichkeit signifikant, und zwar bei Vitamin A, bei Betacarotin und bei Vitamin E. Bei Vitamin C und Selen zeigte sich kein Effekt. Dass Vitamin D im Alter gegen Osteoporose helfen kann, scheint als Einziges unbestritten. Die Schweizer scheint's nicht zu beirren: Immer noch schlucken 25 Prozent der Bevölkerung Vitamintabletten, die das halbe A-B-C abdecken.



Replik

## Woher nur diese Wut?

Die *Weltwoche* bezeichnete die Autorinnen des Buches «Macho-Mamas» als «Ego-Mamas», die ihre Kinder nicht genügend lieben würden. Hier antworten die beiden Journalistinnen und Mütter ihrer Kritikerin.

Von Nicole Althaus und Michèle Binswanger

Jeder wünscht sich, für seine Arbeit anerkannt zu werden. Wenn die *Weltwoche* der Besprechung unseres Buches zwei Seiten einräumt, ist das also eine gute Nachricht. Das Thema scheint zu wichtig, als dass die *Weltwoche* es ignorieren könnte. Warum eigentlich, wenn doch die Thesen darin so abwegig, egoistisch, ja nachgerade kinderschädigend sind, wie Autorin Daniela Niederberger in ihrem Artikel darzulegen versucht? War der Appell als Warnung gedacht an alle rechtschaffenen Mütter, das Buch nicht zu kaufen? Die Kritik ist jedenfalls nicht nur kritisch, sondern sonderbar persönlich ausgefallen. Als ob die Autorin sich in Rage geschrieben hätte. Die Frage ist nur: Rage worüber?

Wären wir Wissenschaftlerinnen, dann hätten wir uns die Hände gerieben. Denn der Text bestätigt zuverlässig die Thesen unseres Buchs. Dass etwa Mütter, die traditionelle Rollenbilder verlassen, zu Rabenmüttern gestempelt werden. Und dass es leider noch immer allzu oft andere Frauen sind, die weiblichen Ehrgeiz am heftigsten missbilligen. Wie ein pawlowscher Hund hat die *Weltwoche* das Thema einer Autorin und Mutter anvertraut, wohl wissend, dass niemand Mütter heftiger kritisiert – als andere Mütter. Wohl wissend auch, dass das weibliche Ritual um Hackordnungen ein faszinierendes Schauspiel ist. Wie voraussehbar, zielt die gesamte Kritik denn auch auf uns als Personen. Die aneinandergereihten Zitate stammen fast ausschliesslich aus dem Prolog und Epilog des Buches, den Rest, die eigentlichen Thesen, findet die Autorin «langweilig». Warum, schreibt sie nicht. Müsste man das von einer Buchkritik in einer Wochenzeitung, die sich an intelligente Leserinnen und Leser wendet, nicht erwarten?

Aufschlussreich war immerhin der schreiberrische Zugang der Polemik: Die Buchautorinnen wurden auf dem Feld fertiggemacht, auf dem die Kritikerin Deutungshoheit beansprucht. In diesem Fall: wie eine gute Mutter zu sein hat und sich benehmen soll.

### Den Kindern geht es übrigens gut

Das weiss die Autorin offenbar ganz genau. Sie betitelt uns als «Ego-Mamas» und suggeriert, wir liebten unsere Kinder nicht genug. Zur Beweisführung muss das schlechte Gewissen herhalten. Dieses sei nämlich eine «unabhän-

gige innere Instanz», die zuverlässig anzeigen soll, ob man anderen gerade schadet. So eine Art Geigerzähler des Bösen. «Wer sicher ist, dass er nichts Schlechtes tut, der hat auch kein schlechtes Gewissen», doziert die Autorin. Sie ist sich offenbar nicht bewusst, dass auch Kinder, die etwa bestraft werden, wenn sie ins Bett machen, mit einem schlechten Gewissen reagieren. Fragt sich, wer dort das schlechte Gewissen verursacht, die böse Tat des Bett-nässens oder die rigiden Verhaltensvorschriften der Mutter?



Was ist eine gute Mutter?

Wir sind tatsächlich keine Wissenschaftlerinnen. Sondern Journalistinnen und Mütter. Und in beiden Rollen machen wir uns ein Gewissen. Das ist der Grund, weshalb wir uns nicht nur am Ende des Buches, sondern auch nach dem Lesen des Artikels gefragt haben: Sind wir tatsächlich schlechte Frauen? Oder noch schlimmer: schlechte Mütter? Selbst-reflexion ist gemeinhin kein Merkmal rück-sichtsloser Egomane. Und sie schadet niemandem. Am allerwenigsten den Kindern.

Diesen geht es übrigens gut, danke der Nachfrage. Sie zeigen keinerlei Anzeichen, dass ihre Ego-Mütter ihnen geschadet haben

könnten, sondern wachsen zu fröhlichen, aufgeschlossenen und interessierten jungen Menschen heran.

### Wege zum Glück

Aber vielleicht waren ja gar nicht die Kinder gemeint. Nur, warum dann die Rage? Wem könnten Mütter schaden, die auch nach der Niederkunft noch Ambitionen hegen? Dem Staat jedenfalls nicht, schliesslich braucht der Kinder. Und bildet munter weiter Frauen aus, in der Hoffnung auf einen *return on investment*. Auch die Wirtschaft kann nichts gegen gutausgebildete und motivierte weibliche Arbeitskräfte haben. Sonst würden heute nicht selbst CEOs nach weiblichen Führungskräften rufen. Und wenn man sich so bei den Männern umhört, dann stören die sich auch nicht daran, die finanzielle Verantwortung für die Familie nicht mehr allein tragen zu müssen. Wem also schaden Mütter wie wir?

Vielleicht uns selbst?

Was uns betrifft: Wir können nicht klagen und tun es auch nicht. Und so wirkt die ganze Kritik von Frau Niederberger verfehlt. Ja, der Ausruf: «Kein Wort über die Kinder!», wirkt leicht hilflos. Denn, wem der Sinn nach einer romantischen Komödie steht, der sollte sich nicht «Die Hard» anschauen und dann enttäuscht sein, wenn keine Liebesszene vor- kommt.

Wer die fehlende Liebesszene dennoch öffentlich kritisiert, hat entweder den Film nicht verstanden oder fühlt sich in seinem eigenen Weltbild angegriffen. Und angegriffen fühlt sich gemeinhin nur, wer sich seiner Sache nicht ganz sicher ist. Gerade das ist ein Haupt-thema des Buches. Ein dringliches Thema, wie uns scheint. Es gibt viele Wege, glücklich zu werden. Als Familie, als Vater. Und ja – auch als Mutter.

Wir wünschen Daniela Niederberger, dass sie auf ihrem Weg glücklich geworden ist.

**Nicole Althaus**, 44, und **Michèle Binswanger**, 40, sind die Erfinderinnen des «Mamablogs». Althaus ist heute Chefredaktorin von *Wir Eltern*. Binswanger ist Redaktorin bei *Tages-Anzeiger/Newsnet* und freie Autorin. Zusammen haben sie kürzlich das Buch «Macho-Mamas. Warum Mütter im Job mehr wollen sollen» veröffentlicht.



# «Ausschlüpfen des Barbaren»

Frauen brachten ihn fast um den Verstand. Max Frisch beneidete ihn. Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld sprang er an die Gurgel. Der berühmte Schweizer Schriftsteller Paul Nizon, 82, über sein Leben. *Von Sven Michaelsen*

Der Mann, der im Pariser Stadtteil Montparnasse auf 35 Quadratmetern lebt, ist als Schriftsteller ebenso bedeutend wie erfolglos. Seine Bewunderer reichen von Elias Canetti und Max Frisch bis zum Franzosen Frédéric Beigbeder, der ihn für «einen der wichtigsten lebenden Autoren unserer Zeit» hält.

Unstrittig ist, dass Paul Nizon der erste deutsch schreibende Autor war, der seinen Figuren neben Hirn und Herz auch einen Unterleib gab. Er selbst formuliert das so: «Ich habe den Sexus in die deutsche Literatur eingeführt.» Nach drei dramatisch gescheiterten Ehen, zahllosen Freundinnen und Freudenmädchen lebt der 82-jährige Schweizer heute allein. «Meine Beziehungen», meint er, «sind alle daran gescheitert, dass ich mit dem verdammten Schreiben liiert bin.»

Unter dem Titel «Urkundenfälschung» veröffentlicht er jetzt seine Tagebücher aus den Jahren 2000 bis 2010. Das 1961 begonnene Endlosprojekt ist inzwischen auf mehr als 20 000 Seiten angeschwollen. Fragt man Nizon, ob er am Schreibtisch sterben wolle, sagt er: «Unbedingt! Ich arbeite seit vielen Jahren an einem Buch mit dem Titel «Der Nagel im Kopf» und hoffe inständig, es zu Ende zu bringen. Ich will schreibend untergehen und über der Maschine zusammenbrechen. Alles andere wäre mein sofortiger Tod.»

**Herr Nizon, Ihr kurvenreiches Schriftstellerleben lässt sich entlang von vier Femmes fatales erzählen. Die erste versetzte Ihrem Kinderherzen eine verheerende Wunde.**

Mit zwölf Jahren lernte ich ein Mädchen aus der Nachbarschaft kennen, eine Halbspanierin, die die Schönheit des Viertels war. Sobald ich sie auftauchen sah, wurde die Welt hell. Als ich meine Kindergeliebte fragte, ob sie mit mir gehen wolle, sagte sie neckisch: «Ich werd es mir überlegen.» Ich war vernichtet und sprach nie mehr mit ihr. Es war die Abweisung der reinsten Form der Liebe, einer Liebe, die sich nicht um das Geliebtwerden drehte, sondern mit unendlicher Reinheit nur dem andern galt. Ich wurde in einen finsternen Abgrund von Verstörung und unfassbarer Verzweiflung geworfen. Fortan lebte ich mit der Überzeugung, der Gegenliebe wohl nicht wert zu sein, und mein

Innerlichkeitsleben nahm seinen Anfang: das Herumphilosophieren, die Empfänglichkeit für seelische Vorgänge, das monologische Marschieren, die besessene Versprachlichung des Alltags und der Zwang, dieses Zweitleben in Heften zu verschriftlichen.

**Die zweite Femme fatale lernten Sie 1960 als Literaturstipendiat in Rom kennen. Zuvor hatten Sie als 24-jähriger Student eine Pfarrhaustochter geheiratet und waren Vater von zwei Kindern geworden.**

Ich kam mit viel Idealismus nach Rom und ging nach einem Jahr als heidnischer Hurenbock. Meine Familie war ausserhalb untergebracht, und von Montag bis Freitag führte ich ein Nichtstuer-Dasein. Ich hatte nur diese grossartige, fürchterliche, mit Lethargie und Altersmüdigkeit angefüllte Stadt – und dann brach die auf Hochtouren gereizte Libido aus und zerfledderte meine ohnehin schon unterhöhlten bürgerlichen Glaubensartikel. Es begann das Ausschlüpfen des Barbaren.

**Sie führten ein Doppelleben zwischen Familie und Rotlichtmilieu.**

Die römischen Frauen waren vollkommen unzugänglich. Es gab keine sexuelle Freizügigkeit, es gab nur die Huren, und die waren zum Teil unglaublich schön. Ich trat nicht

**«Die Begegnung mit Odile führte zu einem dem Wahnsinn nahen Zustand.»**

ununterbrochen als Konsument auf, sondern war mit denen als eine Art Hurenhirt verbandelt. Eines Abends lernte ich eine junge Frau namens Maria kennen, die als Animiermädchen in einem Nachtlokal arbeitete. Ich verwandelte dieses arme, deklassierte Mädchen gleich in ein unantastbares Heiligenbildchen. Ich habe sie seelisch missbraucht, indem ich in ein privates Verhältnis mit ihr eintrat. Ich begleitete sie ins Spital, trug ihr Söhnchen auf meinen Schultern und lernte die Mutter kennen. Als ich Maria gestand, verheiratet und Vater von zwei Kindern zu sein, war ihr Traum vom rettenden Prinzen zunichte.

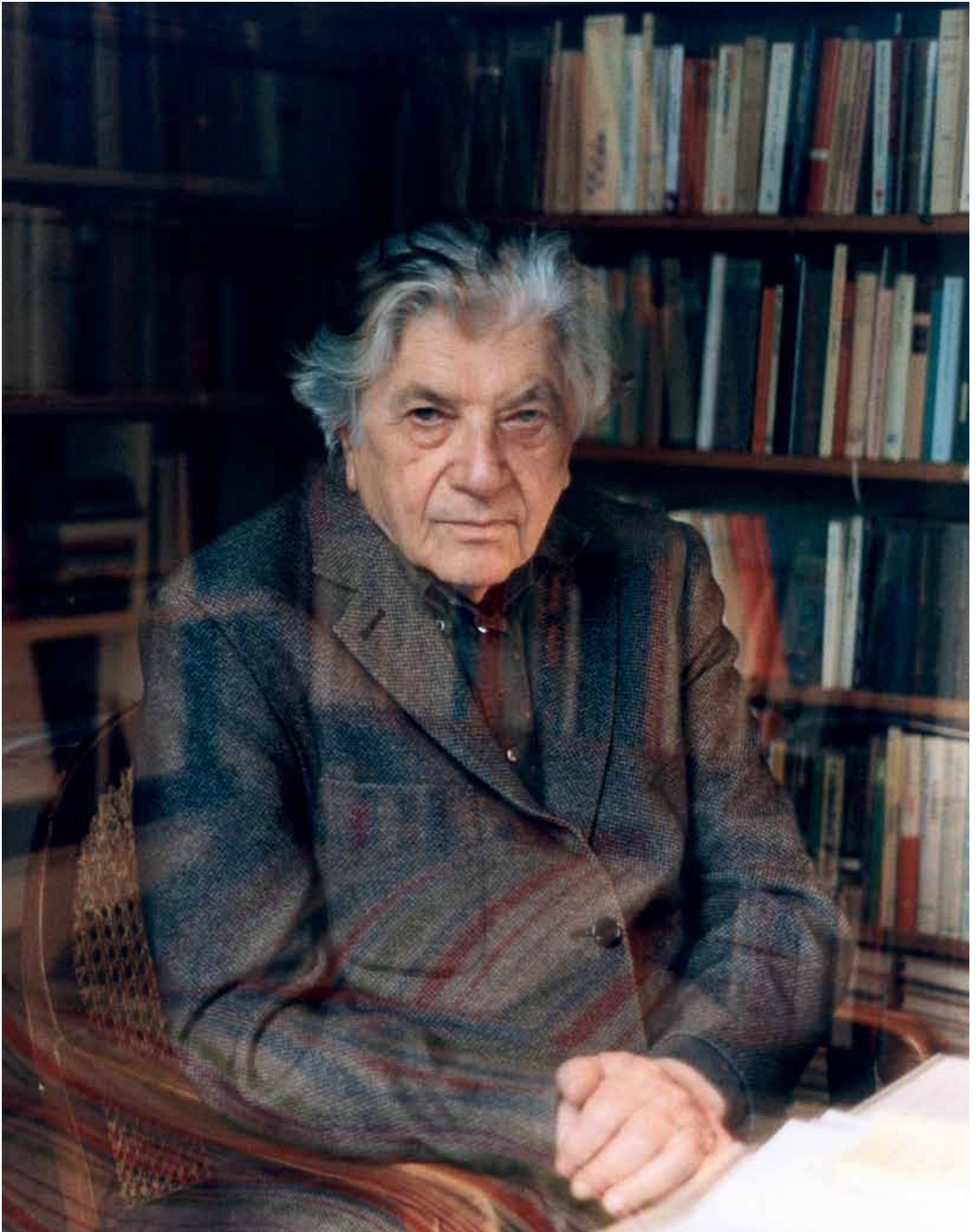
**Femme fatale Nummer drei lernten Sie kennen, als Sie als Zeitungsredaktor nach Barcelona entsandt wurden, um über eine Ausstellung zu berichten.**

Ich war nicht irgendein Redaktor, ich war leitender Kunstkritiker der hochangesehenen *Neuen Zürcher Zeitung*. «Adenauers Morgenblatt» hiess die damals. Am ersten Abend in Barcelona sage ich dem Taxifahrer, er solle mich in irgendein Nachtlokal bringen. Als ich reinkomme, sehe ich im Halblicht diese Antonita. Und nun falle ich in diese Geschichte rein, vergesse den Auftrag und hocke mehrere Wochen lang jede Nacht bis sechs Uhr früh in diesem Lokal wie in einem Kerker und belagere dieses Mädchen. Ich war geknechtet, ich litt, ich wollte nichts wie weg – aber ich konnte nicht. Ich war an diese Frau gefesselt und muss mich benommen haben wie ein Verrückter. Ich hatte alles Geld ausgegeben und meinen Pass hinterlegt, um Schulden machen zu können. Für die Familie war ich verschollen, für die Zeitung war ich untergegangen. Mein Instinkt rebellierte gegen die falsch gewählte bürgerliche Existenz und dürstete nach einer Katastrophe. Und der Weg in die Katastrophe führte bei einer Veranlagung wie meiner über eine Frau. Im Verhör mit einem Psychiater würde ich sagen, dass es eines Katastrophenerlebnisses bedurfte, um freizukommen und mich in die Startposition des Dichters zu hieven.

**Die vierte Femme fatale lernten Sie kennen, als Ihnen 1976 eine 21-jährige Studentin vorgestellt wurde. Obwohl Sie gerade zum zweiten Mal geheiratet hatten, brach nach der ersten Nacht eine Amour fou los.**

Die Begegnung mit Odile führte zu einem dem Wahnsinn nahen Zustand. Es war eine Liebesvergiftung, eine Mischung aus verrückter körperlicher Verhexung bis zur Hörigkeit und zu einem Überfließen von Liebe. **Odile war 26 Jahre jünger als Sie – und die beste Freundin Ihrer Tochter.**

Meine Tochter sagte: «Papa, hör sofort auf damit!» Aber ich buhlte bei meinen Exzessen um ihr Verständnis. Nach der ersten Nacht mit Odile musste ich auf eine Lesereise, die mehrere Wochen dauerte. Ich dachte, ich werde sie vergessen, aber die Gier nach ihr wurde immer wahnsinniger. Als ich zurückkam, ging ich zuerst zu meiner Tochter. Sie arbeitete neben ihrem Studium in einem Pizza-Hut-Lokal. Ich sagte: «Da bin ich wieder.» Sie erwiderte: «Ich weiss, was du denkst. Ja, Odile hat nach dir gefragt.» Und dann geht die Tür auf, und sie kommt rein. >>>



«Eine Art Hurenhirt»: Autor Nizon.



**Odile wehrte sich lange gegen eine Beziehung.**

Es war eine Zerfleischung ohnegleichen. Ich lief innerlich aus wie ein lecker Behälter. Ich hatte eine schreckliche Schreib- und Lebenskrise und dazu kein Einkommen. Wenn ich wochenlang mit keinem Menschen geredet hatte, hörte ich immer wiederkehrende Geräusche in meinem Kopf. Diese Geräusche waren die Maschinerie des Wahnsinns, und man erwog, mich in ein Irrenhaus zu stecken.

**In Ihren Tagebüchern porträtieren Sie sich als «autistischen Grübler mit innerer Kälte­distanz», «selbstver­krochen bis zur Einmottung». Ihre Frau möchte man nicht sein.**

Ich bin ans Schreiben gekettet wie an ein Beatmungsgerät. Ich hoffe, danach tiefer und freier am Leben zu sein und eine andere Luft zu atmen. Bei mir ist das Glücksjagen ein Sprachsuchen, deshalb bleibt für andere wenig übrig. Meine Ichbezogenheit geht bis zur Egomane und Liebesunfähigkeit. Diese Selbstverstrickung ist letztlich der Grund für meine Unzulänglichkeit als Lebenspartner. Ich komme nicht über die Mauer meiner Blockaden und bleibe in einer inneren Wirrnis stecken. Der Volksmund hat recht: Ein Künstler sollte nicht heiraten. Das Zerhäckselwerden durch Anforderungen familiären Alltags verhindert das Wegschreiben des Unglücks.

**Sind Sie Beziehungen auch deshalb eingegangen, um ein Romankapitel zu erleben?**

Ja. Den Lebenshunger als Vehikel der Stoffzufuhr können Sie bei allen richtigen Schriftstellern beobachten. Man stellt Experimente mit sich selber an, um sich Material für sein Schreiben anzuleben.

**In Ihrem Journal heisst es: «Könnte ich wie ein Simenon produzieren. Drei Romane pro Monat. Ein Schloss mit Dienerschaft. Ein Weltreich der Distribution und Unterwerfung. Imperium und Imperialismus.» Wie gehen Sie damit um, mit 82 immer noch als Geheimtipp gehandelt zu werden?**

Für die einen bin ich ein Literaturheiliger und lebender Mythos, für die anderen ein vernagelter, eingebildeter Alter, der seine Erfolglosigkeit mit Elitismus und Dünkelattitüden kompensiert. Manchmal schafft mich das Unberühmtsein, denn natürlich träumen Selbstwahn und Ruhmgier in mir von einem Buch, das mich in die Internationale der Habenden erhebt. Manchmal kriege ich einen schmach­ tenden Neid, wenn ich Dokumentarfilme über Rockstars sehe und über deren enges Publikumsverhältnis meditiere.

**Ihre Kritiker werfen Ihnen vor, kein Geschichtenerzähler zu sein, sondern seit**

**mehr als einem halben Jahrhundert nur ein einziges Thema zu kennen: das Rumpopeln am eigenen Ich.**

Jede Geschichte ist ein Polizist, der dich verhaftet und einsperrt. Ich bin ein Sprachmensch, kein Geschichtenverpacker und Inhalteverteiler, der ins grosse Fiktionieren ausbricht. Im Unterschied zu Schmalverbrauchern des Lebens stehen Schriftsteller ihrem eigenen Ich als Rätsel gegenüber. Das Ich ist das Unbekannte, und dieses Ich-Dunkel ist mein Jagdgebiet. Wenn Sie es als Themenlosigkeit sehen wollen, dass ich mein eigenes blutendes Versuchskaninchen bin, bitte. Aber diese psychologische Selbstausbeutung hat wegen der Sprachform nichts Ichblutiges. Wenn ich wissen will,

---

**«Manchmal kriege ich einen schmach­ tenden Neid, wenn ich Dok-Filme über Rockstars sehe.»**

---

was hinter meinem Ich steckt, will ich wissen, was daran für eine weitere Menschheit interessant sein könnte. Banal gesagt: Wenn ich mir auf die Spur komme, komme ich auch Ihnen auf die Spur.

**Ihre Bücher durchzieht ein antibürgerliches Pathos, das Aussenseitertum und Grenzerfahrungen feiert. Wie ist es für Sie, 82 zu sein?**

Altwerden bedeutet Bewusstsein der Todesnähe, Absonderung, Einzelhaft, Einsamkeitsanfälle und den Terror des Ausrangiert- und Abgeschriebenseins, der einen gehässig macht. Wenn ich von Besuchen zurückkomme, werde ich jedes Mal ins definitive Alleinsein gestossen. Weil das schrecklich ist, ist selbst Beckett am Ende freiwillig in ein Altersheim eingetreten.

**2002 notierten Sie: «Ich habe in den Ehen, in der Familie, in der Liebe versagt, sogar die Kinder haben sich abgewandt. Alles für das Werk geopfert oder verspielt?»**

Als Witz sage ich oft: Meine grösste pädagogische Leistung bestand darin, meinen Kindern vorgelebt zu haben, wie übel es ist, arm zu sein. Deshalb sind sie alle reich geworden. Meinem erfolgreichsten Kind gehört die grösste Paparazzi-Agentur der USA. Boris hat vierzig Angestellte, ist Kampfsportler und Pilot, fährt einen Rolls-Royce und besitzt eine riesige Jacht.

**Neben Frauen gab es auch drei Männer, die in Ihrem Leben eine entscheidende Rolle gespielt haben. Der erste war Max Frisch.**

Wir lernten uns 1960 in Rom kennen. Er war bereits eine vielbeanspruchte öffentliche Person, ich dagegen war die personifizierte Pause. Ich sehe ihn immer noch vor mir mit diesem Verhördenken und an seiner Pfeife ziehend, wie andere stottern. Er schrieb damals unter Hochdruck «Mein Name sei

Gantenbein», seinen Eifersuchtsroman über die Jahre mit Ingeborg Bachmann, die sich für beide als fundamentales Unheil entpuppten.

**Dass Frisch die Beziehung zu einem Roman verarbeitete, empfand Bachmann als «Missbrauch». Sie fühlte sich als «Studienobjekt» ausgeweidet und zu «Blutwurst und Braten» gemacht. Haben Sie die beiden zusammen erlebt?**

Ja. Der arme Frisch wirkte jedes Mal sehr verspannt und gestresst. Manchmal machte er mir gegenüber Bemerkungen über seine krankhafte Eifersucht, der keine Bildung gewachsen sei.

**Der Komponist Hans Werner Henze erzählt: «Der Bachmann gefielen richtige Kerle, Männer aus dem Volk. Wenn sie im Nachtzug von Rom nach Wien einen Mann kennenlernte, hat sie sich oft eine falsche Identität ausgedacht. Mal war sie eine züchtige Krankenschwester, dann wieder eine Lebedame, bei der es nicht ausgeschlossen wirkte, einen schnellen One-Night-Stand zu haben.»**

Die Bachmann war wirklich kein Heimchen. Manchmal verschwand sie einfach mit dem Verleger Giangiacomo Feltrinelli oder gabelte auf der Strasse irgendwelche Matrosen auf.

**Frisch schrieb über dieses Verhalten: «Ihre Freiheit gehörte zu ihrem Glanz. Die Eifersucht war der Preis von meiner Seite. Ich bezahlte ihn voll. Auf unserer Terrasse mit Blick über Rom schlief ich mit dem Gesicht in der eignen Kotze. Einmal habe ich getan, was man nicht tun darf: Ich habe Briefe gelesen, die nicht an mich gerichtet waren, Briefe von einem Mann. Sie erwogen die Ehe. Ich schämte mich und schwieg.» Verstehen Sie, warum der halbe deutsche Literaturbetrieb Bachmann verfallen war?**

Sie war keine Schönheit, sondern wirkte eher wie ein kräftiges, robustes Bauernkind. Andererseits hatte sie diesen merkwürdig verhangenen Blick und konnte bei Lesungen ausfallen vor Sensibilität und Schwäche. Ich hatte schon damals den Verdacht, dass sie viel interessanter ist als Frisch. Den Schriftsteller Frisch fand ich nicht überwältigend. Stilistisch und dramaturgisch konnte er schon was, aber dieses Gantenbein-Gewäsch mochte ich nicht. Da ist er auf manchen Seiten ein moralisierender Ratgeberonkel.

**Als 1963 Ihr Roman «Canto» erschien, schickte Frisch Ihnen ein Telegramm: «canto gelesen und verstanden. ich beglückwünsche sie und beneide sie um möglichkeiten.» Mehr geht nicht, oder?**

Aber dann hat er stillschweigend zuge­ schaut, wie ich geschlachtet wurde. Das Monument Frisch, das sich mit der grössten

Leichtigkeit sämtlicher Medien bediente, hätte doch seine mächtige Stimme erheben können. Ich glaube, es kam ihm ganz zupass, dass ich da in meinem Grössenwahn eins aufs Dach kriegte und in ein Jammertal des Nichterfolgs fiel. Er behauptete, ich hätte einmal gesagt: «Mir wird fast übel, wenn ich daran denke, wie viele Schriftsteller durch das Erscheinen meines <Canto> vernichtet werden.»

#### Ist das korrekt zitiert?

Na ja, vielleicht. Jugend überspannt.

#### Zur Eintrübung Ihres Verhältnisses trug ein Fest bei, das Frisch zum 40. Geburtstag Ihres Kollegen Jürg Federspiel gab.

Von den anwesenden Damen verlangte er, zu bestimmen, welcher der eingeladenen Jungschritsteller in welcher Reihenfolge sterben würde. Was er offenbar für ein amüsantes Gesellschaftsspiel hielt, war allen nur unendlich peinlich. Wir waren schliesslich nicht als Testpersonen für seinen berühmten Fragebogen eingeladen.

#### Hätte man nicht einfach sagen können: «Herr Frisch, aufhören!»

Sie haben Frisch nicht gekannt. Der konnte eine Gesellschaft unendlich lang nerven, wenn man nicht auf sein Thema einstieg. Er gab auch gern den Problem-Onkel. Es interessierte ihn febrig, Leute zu beraten, deren Beziehung am Bröckeln war. Unsere späteren Zusammenkünfte waren dann gekennzeichnet durch Verlegenheit und Künstlichkeit. Als ich von seinem Tod hörte, schämte ich mich für den Mangel an Gefühlen und Zuneigung. Vielleicht ist es auch purer Neid von mir, warum ich ihn so schlecht mache. Vielleicht kratzt mich sein brüllender Erfolg bis heute. Oder es ist die alte Vaternord-Geschichte, dass ich seinen Tod auch als Befreiung erlebte. Dabei hätte ich allen Grund, ihm dankbar zu sein, denn er war es schliesslich, der mich zu Suhrkamp gebracht hat.

#### Dort begegneten Sie dem zweiten wichtigen Mann Ihres Lebens.

Frisch stellte mich in einem Hotel in Zürich dem Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld vor. Als ich ihm aus einem Entwurf zu «Canto» vorlas, bot er mir sofort einen Vertrag mit Monatsgehalt an. Es war, als hätte ich einen Hollywood-Vertrag unterzeichnet. Ich stürzte mich in das Buch und schrieb es in nicht einmal einem Jahr. Unseld war hingerissen und prophezeite einen Welterfolg. Und ich war Narr genug, meinen Weltruhm in naiver Freude zu erwarten. «Canto» war das zweite Buch, das Unseld als Verleger verantwortete. So frisch, so an einem Anfang waren wir beide. Umso grösser war die Enttäuschung für ihn, als «Canto» mit vernichtenden Worten abgeurteilt wurde. Es wurden

damals nur 1500 Exemplare verkauft. Ein Reinfall.

#### Wie ging Ihre Beziehung weiter?

Unseld dachte natürlich schon, dass ich eine Art Genie bin. Aber da ich kein Geschäft war, war ich für ihn kein Geschäftspartner, bloss eine offene Wette. Das war schrecklich für ihn, denn er scharte mit Vorliebe Autoren mit hohen Auflagen um sich. Für ihn war ein grosser Schriftsteller dann doch ein erfolgreicher Schriftsteller. Ruhm ohne Erfolg, mein Geschick, gab es für ihn nicht.

#### Zur Feier seines 65. Geburtstages liess Unseld die Creme seiner Autoren nach Venedig einfliegen. Wie war dieses Fest für Sie?

Im Flugzeug nach Venedig hatten Unseld und Martin Walser ausgeheckt, dass ich den

### «Frisch konnte eine Gesellschaft unendlich lang nerven, wenn man nicht auf sein Thema einstieg.»

Torcello-Preis der Suhrkamp-Stiftung bekomme, eine tolle Summe. Meine Aktien bei Unseld standen also sehr gut. Nachts fiel er des Alkohols wegen eine lange Treppe herunter und lag in seinem Blut. Peter Handke hielt ihm die Hand. Als ich mich dem Verletzten näherte, sagte er: «Du nicht!» Warum er mich in seiner Hinfälligkeit plötzlich für seinen potenziellen Mörder hielt, verblüfft mich bis heute.

#### Sie hatten ihm einmal die Hände um den Hals gelegt und zugeprügelt. Vielleicht war das der Grund.

In meinen sieben mageren Jahren nach «Canto» fühlte ich mich sehr zerworfen mit ihm. Und dann kommt der Kerl nach Zürich und hält von einem gemästeten Ich-Gefühl aus einen Vortrag über den Verleger als Seelsorger, Liebhaber und materiellen Vater des Autors. Als man hinterher zusammensass, sagte ich: «Ich bringe dich um, du Schwein!» Dann würgte ich ihn, bis sein Kopf blaurot anlief. Natürlich war ich besoffen. Damals war man eigentlich immer besoffen. Das können Sie sich gar nicht vorstellen, was man in sich hineingeschüttet hat.

#### Wann haben Sie Unseld zum letzten Mal gesehen?

Bevor er krank wurde, sind wir noch einmal ausgegangen. Er liess seine Jaguarlimousine mit dem Kennzeichen F-SU1 von einem Chauffeur fahren, und wir gingen fürstlich essen. Er trank wie immer wahnsinnig schnell, und dann habe ich alle möglichen Forderungen vorgebracht. Alles wurde sofort akzeptiert. Am Ende sagte ich: «Nur schade, dass ich ein derartiger materieller Versager bin in deinem Verlag.» Er nahm mich am Arm und erwiderte: «Sag das nicht. Du bist kein Versager. Ich bin dein Versager.» Das war das letzte Statement.

#### Die dritte grosse Männerfigur in Ihrem Leben war Elias Canetti.

Er war die grösste Begegnung meines Lebens. Ich habe nie wieder eine Person mit einem derart reichen und breitgefächerten geistigen Universum erlebt. In seinen Büchern präsentierte er sich als Mann ohne Unterleib. Dass er im wirklichen Leben ein despotischer Don Juan war, dessen Vielweiberei Züge einer Obsession hatte, bekam ich nicht mit. Erst nach seinem Tod erfuhr ich, dass ich jahrzehntelang einem wahnsinnigen Erotomanen gegenübergesessen hatte. Er war ein Faun, der einen kleinen Harem aus jungen, schönen Adeptinnen hatte und beschlief – mit Zustimmung seiner Frau Veza, die das Ganze organisierte. Nur einmal verblüffte er mich, als er mit Emphase sagte: «Ich war gerade in Israel, und ich sage Ihnen, da gibt es riesige, blonde Weiber! Man möchte diese Stuten sofort bespringen!» Ich dachte: «Was? Bespringen?» Das war nun wirklich eine Ausdrucksweise, wie ich sie bei ihm noch nie gehört hatte.

Paul Nizon: Urkundenfälschung. Suhrkamp.  
375 S., Fr. 39.90



**Ihr Schweizer Gewerbe**  
**in-der-Schweiz-gekauft.ch**

Schweizerischer Gewerbeverband sgV  
Postfach | 3001 Bern | [www.sgv-usam.ch](http://www.sgv-usam.ch)





«Tanzt, tanzt ... sonst sind wir verloren»: Szene aus «Pina», dem 3-D-Film von Wim Wenders.





## Stil & Kultur

# Immer weiter

Von Daniele Muscionico

War es Tanz, war es Theater oder einfach nur Leben? Ihr Tanztheater war für jede, jeden, für alle. Philippine Bausch, von aller Welt nur zärtlich Pina genannt, war die Schöpferin einer Kunstform der universellen Themen. Mann und Frau, die Liebe, der Kampf, die Freiheit, die Sehnsucht.

Eben hat Wim Wenders' Dokumentarfilm «Pina» in Deutschland die Marke von 500 000 Besuchern getoppt, die Liebeserklärung des Publikums an ihr Idol könnte nicht unmissverständlich sein. Pina's Stern ist gegenwärtig, warm und hell unter uns, und fast möchte man meinen, es sei ungeschehen: Die Tänzerin und Choreografin Pina Bausch erlag im Sommer 2009 einem Krebsleiden, das sie geheim gehalten hatte.

Doch sie lebt und tanzt, tanzt weiter. Als Befreierin der Tänzer, als Befreierin des Tanzes. Nicht mehr in Wuppertal zwar, in ihrer Stadt, deren Potenzial zur Erweckung von Heimatgefühl sich nicht auf den ersten Blick erschließt. Sie reiste mit ihrem Tanztheater in die fernsten Winkel der Erde und kehrte doch immer wieder an diesen Ort zurück. Dort, gleichsam zwischen den Streben der über der Wupper entlanggeführten Schwebebahn, schuf sie ihre Meisterwerke. Wuppertal, das Wuppertaler Tanztheater hat Pina Bausch zu einer international bedeutenden Pilgerstätte gemacht.

Sie lebt weiterhin, zum Beispiel in Wenders' Dokument, dem ersten deutschen 3-D-Arthouse-Film notabene, und auf DVD. Und so wird das digital reaktivierte spektakuläre Wunder, in dem viele die Zukunft des Kinos sehen, für jedermann greifbar. «Pina» ist ein atemberaubender Exkurs in die Tiefe des filmischen Raums. Und auch wenn Wenders im Rennen um den Oscar leer ausging, seine Arbeit erhielt den Deutschen Filmpreis und den Europäischen Filmpreis 2011.

Doch nicht genug damit. Demnächst gibt es Quasi-Bonusmaterial zum Film, in Form eines Bandes, der die Tiefe des Raums durch neue Bilder erweitert. «Pina», das Buch, liefert Hintergrundmaterial zu Wenders' Recherchen und zu den Bausch-Tänzern aus der Sicht von Donata Wenders. Die Frau des Filmemachers hat die aufwendigen Dreharbeiten ihres Mannes und das Wuppertaler Ensemble lange Jahre fotografisch begleitet.

Was hätte wohl Pina, die Gestrenge, zu ihrer Legendenbildung gesagt? «Tanzt, tanzt ... sonst sind wir verloren», war ihr Mantra. Sie hätte lächelnd allen verziehen, die von der Erinnerung an sie nicht lassen können.

**Pina – Der Film und die Tänzer.** Mit Fotos von Donata Wenders und einem Text von Wim Wenders. Schirmer/Mosel, München



## Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand (*Carl's Books*)
- 2 (–) **Nicholas Sparks:** Mein Weg zu dir (*Heyne*)
- 3 (2) **Jussi Adler-Olsen:** Das Alfabethaus (*DTV*)
- 4 (4) **Franz Hohler:** Spaziergänge (*Luchterhand*)
- 5 (3) **Sarah Lark:** Die Tränen der Maori-Göttin (*Bastei Lübbe*)
- 6 (5) **Daniel Glattauer:** Ewig Dein (*Deuticke*)
- 7 (6) **Andrea Camilleri:** Das Ritual der Rache (*Bastei Lübbe*)
- 8 (7) **Milena Moser:** Montagmenschen (*Nagel & Kimche*)
- 9 (–) **Zeruya Shalev:** Für den Rest des Lebens (*Berlin*)
- 10 (–) **Péter Nádas:** Parallelgeschichten (*Rowohlt*)

## Sachbücher

- 1 (1) **Philippe Pozzo di Borgo:** Ziemlich beste Freunde (*Hanser*)
- 2 (2) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 3 (6) **Pascal Voggenhuber:** Die geistige Welt hilft uns (*Giger*)
- 4 (3) **Pierre Dukan:** Die Dukan-Diät (*Gräfe und Unzer*)
- 5 (5) **Kurt Lauber:** Der Wächter des Matterhorns (*Droemer Knaur*)
- 6 (–) **Michèle Binswanger, Nicole Althaus:** Macho-Mamas (*Nagel & Kimche*)
- 7 (4) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Das Playbook (*Riva*)
- 8 (7) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Der Bro Code (*Riva*)
- 9 (–) **Jamie Purviance:** Weber's Grill-Bibel (*Gräfer und Unzer*)
- 10 (10) **Hans Küng:** Jesus (*Piper*)

## Apropos: Post-Provokation

Vor einigen Jahren überraschte Philipp Meier, Co-Direktor des Zürcher Cabaret Voltaire, regelmässig mit originellen Aktionen. Mal forderte er die Befreiung der Kunst aus Museen, mal meinte er, die Silikonbrust sei die «Burka des Kapitalismus». Auch wenn der Aktivismus des selbsternannten «Post-Dadaisten» nicht immer Ausdruck höchster Genialität war, so war er doch immer mal wieder anregend. Doch das ist lange her. Am Montag nun publizierte Meier einen Blogeintrag, in dem er den «Schweizer Massenmedien» eine Mitschuld am Tod der 77 von Breivik ermordeten Norweger gibt. Die Zeitungen hätten «die an und für sich äusserst harmlose Religionsgemeinschaft des Islam» in unzähligen Artikeln in «eine ultrakonservative Terrorzelle umgewandelt». Man staunt über die seltsame Logik und klickt weiter. Im hochtrabenden Kunstjargon heisst ein solch wirkungsloser Nonsens wohl «Post-Provokation». (rb)

## Paris, Wien – alle Welt

**Philippe Jordan ist der erfolgreichste Schweizer Klassik-Export. Im Mai dirigiert er fünf Mal in der Schweiz.**

*Von Christian Berzins*

Unten ist die Place de la Bastille und oben, im Büro der Opéra, der Stolz. «Philippe's Konzerte sind immer ausverkauft!», hören wir zum gereichten Kaffee von der Pressedame. «Er arbeitet Tag und Nacht!», gibt's zum Zucker. Und nach einer Kunstpause: «Und nun auch noch die Chefposition in Wien!» Pianissimo fügt sie dann, mit der Erhabenheit einer Bürgerin der Grande Nation, an: «Paris, Vienne – tout le monde.»

Noch lauter verschreit die Pariser Oper ihr Rekordjahr: Mit 1,7 Prozent mehr Besuchern stiegen die Einnahmen auf 57,14 Millionen Euro an, sechs Prozent mehr als im Vorjahr. «Alle Zeiger stehen auf Grün», sagt Intendant Nicolas Joel. Für die Saison 2012/13 sind bereits 20 000 Plätze für Richard Wagners «Ring des Nibelungen» verkauft. Dirigent? Der 37-jährige Schweizer Philippe Jordan.

Er ist kein Zauberer, aber er baut seine Karriere erstaunlich ähnlich auf wie die dirigierende Überfigur Herbert von Karajan, der Dirigent des 20. Jahrhunderts: Karrierestart in Ulm, eine Zwischenstation, dann Berlin – schliesslich Paris, Wien, Bayreuth und Salzburg. Seine Heimat, die Schweiz, brauchte Jordan, Sohn des Dirigenten Armin Jordan (1932–2006), nicht zum Aufstieg. Er wollte nicht, dass es hiess: «Der Sohn von Armin ...» Dafür lehnte er sogar die prestigeträchtige Chefdirigentenposition am Opernhaus Zürich ab, gab Alexander Pereira einen Korb, als dieser einen Nachfolger für Franz Welser-Möst suchte. «Es war mir sehr wichtig, meinen eigenen Weg zu gehen: aber dafür war die Schweiz zu klein und mein Vater zu präsent», so Jordan.

Jetzt macht er ab und zu einen Ausflug nach Zürich. Wer in den Metropolen Paris und Wien je eine Chefdirigentenposition hat, bei den Top-Ten-Orchestern der Welt gastiert, braucht diese Stadt nicht mehr.

Immerhin: Am 18. Oktober 1974 wurde er dort geboren, mit zwölf Jahren singt Philippe in Zürich einen der drei Knaben in Mozarts «Zauberflöte», mit sechzehn geht's ans Konservatorium. Mit achtzehn assistiert er bereits Vater Armin, mit zwanzig bei Jeffrey Tate in Paris. Er wird Kapellmeister in Ulm (1994/95), wechselt alsbald als Assistent von Daniel Barenboim an die Berliner Staatsoper (1998–2001), wird 2001 Generalmusikdirektor in Graz, 2009 Chefdirigent der Pariser Oper, und ab 2014 ist er Chefdirigent der Wiener Symphoniker. Dass Jordan die Berliner ebenso wie die Wiener Philharmoniker längst dirigiert

und in New York, London, Mailand und Salzburg Opern geleitet hat, versteht sich von selbst. Berühmte Säle, legendäre Opernhäuser! Ihm sind sie egal: «Ganz ehrlich. Das Einzige, was mich inspiriert, sind begeisterte Kollegen.»

Damals in Zürich, als er sich als Gymnasiast in die Schlange der Legi-Besucher vor der Opernhauskasse stellte, fiel er auf, weil er nicht auffiel. Er trug schon mit sechzehn karierte Kittel wie achtzigjährige Dirigentenlegenden à la Wolfgang Sawallisch. Kaum das Studium hinter sich, begann Jordan eine Opern-Kapellmeister-Ausbildung, wie sie wohl kein anderer geniessen oder erleiden durfte. Der Vater liess ihn nicht einfach dirigieren, sondern war der Meinung, der Sohn müsse wissen, wie das

**Er steuert auf die vierzig zu und wundert sich, dass er immer noch als «junger» Dirigent betrachtet wird.**

von Grund auf gehe: wissen, wie das ist, acht Wochen bei Opernproben am Klavier zu sitzen; wissen, ob man Mozarts «Don Giovanni» noch mag, wenn man mit den Sängern hundertmal dieselben Stellen durchgegangen ist.

## Der entscheidende Sprung

Spricht man ihn auf sein Mentoren-Trio Jeffrey Tate, Daniel Barenboim und den Vater an, korrigiert er gleich, dass es vier gewesen seien: «Mein wichtigster Mentor waren die Wiener Philharmoniker.» Typisch für Jordan: Nur wer sich in der Praxis fordert, kann gewinnen. In seinen Worten: «Alles liegt in der Arbeit mit diesem teils unzählbaren Tier, dem Orchester.» – «Wie probe ich gut mit den Besten? Wie hole ich aus ihnen heraus, was ich will? Was fordert man von ihnen, damit sie geben?», fragte er sich immer wieder. Der Lehrgang dauerte über mehrere Jahre. Jordan sah in dieser Arbeit einen Teil seiner Ausbildung, andere Jungstars erkannten darin bereits ein Ziel.

Jetzt steuert er auf die vierzig zu und wundert sich, dass er immer noch als «junger» Dirigent betrachtet wird. Schon ab dreissig galt es für ihn nicht mehr, zu fragen: «Was kann ich?» Sondern: «Wofür stehe ich?» Er legte den Jugendbonus ab, wollte nichts mehr von «Begeisterung», «Temperament» und «Leidenschaft» in den Zeitungen lesen. Seine Reife will er zeigen, indem er vermittelt, was der



«Arbeit mit einem unzählbaren Tier»: der Zürcher Dirigent Jordan.

Komponist, und nicht, was er selber will. Mit seiner Gelassenheit unterscheidet sich Jordan enorm von den gehypten Jungstars wie Gustavo Dudamel (\*1981) und Daniel Harding (\*1975). Dank EMI bzw. der Deutschen Grammophon und weltberühmten Förderern war dieses Duo rasend schnell überall präsent – und bejubelt. Pausenlos wurde betont, wann sie ihre Debüts bei den Berliner oder Wiener Philharmonikern gehabt hatten, als ob es in diesem Beruf Siege zu erringen gäbe.

Fragt man Jordan, wann sein Werdegang einen entscheidenden Sprung gemacht habe, erwähnt er bezeichnenderweise nicht sein De-

büt mit den Berlinern oder Wienern, sondern eine zyklische Aufführung von Richard Wagners vierteiligem, fünfzehnstündigem «Ring des Nibelungen» in Zürich. Keine Premiere, kein Prestigeanlass! Aber in diesen Aufführungen der Saison 2008/09 lernte Jordan, Musik dirigierend zu geniessen. Das war dringend nötig, denn nachdem er quasi alles erreicht hatte, stellte sich ihm die Sinnfrage: «Will ich diesen Beruf in zwanzig Jahren noch machen, immer dieselben Werke dirigieren, jene, die ich schon mit achtzehn kennengelernt habe?» Ein Ja hätte sich nur aufgedrängt, wenn er noch besser und seine Arbeit noch spannender

würde, da ihm alles so leicht von der Hand ging.

Und noch schlimmer: Da stand er über Jahre im Strudel des Emotionen-Meers Oper, konnte aber nichts dabei spüren, obwohl er als Zuschauer in der Loge bei einer «Bohème» jeweils auch vor Rührung weinte. Mit dem Zürcher «Ring» kamen nicht nur grosse emotionale Momente, sondern auch eine neue Klarheit: «Ich wusste viel besser, wie und wo ich Höhepunkte zu setzen hatte, da ich den Aufbau begriff.»

### Bei Pereira in Salzburg

Von nun an genoss der Orchesterarbeiter auch Opern von Puccini und Mozart dirigierend. Und er lernte immer besser, das Orchester spielen zu lassen. «Das heisst nicht, dass man in den Proben nicht minutiös probieren würde, aber im Konzert selber gibt es Momente, in denen man die Musiker gehen lassen kann. Da spielen sie mit sich, nicht mit mir.» Liegt hier gar das Geheimnis der grossen Dirigenten? «Ja. Wie manipulierte ich das Orchester bei den Proben so, dass ich es nachher frei spielen lassen kann?»

Herbert von Karajan mag ein eitler Künstler gewesen sein, der sich audiovisuell inszenierte. Aber wer ihm in alten Filmaufnahmen zuschaut, wie er vor oder eher über den Orchestern steht, wird nicht leugnen können, dass es für ihn selbst in Zeiten seines Rückenleidens purer Genuss gewesen sein muss. Dieser Karajan war für Jordan immer ein grosses Idol. «Ein Phänomen, mit dem es sich auseinanderzusetzen gilt. Es ist natürlich interessant, dass ich einen ähnlichen Weg über Ulm, Berlin und Wien gehe. Man sollte das nicht überbewerten, aber ich halte sehr viel von diesem traditionellen Kapellmeisterweg.»

Nicht zuletzt soll Karajans Heimat Salzburg in Zukunft auch für Jordan wichtig werden: Für die Salzburger Festspiele, die Klassik-Olympiade, wird er deren neuem Intendanten Alexander Pereira keinen Korb mehr geben. Vorerst kommt aber das andere weltberühmte Opernfestival an die Reihe, die Bayreuther Festspiele, wo Jordan im Sommer «Parsifal» dirigieren darf.

Ein rundum zufriedener, gelassener Mensch? Fast. Etwas würde er gerne vermehrt tun, nämlich seine Kunst verewigen und CDs aufnehmen. Immerhin: Mit seinem Pariser Opernorchester spielt er eine CD pro Jahr ein – im Unterschied zu Karajan aber zielt nicht er das Cover. Falsche Bescheidenheit? «Alles zu seiner Zeit», sagt er sanft lächelnd.

### Jordans Schweizer Konzerte:

16. Mai: Zürich, Tonhalle-Orchester.  
6. Mai: St. Gallen, 7. Mai: Zürich, 8. Mai: Bern,  
9. Mai: Genf. Philharmonia Orchestra London.  
DVD: Doktor Faust, Opernhaus Zürich (2006),  
Arthaus 2007.  
CD: Strauss, Alpensinfonie, Orchester der Pariser Oper,  
Naïve 2010



# Ein Graf aus Transsilvanien

Eine literarische Wiederentdeckung: Miklós Bánffys Abgesang auf die Donaumonarchie. *Von Oliver vom Hove*

Liebe kann mörderisch sein. Es muss nur einer die Bedingungen geringachten – und der andere sie todernst nehmen. Alle Literatur kennt von jeher das Gesetz. Auch der im deutschsprachigen Raum bislang unbekannte Ungar Miklós Bánffy wusste es als Erzähler hochdramatisch einzusetzen: In seinem nach einem Dreivierteljahrhundert wiederentdeckten Romanepos «Die Schrift in Flammen», dem ersten Band einer «Siebenbürger Geschichte», entfaltet er gleich drei grosse Liebesgeschichten, bei denen Gefühl und Gefährdung sich bedrohlich steigern.

Und weil sich die Irrungen und Wirrungen von drei höchst unterschiedlichen Paaren vor dem glanzvoll ausgebreiteten Panorama der untergehenden österreichisch-ungarischen Monarchie ereignen, erreicht diese transsilvanische Trilogie den Rang eines geschichtskritischen Abgesangs auf ein unwiederbringlich verlorenes Vielvölkerreich.

## Die Mitgift ist schöner als die Frau

Die Geschichte handelt in Miklós Bánffys Heimat Siebenbürgen im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg. Damals schaukelten sich nationalistische Separationsbewegungen gegenseitig bedrohlich hoch. Das friedvoll scheinende Nebeneinander von Ungarn, Rumänen und Sachsen erhielt tiefe Risse.

Der Hauptheld des Romans, Bálint Abády, zählt wie der ihm autobiografisch nahestehende Autor zur herrschenden Klasse. Das angestammte Leben des siebenbürgischen Landadels, das aus Salongesprächen, Bällen, Jagden und leichtfertigen Amouren besteht, empfindet der junge Graf bald schon als zu oberflächlich und rückwärtsgewandt. Er strebt nach Fortschritt und Reformen, lässt sich als Abgeordneter mit liberalen Ansichten ins Parlament nach Budapest entsenden. Dort erlebt er hautnah und widerstrebend den Aufstand der nationalistischen Opposition, die von der Zentralmacht Wien vor allem Hoheit über den Finanz- und Bankensektor fordert.

Die geschichtlichen Rückblicke des Romans, das Für und Wider der politischen Fehden zwischen den beharrenden und den auseinanderstrebenden Kräften, enthalten für den heutigen Leser manch verblüffende Einsicht. Vor allem der unverblümt hervorbrechende Hass aller auf alle wie auch die rhetorische Gewissenlosigkeit mancher Volkstribune, die ihre grossmachtsüchtige Magyarisierungspolitik über alles stellen, reichen über die bloss historische Reminiszenz weit hinaus.

Zu Hause in Siebenbürgen gebietet der Adelspross Bálint Abády gemeinsam mit seiner Mutter über ein gewaltiges Anwesen. Seine Erkundungsgänge ins Hochgebirge samt Bergbauernvisite und Holzfällerromantik geben dem Erzähler Gelegenheit zu sozialkritischen Einblicken, vor allem aber zu grandiosen Landschaftsbeschreibungen.

Tiefe Einblicke erhält man in das gesellschaftliche Leben dieser untergehenden Adelschicht, die sich sommers auf ihren Schlössern und winters in den Klausenburger Stadtpalais ganz an ein zelebriertes Leben mit Empfängen, Soireen und Bällen verliert und ahnungslos bleibt angesichts der Anschwellung der politischen Krise. In weltabgewandter Wagenburg-Mentalität frönt man dem eigenen Standesbewusstsein, trotz dem verletzten Stolz mit sinnlosen Duellen und stiftet, zuweilen noch immer über die Köpfe der jungen Komtessen hinweg, pekuniär gesteuerte Ehen, «bei denen die Mitgift oft schöner war als die Braut».

Ganz aus dem Konventionsrahmen eitler Selbstzufriedenheit fällt da die ebenso schöne wie kluge Adrienne, in die sich Bálint erst zögerlich, dann umso heftiger verliebt. Gegen die Zerstreuungssucht ihrer Klasse ist Adrienne gefeit, «denn im Institut in Lausanne, wo sie erzogen worden war, hatte sie von Flaubert und Balzac, Ibsen und Tolstoi vernommen, und eine verzehrende Sehnsucht trieb sie an, Werke von ernsthaftem Wert kennenzulernen». In langen Nachmittagsgesprächen nimmt eine von geistigem Eros entfachte Leidenschaft zwischen Adrienne und Bálint ihren Lauf, deren körperlicher Erfüllung eine schier unüberwindliche Schranke gesetzt ist: Adrienne ist bereits verheiratet, mit einem Mann, dessen grobschlächtige Besitznahme ihre Lust nachhaltig in Ekel verwandelt hat.

Die dramatische Entwicklungsgeschichte einer Liebe, bei der Bálint, ein vormaliger Frauenheld, seine Geliebte behutsam von ihrer Traumatisierung zu befreien versucht, lenkt den Blick auf Bánffys meisterhafte Erzählkunst, die sich als psychologisch ebenso einfühlsam wie stilistisch an den Grossen – Stendhal, Tolstoi, Proust, auch Thomas Mann – geschult erweist.

Das gilt auch für die zwei anderen Liebeserzählungen, die Bánffy geschickt mit seiner Hauptgeschichte verwoben hat. Vor allem ist da Bálints Cousin László Gyeröffy, der, als Waisenkind in der reichen Gesellschaft aufgewachsen, sich stets als Aussenseiter fühlt. Als begabtem Musiker und Komponisten stünde ihm eine grosse Karriere offen, doch er sucht



Meisterhafte Erzählkunst: ungarischer Schriftsteller

lieber am Spieltisch das schnelle Geld und verrät dabei seine grosse Liebe zu Klára, die bedingungslos an ihn geglaubt hat.

In Bánffys opulenter Darstellung einer spiel- und vergnügungssüchtigen Elite gerät das Scheitern von Gefühlsbindungen wie auch das Schuldenmachen zum Menetekel für eine sich aus Eigensucht und Dünkel selbst vernichtende Gesellschaft. Der Titel «Die Schrift in Flammen» ist, wie auch die Titel der folgenden zwei Bände, der biblischen Mahnung aus dem Buch Daniel entlehnt: «Gezählt, gewogen, geteilt» lauten dort die Zeichen an der Palastwand, die dem prassenden König Belsazar und seinem Hofstaat den Untergang ankündigen.

## Die Nazis rächten sich an Bánffy

So viel Anteilnahme eines Autors bekundet eine starke persönliche Beziehung zu seinem Erzählstoff. Tatsächlich sind sowohl Bálint Abády wie auch László Gyeröffy gleichsam Spiel- und Spaltfiguren ihres begabten Urhebers. Dessen Biografie enthält wie sein Roman-Opus erdrückend viel von den schicksalhaften Höhen und Tiefen der Geschichte seines Landes. Der 1873 in Klausenburg geborene Graf Miklós Bánffy, Spross einer der ältesten und begütertesten Siebenbürger Adelsfamilien, hatte Rechtswissenschaften studiert, war Abgeordneter im ungarischen Parlament und ab 1906 Obergespan (Präfekt) des Komitats Klausenburg. Zugleich verfasste Bánffy Theaterstücke, trat als Maler und Buchillustrator hervor, war ein bemerkenswerter Klavierspieler und Komponist. So hochprofessionell war seine Begabung, dass ihm sechs Jahre lang, von 1912 bis 1918, die Direktion der Budapester Oper und des Nationaltheaters übertragen wurde. Damals schrieb Bánffy Musikgeschichte: Er setzte gegen den



Bánffy (1873–1950).

Widerstand der Traditionalisten die Uraufführung von zwei Bühnenwerken Béla Bartóks durch: 1917 das Ballett «Der holzgeschnittene Prinz», 1918 «Herzog Blaubarts Burg». Bühnenbilder und Kostüme stammten beide Male von Miklós Bánffy.

Als 1916, nach dem Tod Kaiser Franz Josephs, Karl IV. in Budapest zum König von Ungarn gekrönt wurde, leitete Bánffy die Zeremonie. Aufsehen erregte dabei seine Regie-Entscheidung, zum Ritterschlag keine schmucken Offiziere, sondern vom Krieg gezeichnete Frontkämpfer und Invalide vor dem König antreten zu lassen: Die Wirklichkeit des Weltkriegs hatte den festlichen Pomp verdrängt.

Nach dem Krieg versuchte Bánffy in diplomatischen Missionen in Westeuropa, für sein Land zu retten, was nicht mehr zu retten war: 1920 fiel Siebenbürgen, wie auch ein Teil des Banat und der Grossen Ungarischen Tiefebene, durch den Vertrag von Trianon an Rumänien. 1921/22 war Bánffy ungarischer Aussenminister und vertrat den nun klein gewordenen Staat bei der Konferenz von Genua. Um seine Besitztümer zu bewahren, kehrte er 1926 nach Siebenbürgen zurück und nahm die rumänische Staatsbürgerschaft an. Politisch kaltgestellt, schrieb er in den dreissiger Jahren an seiner monumentalen Romantrilogie, die das Verhängnis noch einmal beschwören sollte, das durch Blindheit angesichts der nationalistischen Zentrifugalkräfte entstanden war.

Das Werk, 1934 bis 1940 veröffentlicht, erhielt viel Zuspruch bei den ungarischen Lesern, doch die vom Autor erwünschte Wirkung blieb aus. Resigniert schrieb er im Rückblick: «Entgegen meiner Hoffnung zog man aus meinem Werk keine Lehre. Niemand erkannte, dass die Kritik, welche die führende Klasse vor 1914

darstellte, richtete und verurteilte, für die Führer nach dem Krieg ebenso gültig war.» Und dann steht da ein Satz, der die nationale Tragödie wie auf einem Mahnmal für die Gegenwart festhält: «Wir mussten sehen, dass wir dabei waren, die ungarische Zukunft allein durch die Wiederherstellung der Vergangenheit erreichen zu wollen.»

Unter der Horthy-Regierung hatte Bánffy im Zweiten Weltkrieg noch versucht, einen Sonderfrieden mit Rumänien jenseits der Achsenmächte anzubahnen. Das Vorhaben scheiterte. Aus Rache verwüsteten SS-Horden beim Abzug Bánffys Schloss in Bonchida, brannten es bis auf die Grundmauern nieder.

Bánffy wich in sein Klausenburger Stadtpalais aus, organisierte Theater für die ungarische Minderheit, bis auch diese Zuflucht nach dem Einmarsch der Roten Armee nicht mehr zu halten war. Unter den Kommunisten galt der liberale Graf bald als Klassenfeind, sein literarisches Werk wurde jahrzehntelang totgeschwiegen, er selbst starb 1950, mittellos und schwerkrank, in Budapest. Erst über Grossbritannien, wo Bánffys Tochter Katalin mit dem Schriftsteller Patrick Thursfield eine Übersetzung der «Transylvanian Trilogy» erarbeitete, bahnte sich schliesslich die Wiederentdeckung dieses Meisterwerks über die Grenzen Ungarns hinaus an, das im ungarnstämmigen Schweizer Publizisten Andreas Oplatka einen kongenialen Übersetzer erhalten hat.

Die Leser erreicht damit eine ebenso stilichere wie stimmungsvolle Erzählversion – und eines der herausragenden Prosa-Fundstücke nicht nur dieses Bücher-Frühlings.

Miklós Bánffy: Die Schrift in Flammen.  
Paul Zsolnay. 800 S., Fr. 37.90

## Jazz

# Mainstream mit Stromschnellen

Von Peter Rüedi

**B**illy Hart, geboren 1940, ist so etwas wie der unbekannteste Unentbehrliche des Jazz: der Drummer hinter den Stars, das Herz, das auf Hunderten von Schallplatten und CDs den Puls vorgibt. Wenn einer die Unteilbarkeit des Jazz verkörpert, dann er, als Partner von Musikern, die wenig mehr gemein haben als ihn als gemeinsamen Nenner. Das Spektrum reicht von den Urgründen des Blues und Souls (Otis Redding) über die elektrische Phase von Miles Davis («On the Corner») zu freier Improvisation (Paul Bley) und zu Kreuzungen von all dem. Ganz unentbehrlich war und ist er im *modern mainstream*, aber in dem, der Zug und Tiefe hat, Klippen und Stromschnellen.

Hart war und ist nie ein Kopfnicker-Jazz-Swinger, sondern ein Rhythmiker, der seine Partner in Bereiche katapultiert, von denen die zuvor gar nicht wussten, was sie dort zu suchen haben. Einer, der seinen Mitmusikern zu sich selbst verhilft, zu ihren besten Möglichkeiten – ob die Stan Getz, Charles Lloyd, Wes Montgomery oder McCoy Tyner hiessen. Einer, der nicht sich selbst, sondern seine Partner lancieren will (oder allenfalls sich selbst durch seine Partner). Nun tritt der Schattenmann für einmal aus dem Hintergrund, wenigstens auf der Affiche einer neuen CD. Seit 2003 spielt er in Abständen, aber regelmässig in einem Quartett mit dem Bassisten Ben Street, dem Pianisten Ethan Iverson (ex Bad-Plus) und dem Tenoristen Mark Turner. Dann haben ihm die drei das Kollektiv sozusagen als Billy Hart Quartet geschenkt (es könnte auch nach jedem andern heissen).

Es hat sich auf einer ersten CD für ECM aus Post-Bop-Anfängen in entspannt freie, melodiose, coole oder heisse, aber nie laue, nie widerstandslose Musik entwickelt. Turner, der Saxophonist der Stunde, trifft eine Stimmungslage zwischen Coltrane und Warne Marsh; Iverson überrascht mit wühlenden Arabesken und mit kantigen Einwüfen; Street ist ein Fels. Wo sie Altes wie Coltranes «Giant Steps» oder Rollins' «Airegin» beschwören, weht uns das an wie eine ferne Erinnerung. Oder wie eine Ahnung von morgen.



Billy Hart, Ethan Iverson,  
Mark Turner, Ben Street:  
All Our Reasons.  
ECM 2248 6025 2786631(4)



## Top 10

### Knorrs Liste

1	<b>Chronicle</b>	★★★★☆
	Regie: Josh Trank	
2	<b>Un cuento chino</b>	★★★★☆
	Regie: Sebastián Borensztein	
3	<b>Oslo, 31. August</b>	★★★★☆
	Regie: Joachim Trier	
4	<b>Intouchables</b>	★★★★☆
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
5	<b>The Pirates! Band of Misfits</b>	★★★★☆
	Regie: Peter Lord / Jeff Newitt	
6	<b>The Lady</b>	★★★☆☆
	Regie: Luc Besson	
7	<b>Mirror, Mirror</b>	★★★★☆
	Regie: Tarsem Singh	
8	<b>The Hunger Games</b>	★★★☆☆
	Regie: Gary Ross	
9	<b>The Grey</b>	★★★☆☆
	Regie: Joe Carnahan	
10	<b>Battleship</b>	★★☆☆☆
	Regie: Peter Berg	

### Kinozuschauer

1 (2)	<b>Intouchables</b>	14 407
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
2 (1)	<b>Battleship</b>	13 079
	Regie: Peter Berg	
3 (–)	<b>One for the Money</b>	10 744
	Regie: Julie Anne Robinson	
4 (3)	<b>Titanic – 3-D</b>	8677
	Regie: James Cameron	
5 (–)	<b>Chronicle</b>	8650
	Regie: Josh Trank	
6 (6)	<b>Türkisch für Anfänger</b>	8304
	Regie: Bora Dagtekin	
7 (4)	<b>The Hunger Games</b>	7927
	Regie: Gary Ross	
8 (5)	<b>The Pirates! Band of Misfits</b>	6648
	Regie: Peter Lord / Jeff Newitt	
9 (6)	<b>Mirror Mirror</b>	5768
	Regie: Tarsem Singh Dhandwar	
10 (9)	<b>The Best Exotic Marigold Hotel</b>	5144
	Regie: John Madden	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Breaking Dawn (Ascot Elite)</b>
2 (3)	<b>Krieg der Götter (Rainbow)</b>
3 (2)	<b>Real Steel (Disney)</b>
4 (4)	<b>Tim und Struppi (Sony)</b>
5 (6)	<b>In Time (Fox)</b>
6 (7)	<b>Alvin und die Chipmunks 3 (Fox)</b>
7 (5)	<b>Killer Elite (Impuls)</b>
8 (8)	<b>Zwei an einem Tag (Universal)</b>
9 (–)	<b>The Help (Disney)</b>
10 (10)	<b>Happy Feet 2 (Warner)</b>

Quelle: Media Control



«Alles, was Sie tun müssen, ist, sexy zu sein»: Monroe (Michelle Williams).

### Kino

## Die blonde Sehenswürdigkeit

«My Week with Marilyn» erzählt mit Charme und Witz einen wahren Traum.

Von Wolfram Knorr

Sie sollten mehr raus und sich die Sehenswürdigkeiten ansehen», sagt Colin Clark (Eddie Redmayne), dritter Regieassistent von Sir Laurence Olivier (Kenneth Branagh), mit charmanter Schüchternheit zum weiblichen Star, worauf sie mit neckischem Lächeln wahrheitsgemäss antwortet: «Die Sehenswürdigkeit bin ich.» Marilyn Monroe. Als sie am 13. Juli 1956 britischen Boden betrat, um mit Olivier den Film «The Prince and the Showgirl» zu drehen, geriet das Volk ausser Rand und Band. Ihr nagelneuer Ehemann Arthur Miller, zur Entourage gehörend, spottete, die ganze Insel könnte man in den Ozean hinaus-schleppen, ohne dass jemand davon Notiz nehmen würde.

#### «Er wollte freundlich sein»

Keiner wusste das natürlich besser als der Shakespeare-Matador Olivier. Der eitle Bühnen-Prinzipal, im Besitz eines Oscars («Hamlet», 1948), litt trotzdem unter mangelnder Popularität; mit Shakespeare entzückt man die Kritiker, aber nicht jenen Rest, in dem man eigentlich baden möchte. Marilyn, auf der Höhe ihrer Popularität, wollte nicht bloss ein Sexsymbol sein, sondern eine ernsthafte Schauspielerin. So glaubten beide, vom anderen zu profitieren; ein Missverständnis. «Alles, was Sie tun müssen, liebe Marilyn, ist, sexy

zu sein», sagte Olivier zur ersten Besprechung – und versaute alles. «Er wollte freundlich sein», schrieb sie später in einem Brief an einen Freund, «kam mir aber vor wie einer, der herablassend gerade ein Elendsviertel besuchte.»

Sie zickte, kam notorisch zu spät, vergass die Texte, verkrampfte sich und verstand die Arbeitsmethode nicht. Sie war geschult an Strasbergs Method-Acting, Olivier hasste diesen Rollenzugang. In Marylins Begleitung war Paula Strasberg, die sich aufführte wie ein zweiter Regisseur; für Olivier eine weitere Tortur. In dieses Martyrium platzte wie ein Parzival jener dritte Assistent, der junge Filmethusiast Colin Clark. Er gehörte zur Upperclass, die Eltern waren mit Olivier und anderen Künstlergrössen befreundet, und Olivier nahm den Frischling, der die Glamourwelt so bewunderte, unter die Fittiche. «My Week with Marilyn» beruht auf der wahren Erzählung von Colin Clark. Mit seinem jugendlichen Charme und fröhlichen Elan gewann er Monroes Vertrauen, wurde zum *go-between* zwischen Olivier und Marilyn und verliebte sich sogar in sie; ihre Allüren schreckten ihn nicht.

#### Ideale Marilyn

Simon Curtis lässt in seiner sanft ironischen, flirrend leichtfüssigen Verfilmung von Clarks

Autobiografie die fünfziger Jahre detailverliebt wiederauferstehen, besetzte alle Rollen exzellent und fand in Michelle Williams («Shutter Island») die ideale Marilyn. Sie sucht nicht Ähnlichkeit, sondern verkörpert die Diva umwerfend flauschig zwischen saccharinöser und koketter Erotik. Für sie, von Alkohol und Tabletten häufig benebelt, von Olivier und den britischen Schauspielern eingeschüchtert, von ihrer Begleitung manipuliert, wird der Jungspund Clark zur kapriziös erfrischenden Spielfigur.

Zugunsten der glühend-zarten Lovestory treten die Querelen der Dreharbeiten ein wenig in den Hintergrund. Trotz aller Launen und Absenzen lieferte Marilyn in der Salonkomödie «The Prince and the Showgirl» eine ihrer besten Leistungen. ★★★★★

## Weitere Filmstarts

**Sister** — Wie in «Home» erzählt die Schweizerin Ursula Meier abermals eine bizarre Familiengeschichte. Der zwölfjährige Simon (Kacey Mottet Klein) klagt teure Skier und verhökert sie in Sozialsiedlungen; seine ältere Schwester Louise (Léa Seydoux) lässt ihn alleine und büxt mit Kerlen aus. Die triste Beziehung entpuppt sich als komplett trostlos. Kein Sozialdrama, sondern eine rigoros und genau erzählte Einsamkeitsstudie. ★★★★★



Einsamkeitsstudie: «Sister».

## Fragen Sie Knorr

Weshalb stehen viele Filmkritiker auf Filme, die aus der Hand gedreht wurden? Bei den verwackelten Bildern von «Safe House» wurde mir beinahe schlecht. F. S., Zürich



Die Wirklichkeit täuschend ähnlich simulieren will der Film schon immer. Die Nouvelle-Vague-Rebellen forderten: Raus aus den Studios und über die Strasse hinein ins unverfälschte Leben. Das war einem neuen, «ungeschminkten» Zeitgeist geschuldet. Auf die Digitalisierung der Technik, das In-

**Chronicle** — Drei Highschool-Jungs, von denen einer ständig mit einer Videokamera rumfummelt (à la «Cloverfield»), finden in einer Höhle Ausserirdisches, das ihnen nach der Berührung telekinetische Fähigkeiten verleiht. Erst albern sie damit rum und verblüffen ihre Mitschüler, dann aber werden sie immer mutiger, bis der Filmer, der unter den Mit-



Längst fällig: «Chronicle».

schülern und einem alkoholabhängigen Vater leidet, sich an allen rächen will und aus den Fugen gerät. Originell, sozusagen die längst fällige «Dokumentation» über die Ursache pubertärer Superheldenträume im Zeitalter von Facebook. ★★★★★

**The Avengers** — Die Folgen (siehe oben) zeigt der Marvel-Blockbuster um die Superknallerbsen Iron Man, Hulk, Thor etc., die, von Captain America mit schneidigem Patriotismus dirigiert, die Welt retten. Joss Whedons («Buffy») «Enterprise»-, «Titanen»-, «Battle of Los Angeles»-, «Armageddon»- und «Godzilla»-Mischmasch wartet mit a bisserl Ironie und Dialogwitz auf. ★★☆☆☆

**Battleship** — Der Film von Peter Berg («Very Bad Things») beruht auf dem Spiel «Schiffe versenken». Hanebüchen der Plot, hanebüchen gespielt, hanebüchen der Patriotismus, hanebüchen der Waffenfetischismus. Aber die Kassen klingeln. ★☆☆☆☆

ternet mit Youtube und Facebook und Reality-TV, der Laien-Pseudo-Dokumentationsästhetik, muss auch das Kino aus purer Konkurrenz und Wirtschaftlichkeit reagieren. Aussenseiter wie «Blair Witch Project» waren billig produziert, aber Hits, und Hollywood griff die Masche natürlich auf. «Wackeleien» sind in und sollen, wie in «Safe House», atemlos und authentisch wirken, das Gehetzte der Handlung potenzieren. In Wahrheit ist es nerviger Manierismus.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Lanz und die Lagerfeld-Challenge

Von Benjamin Bögli

**T**alkmaster Markus Lanz, der im Herbst Thomas Gottschalk bei «Wetten, dass ...?» ablöst, empfing am späten Donnerstagabend im ZDF Modeschöpfer Karl Lagerfeld. Das Ziel des ehemaligen Gebirgsjägers Lanz war es, wie er kurz vor Schluss der Sendung andeutete, Lagerfeld dazu zu bewegen, dessen Markenzeichen, die Sonnenbrille, abzulegen. Vielleicht stachelte Lanz ein wenige Wochen zurückliegender Triumph zu diesem hoffnungslosen Vorhaben an, als er den verschrobene Komiker Helge Schneider dazu gebracht hatte, ganz normal über seine Kindheit zu sprechen.

Die Taktik, die der kantige Moderator bei Lagerfeld anwandte, war, wie sich herausstellen sollte, nicht ganz ungefährlich. In den gut siebzig Sendeminuten überzog der 43-jährige Südtiroler den 79-jährigen, weltberühmten Hamburger mit einem Trommelfeuer an Fragen: Es waren 275. Im belesenen Lagerfeld («Ich habe 300 000 Bücher»), auch bekannt für seinen atemlosen Redefluss, fand Lanz den idealen Gast. Es entwickelte sich ein höchst unterhaltsamer Schlagabtausch – im Stehen, weil Lagerfeld das so wollte.

In der 15. Minute witterte Lanz eine erste Möglichkeit, und zwar aus der Defensive heraus. Lagerfeld hatte ihm in einer plötzlichen Anwandlung seine Krawatte ins Gesicht geschlagen und traf ihn mit deren Spitze empfindlich ins rechte Auge. Lanz, dem der Treffer sichtlich zusetzte, sagte: «Sie könnten mir Ihre Brille leihen.» Lagerfeld reagierte gnadenlos: «Warum? Sie sind ja nicht kurzsichtig.»

Der ehrgeizige Talker brachte die Unterhaltung in geordnetere Bahnen: «Warum reden Sie so viel?» – «Ich rede gar nicht, ich antworte.» Oder: «Waren Sie schon mal in der Dritten Welt?» – «Ich habe Fotos gesehen.» Oder: «Hätten Sie gerne einen Sohn?» – «Ja, aber nicht «home-made».

Schliesslich musste Lanz aufgeben. Seinen letzten Versuch – «Was müsste ich tun, damit Sie Ihre Brille abnehmen?» – konterte der bestens gelaunte Lagerfeld mit den Worten: «Sie müssen mit meinem Agenten sprechen.» Doch dazu reichte die Zeit nicht mehr.

Die Sendung ist abrufbar unter:  
<http://markuslanz.zdf.de/>



# Griff in die Fruchtschale

Gäste mit Appetit am Jubiläum der Schönheitsklinik Utoquai. Gunter Sachs' Kunstsammlung unter dem Hammer. *Von Hildegard Schwaninger*



**Highlight:** Andy Warhols Porträt von Brigitte Bardot aus der Sammlung von Gunter Sachs.

Eine Cocktailparty ist kein Trinkgelage und auch nicht ein Anlass, an dem man sich satt isst. Man geht an eine Cocktailparty, nimmt ein, zwei Drinks, isst ein paar Happen und zieht weiter zum Dinner. So die Benimmregel, und so sieht es Gastronom **Wolf Wagschal**, der fürs Catering engagiert war beim 17-Jahre-Jubiläum der Clinic Utoquai. Sinn und Zweck des Cocktails war die Kontaktpflege mit den drei Schönheitschirurgen **Enrique Steiger**, **Christophe Christ** und **Christian Niehus**, die, so jedenfalls sagt Niehus, die Teuersten auf dem Platz Zürich sind.

Nach typischer Zürcher Art standen die ersten Gäste schon um 18 Uhr in der Praxis, obwohl man erst auf 18.30 Uhr eingeladen war. Wagschal begann sofort mit dem Ausschenken von Champagner. Immer mehr Gäste strömten ein, fast alles Frauen, es herrschte ein Riesengedränge, die Leute standen Schlange. Und das Schlimmste: 150 Gäste waren angemeldet, 80 zusätzliche kamen unangemeldet in irgendeinem Schlepptau.

Die Tablettis mit dem Fingerfood waren im Nu leergefegt. Auch Wagschal versteht sich nicht auf die wunderbare Brotvermehrung, und so gab es irgendwann nichts mehr zu essen. Kreischende Frauen riefen nach mehr Happen, und der arme Gastgeber war verzweifelt. Zum Glück war Wagschals Verlobte da, die Sugar-& Spice-Sängerin **Monica Babilon**, jung, hübsch

und blond, die ihn tröstete. Unter den zahllosen Frauen sah man kaum Männer. Schönheitschirurg **Christoph Wolfensberger** schaute bei der Konkurrenz vorbei, Gynäkologe **Fabrice Buff**, Rechtsanwalt **Max Roesle**, Galerist **Christophe Guye**, **Nicholas Dale**, der mit seiner Frau **Esther Dale-Kolb** (Chemiefirma) **Enrique Steiger** bei seinem Engagement in der Dritten Welt, wo er gratis operiert, unterstützt.

88 Flaschen Champagner Taittinger Brut Millésimé wurden geleert und 40 Flaschen Chablis, dazu literweise Fruchtsäfte und Mine-



**In Party-Laune:** Patricia Fässler.

ralwasser. Dazu: Roastbeefwürfel und Tuna-Sashimi am Spieß (Lollipop), Karotten-Ingwer-Suppe, Mini-Baked-Potatoes mit rotem Kaviar, Miniquiches und rohes Gemüse. Am Schluss

assen die Gäste die Äpfel, die für die Patienten in einer Obstschale an der Rezeption lagen.

Man wurde nicht satt, aber es war lustig, und das Gesprächsthema lag auf der Hand: die Schönheit. Eine Exschönheitskönigin war auch da: **Patricia Faessler**, die einmal Miss Schweiz war und eine Zeitlang auch die Ehefrau von **Christian Niehus**.

Knapp ein Jahr nachdem sich der Lebenskünstler, Fotograf und Explayboy **Gunter Sachs** in Gstaad das Leben genommen hat, kommt seine Kunstsammlung bei Sotheby's unter den Hammer. Ein kleiner Teil des auf 20 Millionen Pfund geschätzten Nachlasses (rund 300 Objekte) wurde in Zürich gezeigt, ehe er auf Tour nach München, Moskau und Hongkong geht und am 22. und 23. Mai in London versteigert wird. Highlight ist ein auf vier Millionen Pfund geschätztes **Andy Warhol**-Porträt der Schauspielerin **Brigitte Bardot**, mit der Gunter Sachs kurzzeitig verheiratet war. Designer **Rolf Sachs** kam nach Zürich, um am Fernsehen über die Sammlung seines Vaters zu sprechen. An der Vernissage im Sotheby's-Showroom an der Talstrasse zeigte sich ein buntes Publikum, das den schillernden Gunter Sachs noch in St. Moritz oder Saint-Tropez erlebt hat: **Philippe Winter**, der Schwiegervater des österreichischen Skandal-Exministers **Karl-Heinz Grasser**, mit Ehefrau **Brigitte** (beide sind Patchwork-Eltern des jun-



**Elegant:** Caroline Lang, Claudia Steinfels.

gen Bildhauers **Nikolai Winter**), Exzahnarzt **John Schnell**, Unternehmer **Ueli Wolfensberger** (Peach) mit Ehefrau **Ingrid**, Vermögensverwalter **Hans von Meiss** und Unternehmer **Beat Curti** (beide ohne Frauen), Tierschützerin **Katharina Büttiker** (in weinroten Lederhosen). Auch **Claudia Steinfels** war da, die frühere Sotheby's-Direktorin (elegant im lindgrünen Wollkleid), und das Nachfolge-Team **Marc Michel-Amadry** (Managing Direktor Schweiz), **Caroline Lang**, **Nadine Steger-Kriesemer**, **Cheyenne Westphal**, verantwortlich für Contemporary Art Europe, hielt die Begrüssungsrede.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



## Mein SOS

**Unser Kolumnist fährt in die Berge, um ein Konzert zu hören. Er urteilt streng über den Musiker (obwohl er eingeladen ist). Von Mark van Huisseling**

Vergangene Woche war ich in Zermatt und Ibiza, weil man zu der mobilen Gesellschaft gehört als MvH. Wie im Grunde immer, wenn ich in dem Walliser Ort bin, überlege ich mir, weshalb ich nicht öfter hinfahre – man ist recht schnell dort (dauert ab Zürich weniger als drei Stunden, mit dem Zug), das Bild des Dorfs ist schön, die Möglichkeiten für Ski- und Snowboardfahrer sind zahlreich, die Pisten super, das Essen in Restaurants ebenfalls (vor allem in Betrieben von Cervinia, Italien, wohin man rasch kommt). Mit anderen Worten: Würde man das Angebot von Zermatt mit dem von St. Moritz vergleichen, wäre klar, wer gewinnen und wer verlieren würde (doch in dieser Spalte wird nicht mehr verglichen seit einiger Zeit, weil Ihr Kolumnist zu dem Schluss kam, dass das irgendwie blöd ist – man kann etwas, was man als gut ansieht, so beschreiben, ohne etwas anderes deshalb schlecht hinstellen zu müssen, findet er).

Ich war Gast von **Thomas Sterchi**, mit dem ich ein wenig bekannt bin, Co-Gründer von Zermatt Unplugged, einer Musikveranstaltung (dieses Jahr vom 17. bis zum 21. April). Er ist «einer der spannendsten Schweizer Unternehmer, dessen Namen Sie noch nie gehört haben», stand in der *Weltwoche* «Stil»-Ausgabe (er gründete sowie betrieb die Stellenbörse Jobs.ch und verkaufte diese dann, seither ist er, neben Konzertveranstalter, Filmproduzent (Millbrook Pictures; Co-Producer von, unter anderen, «W» von Regisseur Oliver Stone über George W. Bush oder «Eine dunkle Begierde» über Freud und

Jung, mit Keira Knightley als *romantic interest*) plus, vor allem, wirtschaftlich unabhängig, wie man sagt.

Vor dem Festivalauftakt hatte ich kurz Zeit, einkaufen zu gehen. Es gibt mehrere Geschäfte von Lorenz Bach, einem Unternehmer, der auch Boutiquen in Gstaad hat, in denen Kleidung und Schuhe guter Marken erhältlich sind (ich empfehle die Geschäfte gegen Ende der Saison – heruntergeschriebene Preise). MvH kaufte Schuhe von Tod's, weil es solche die längste Zeit nicht in Grösse 46 gab, sowie ein Hemd von Brunello Cucinelli (empfiehlt er ebenfalls). Cucinelli-Hemden, finde ich, sind gut wie Hemden von Borrelli, andere Cucinelli-Herrenoberbekleidung ist gut wie von Brioni (seit die Brioni-Besitzerfamilien, nur zum Sagen, ihr Unternehmen verkauft haben an die Gucci Group, prüft Ihr Kolumnist, ob sein Schneider die Qualität halten [und er diesem erhalten bleiben] kann).

*The headliner* des Abends war **Chris de Burgh**. Damit das gesagt ist: Der irische Sänger und Komponist kann gut singen und komponieren (sowie Alben verkaufen, 45 Millionen Stück bis jetzt), nicht einmal MvH würde etwas anderes schreiben. Es ist bloss so, dass mir nicht gefällt, was er komponiert respektive wie er es vorträgt. Was mir ferner auffiel / ich ferner denke: Er findet sich, sagen wir, ziemlich gut. Und es ist in Ordnung, wenn ein Entertainer so auf der Bühne steht, dass man als Zuschauer merkt: Er ist der Chef. Aber es ist irgendwie nicht nötig, in meinen Augen, dass einer, der grosse Lieder und Erfolge hatte, als ich noch in Schulschilager ging («The Lady in Red», «Don't Pay the Ferryman»), mehrmals sagt, das nächste Stück sei von seinem «sehr gut verkaufenden» aktuellen Album oder so – ich meine, wer meint er, sei er, Rihanna oder Bruno Mars? Und dann das: Er brachte eine Cover-Version von «SOS» von Abba (für die, die das interessiert beziehungsweise nicht annehmen: Ihr Kolumnist mag Musik von Abba weniger als von Chris de Burgh).

Was ich gut fand: dass er, wie alle Künstler, die auftreten an dem Anlass, *unplugged* (wie in Zermatt Unplugged), mit ausgezogenen Steckern also, spielte (fast, die Stimme war elektronisch verstärkt). Ausserdem: das sogenannte «Backstage»-Hotel von **Heinz Julen**, in dem sich mein Zimmer befand (es wurde auf das «Vernissage»-Lokal draufgebaut). «Well done», sagt Ihr Kolumnist und empfiehlt es.

Zum Schluss die gute Nachricht, aus Ibiza dieses Mal. Hier ist bereits Frühsommer (morgens und abends kühl, manchmal windig, am Tag ungefähr so warm wie in der Schweiz im Juli/August). Die Saison hat angefangen, Restaurants et cetera sind in der Mehrheit offen. Mit anderen Worten: Fahren Sie hin, bevor alle hinfahren.

## Gesellschaft

# Rucksack-Kinder

**Von Beatrice Schlag — Sie ziehen je nach Sorgerecht alle paar Tage um. Warum nicht die Eltern?**

Eine halbe Stunde vor der Abfahrt werden die Buben nervös. Sie verhauen die Tischtennisbälle und fauchen einander an. Der Vater kennt das. Es ist jedes zweite Wochenende dasselbe. «Ich mach euch noch einen Kakao», sagt er, «habt ihr die Rucksäcke gepackt? Die Klaviernoten auch? Und die Gummistiefel?» Statt einer Antwort kommt nur ein genervtes: «Papa, wie oft fragst du noch?» Der Kakao ist fertig. Die beiden Buben trinken im Stehen. Es ist ungemütlich still. «Zieht eure Jacken an, es ist Zeit», sagt der Vater schliesslich. Sie gehen schweigend zum Auto. Die Kinder sind bepackt mit Rucksäcken und Plastiktüten. Der Vater trägt ihre Gummistiefel.



Zur Wohnung der Mutter sind es nur zehn Minuten Fahrt. «Wir sind zu früh», mault der Jüngere. «Egal», sagt der Ältere. Als sie ankommen, hilft der Vater den Kindern mit den Rucksäcken, umarmt sie und fährt dann schnell weg. Die Mutter will ihn nicht sehen und schon gar nicht mit ihm reden. Seit der Kampscheidung begegnen sie sich nur vor Gericht, wenn Neueregulungen von Unterhaltszahlungen oder Besuchszeiten anstehen. Wird eines der Kinder krank, teilen sie das einander in dünnen E-Mails mit.

Viele geschiedene Eltern gehen nach der Trennung freundlicher miteinander um. Aber eines ist bei fast allen gleich: Die Kinder sind die Packesel. Warum denken Eltern, die ständige Pendlerei zwischen zwei Wohnungen falle Kindern leichter als Erwachsenen? Nur in seltenen Fällen entscheiden Eltern sich nach der Trennung für eine gemeinsame Wohnung, in der abwechselnd die Mutter oder der Vater bei den Kindern ist. Warum eigentlich? Kinder sind nicht verantwortlich für Scheidungen. Und Geld kann nicht wirklich der Grund sein. Zwei kleine Wohnungen für Mutter und Vater und eine grössere, wo die Kinder wohnen, sind nicht zwingend teurer als zwei grosse, in denen Platz für Kinderzimmer sein muss. Und die Eltern könnten neue Freundinnen und Freunde nach Hause einladen, ohne gleich die Kinder einbeziehen zu müssen. Erstaunlicherweise gibt es darüber kaum eine Diskussion, während über das gemeinsame Sorgerecht erbittert gestritten wird. Es muss an der unzumutbaren Packerei liegen.



## Im Sommer macht es Pop

Von Jürg Zbinden

1 — Im Sommer möchten die meisten Menschen die Sonne geniessen, in den blauen Himmel gucken und sich der Musse hingeben. Das perfekte Outdoor-Möbel fürs süsse Nichtstun ist die Liege. Bei Interio sind Varianten aus Kunststoff, Metall oder Holz vorrätig. Ausgesprochen preiswert mit Fr. 99.90 ist die verstellbare Liege «Jilin» aus pulverbeschichtetem Aluminium und Textilene-Gewebe. Das wetterfeste Modell für alle Müssiggänger hat die Masse 133 × 54 × 84 cm, und es ist in dreierlei Farben erhältlich. Bezugsinfo: [www.interio.ch](http://www.interio.ch) (Filialen).



2 — Die Mode von Carolina Herrera ist sophisticated und jeder eleganten New Yorkerin ein Begriff. Hierzulande ist die gebürtige Venezolanerin weniger bekannt. «212 Glam» signalisiert Glamour, in erster Linie steht die limitierte Sommeredition jedoch für die Energie der Metropole New York, der Stadt, die niemals schläft, der Stadt der intensiven Farben und der Neonlichter. «212 Glam» ist inspiriert von der Neonkunst. Ihr XL-Eiswürfel-flakon in Pink verführt mit ungewöhnlichen Noten: Toffee, Lollipop, kristallisierten Rosenblüten, Cotton Candy und Holz. Sein XL-Flakon in Blau enthält Noten von Schokolade, Kakao- und Tonkabohnen, Moschus und Holz. Beide Eaux de Toilette enthalten 100 ml, sie kosten jeweils Fr. 102.–, und erhältlich ist der Duft mit dem urbanen wie coolen Design exklusiv bei Import-Parfumerie.



3 — Der wetterfeste «Ball Chair» erinnert an das zukunftsgläubige *space age*, das Raumfahrt-Zeitalter ausgangs der sechziger Jahre. Der knallige Kunststoffstessel ist nebst den abgebildeten Modellen in Fuchsia und Orange auch in Weiss oder Türkisblau erhältlich. Er hat einen Durchmesser von 55 Zentimetern und eine Höhe von 50 Zentimetern. Er kostet Fr. 179.–, zu kaufen gibt es ihn ebenfalls bei Interio. Bezugsinfo: [www.interio.ch](http://www.interio.ch) (Filialen).



4 — Ob Limonade, Tee oder herzhaftes Cookies – die gläsernen Behältnisse eignen sich ideal zur Aufbewahrung von Süßem bis Saurem, und obendrein sind sie hübsch zu betrachten. Mit Preisen unter zehn Franken ist es auch kein Drama, wenn einmal etwas in Scherben endet. Die kunterbunten Schnäppchen sind ebenfalls von Interio. Bezugsinfo: [www.interio.ch](http://www.interio.ch) (Filialen).



# Im Paradies ist die Hölle los

Von **Andreas Thiel** — Gessler treibt im Paradies Steuern ein, und Tells Armbrust liegt im Zeughaus. Schiller hätte geweint.

**Gessler:** Einen wunderschönen guten Morgen, mein lieber Wilhelm Tell!  
**Tell:** Was machst du denn hier?  
**Gessler:** Wir von der Hölle dürfen jetzt im Paradies Steuern eintreiben.  
**Tell:** Wieso das denn?  
**Gessler:** Gott hat es erlaubt.  
**Tell:** Das kann nicht sein.  
**Gessler:** Doch.  
**Tell:** Wie das denn?  
**Gessler:** Oh, es war ganz einfach.  
**Tell:** Einfach?  
**Gessler:** Einfacher als wir es uns vorgestellt hatten jedenfalls.  
**Tell:** Ich verstehe das nicht.  
**Gessler:** Ja, wir waren auch etwas verblüfft.  
**Tell:** Was ist denn geschehen?  
**Gessler:** Och, nichts Besonderes. Luzifer hat Gott aus lauter Langeweile angerufen und ihn ersucht, aus Gründen der Gerechtigkeit die Bewohner des Paradieses gleich schlecht behandeln zu dürfen wie die Insassen der Hölle.  
**Tell:** Und dazu hat Gott einfach so ja gesagt?  
**Gessler:** Nein, er hat gesagt: «Nein, niemals, auf gar keinen Fall, höchstens ein wenig, na gut, also denn halt, was braucht ihr noch? Namenslisten?»  
**Tell:** Jetzt geht hier schon wieder die Hölle los.  
**Gessler:** Ich finde es paradiesisch.  
**Tell:** Wo ist meine Armbrust?  
**Gessler:** Die Waffen der himmlischen Heerscharen werden seit einer höllischen Friedensinitiative sicher in den Zeughäusern verwahrt.  
**Tell:** Ach ja, und da die Pfeile schon lange eingezogen worden waren, hätte mir die Armbrust jetzt auch nicht mehr viel genützt.  
**Gessler:** Es läuft alles nach einem teuflischen Plan ab.  
**Tell:** Und was ist das Ziel? Will Luzifer etwa den Himmel auch noch übernehmen?  
**Gessler:** Nein, nur Steuern eintreiben.  
**Tell:** Das ist ja die Hölle.  
**Gessler:** Für uns ist es das Paradies. In der Hölle ist nämlich schon lange nichts mehr zu holen.  
**Tell:** Ich verstehe nicht, wie Gott das zulassen konnte.  
**Gessler:** Sei froh, dass Gott Schlimmeres verhindert hat.  
**Tell:** Wieso Schlimmeres verhindert? Es war doch ein Paradies hier. Es ist erst schlimm, seit



Gott anscheinend versucht hat, Schlimmeres zu verhindern.  
**Gessler:** Tröste dich. Die dort unten haben es noch schlechter.  
**Tell:** Wer?  
**Gessler:** Deine Nachfahren.  
**Tell:** Wieso?  
**Gessler:** Die müssen nicht nur selbst bei sich für andere Steuern eintreiben, sondern auch gleich noch für die Verwaltungskosten aufkommen.  
**Tell:** Wie? Was sagst du da?  
**Gessler:** Deine Nachfahren treiben jetzt für meine Nachfahren wieder Steuern ein.  
**Tell:** Durch welche Hohle Gasse sind die denn gegangen?  
**Gessler:** Du wirst sehen, bald grüssen die auch wieder fremde Hüte.  
**Tell:** Meine Nachfahren?  
**Gessler:** Ja, ich glaube, du hast den Falschen erschossen.  
**Tell:** Du meinst, ich hätte meinen Walter erschossen sollen?  
**Gessler:** Ja, damit er nicht selber mal Steuereintreiber für fremde Vögte werden kann.  
**Tell:** Mein Gott...  
**Gessler:** So, zurück an die Arbeit. Wo ist mein Hut?  
**Beelzebub:** Halt! Halt! Halt!  
**Gessler:** Was ist denn los?

**Beelzebub:** Die Übung ist abgebrochen, Genossen.  
**Gessler:** Wieso das denn?  
**Beelzebub:** Keine Widerrede, zurück mit euch in die Hölle.  
**Gessler:** Warum?  
**Beelzebub:** Es handelt sich um ein Missverständnis, der Teufel war falsch verbunden.  
**Gessler:** Er hatte gar nicht Gott am Draht?  
**Beelzebub:** Nein.  
**Gessler:** Wen denn?  
**Beelzebub:** Eveline Widmer-Schlumpf.  
**Tell:** Na, Gott sei Dank.

**Andreas Thiel**, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

# Aus dem Jenseits

Von **Peter Rüedi**



**U**nter Brüderlichkeit verstehen wir ja meist die *fraternité* der französischen Revolution. Dabei führt uns die Bibel schon kurz nach dem Paradies den Fall von Kain und Abel vor. Väter und Söhne sind ein nicht weniger problematisches Kapitel. Der Wechsel von einer Generation zur andern muss nicht immer mit Mord und Totschlag enden, aber schwierig ist er oft genug. Hat der Vater einen weltberühmten Betrieb aufgebaut wie Jean-François Coche-Dury, schlottert jedem Nachfolger die Jacke zu weit um die Schultern. Dessen weisse Burgunder (Meursault, Puligny-Montrachet, Corton-Charlemagne) sind mit das Nonplusultra auf der nach oben offenen Chardonnay-Skala. Dementsprechend die Preise (vor allem der des letztgenannten).

Seit zwei Jahren führt Coche-Durys Sohn Raphaël die gut 10-Hektaren kleine kostbare Wirtschaft. Und siehe: es geht auch anders als in der Mythologie. Der Sohn, womöglich der noch grössere Perfektionist und Purist, spricht von einer «transition en douceur», und dem Vater, mit 62 noch nicht gerade reif für's Stöckli, ist es recht so.

Das Problem der in ihrem Stil ganz unverwechselbaren Weine bleibt ohnehin das gleiche. Sie sind kaum erhältlich und deshalb Objekte wilder Spekulation. «Man hat mir berichtet», sagt Raphaël Coche-Dury, «dass ein grosses Pariser Geschäft, das ich nie selbst beliefert habe, meinen Corton-Charlemagne für 2000 Euro verkauft. Dabei verlässt die Flasche den Betrieb zu einem Preis unter 100 Euro!». Man kann den Hype verstehen, wenn auch nicht billigen. Die tiefen, strahlenden, mineralischen Chardonnays sind, wird man ihrer habhaft, nicht von dieser Welt. So auch der Puligny-Montrachet 2008, den mir ein gütiges Geschick und die Bekanntschaft mit einem Vertrauten der Coches verschafft hat. In der Schweiz habe ich zwei Flaschen bei Cave BB entdeckt, allerdings für Fr. 270.–. Ich habe dafür vor einem Jahr Fr. 87,50 bezahlt. (Was jetzt aussieht wie die Leser veräppeln. Wo ich doch auch nicht mehr als ein paar Flaschen gekriegt habe!).

**Coche-Dury:** Puligny-Montrachet Les Enseigners 2008. 12,5%. Cave BB Fr. 270.–. [www.cavebb.ch](http://www.cavebb.ch)





Auto

## Angriff aus Japan

Bei den Oberklasse-Limousinen erwächst den Deutschen im Infiniti M mit Dieselmotor ernsthafte Konkurrenz. *Von David Schnapp*

Es muss nicht immer Audi, BMW oder Mercedes sein. Das ist unser Fazit nach zwei Wochen im M30d S Premium. Die Oberklasse-Limousine der Nissan-Marke Infiniti ist eine ernstzunehmende Alternative zum A6, zum 5er oder zur E-Klasse – nur preisgünstiger. Für weniger als 100 000 Franken bekommt man aus Japan ein hervorragendes Auto, gut ausgestattet mit allerlei Unterhaltungs-, Sicherheits- und Komfort-Technik, ausgezeichnet verarbeitet und von attraktivem Aussehen.

Der Infiniti ist ein kühn gezeichnetes Fahrzeug, ziemlich wuchtig mit einer schön ge-

schwungenen Front (und einem etwas weniger gelungenen Heck). Für den zeitgemässen Look fehlen nur LED-Scheinwerfer. Unser Testwagen sah mit den grossen 21-Zoll-Felgen trotzdem sehr cool aus und war in «Harbor Blue» elegant lackiert. Der Zugang funktioniert schlüssellos, nur wenn man den Türgriff zieht, gibt es eine Schrecksekunde: Das Material und das Geräusch, das es macht, sind für eine Premium-Limousine leider unpassend.

### Zuneigung der Ingenieure

Das Interieur wirkt technisch und formal verspielt, es gibt recht viele Knöpfe, Schalter und Drehregler. Aber bis auf wenige Ausnahmen erklärt sich das Bedienkonzept von selbst. Die Ausstattungsliste ist umfangreich: Ein Soundsystem mit Lautsprechern auch in den bequemen Ledersitzen gehört dazu, und es spielt nicht nur Musik, sondern sorgt mit Gegenschall dafür, dass keine störenden Geräusche nach innen dringen. Selbst unangenehme Gerüche werden mit der «Forest Air»-Technik eliminiert. Details wie die liebevoll gestaltete Animation der Rundinstrumente beim Ein-

und Ausschalten zeugen zudem von der liebevollen Zuneigung der Ingenieure zu ihrem Produkt.

Wir rollen los, vom Motor ist tatsächlich nicht das kleinste Diesel-Nageln zu hören, die Geräuschdämmung ist ausgezeichnet. Lenkung, Fahrwerk, Leistungsentfaltung: Der Infiniti überzeugt auch verwöhnte Fahrer mit hervorragender Autotechnik. Mit einem Drehschalter lassen sich Motor- und Getriebekennfelder sowie die Fahrwerksabstimmung ändern. Im Sport-Modus stürmt die mächtige, schwere Limousine erstaunlich leichtgängig davon, Kurven werden so unaufgeregt wie präzise erledigt.

Gibt es gar keine Kritik? Doch, beispielsweise fehlt eine Start-Stopp-Automatik. Acht Liter Testverbrauch sind nicht schlecht, es könnten aber weniger sein. Die Sicherheitselektronik liess uns zudem ab und zu im Stich, plötzlich leuchteten gelbe Symbole auf, und der Tempomat mit Abstandsautomatik funktionierte nicht mehr.

Fazit: Nach unserer Einschätzung ist der M30d nicht weit weg von der Oberklasse-Konkurrenz. Die Leistung, das ausgezeichnete Fahrwerk mit der aktiven Allradlenkung (bei den S-Modellen) machen das Fahren im Infiniti zum Vergnügen. Nur das Prestige, das andere Marken schon haben, müssen sich die Japaner in Europa noch erarbeiten.

### Infiniti M30d S Premium

Leistung: 238 PS, Hubraum: 2993 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Preis: Fr. 96 665.–



## Fleissig gelächelt

Die Landschaftspflegerin Michaela Grupe, 41, und der Landschaftspfleger Mark Wallasch, 39, sind seit bald zwanzig Jahren ein Paar. Ob und wann sie heiraten, soll eine Überraschung sein.

**Michaela:** Wir lernten uns in der Lebensgemeinschaft Höhenberg kennen. Hier leben wir, seit wir Jugendliche sind. Es ist wie in einem Dorf mit vielen verschiedenen Häusern. Menschen mit und ohne Behinderung wohnen in verschiedenen Häusern zusammen und arbeiten an gemeinsamen Projekten. Mark fiel mir auf, weil er so fleissig war. Auch hat er fleissig in meine Richtung gelächelt. Zuerst waren wir nur Freunde. Dann gingen wir gemeinsam mit den Betreuern in den Urlaub.

**Mark:** Das ist jetzt bald zwanzig Jahre her: Wir sassen auf dem Balkon, dann sahen wir uns an, und dann küsstest wir uns. Wieder zu Hause angekommen, besuchte ich Michaela jeden Abend. Das Schlimme war, dass damals die Regel eingeführt wurde, dass ich Michaela nicht mehr jeden Abend besuchen durfte. Das ist aber lange her und hat sich zum Glück verändert.

**Michaela:** Wir sind nicht das einzige Liebespaar hier, es gibt ganz viele. Die Betreuer und Wohngruppenleiter sagen, die Liebe sei ein wichtiger Bestandteil für die persönliche Entwicklung. Wieso sollen geistig behinderte Menschen darauf verzichten müssen? Nach dem Kuss dachte ich nur noch an Mark. Die Sehnsucht war manchmal so gross, dass ich mich vor dem Frühstück schnell zu ihm schlich, um einen kurzen Moment in seiner Nähe sein zu können.

**Mark:** Dass mir Michaela etwas bedeutet, merkte ich, weil ich mich immer freute, wenn ich sie sah. Ich wünschte mir, so oft wie möglich mit ihr zusammen zu sein.

**Michaela:** Mark hatte schon einmal eine Freundin und ich einen halben Freund, also nichts Richtiges. Ich war richtig froh, als Mark in mein Leben trat. Wir hatten dann mehrere Paargespräche mit den Betreuern, wobei unterschiedliche Themen behandelt wurden. Für uns war klar, dass wir den nächsten Schritt wagen möchten. Wir durften dann in ein gemeinsames Zimmer ziehen. Seither wachen wir gemeinsam auf und gehen gemeinsam schlafen. Tagsüber sind wir nicht immer zusammen, obwohl wir beide in der Landschaftspflege beschäftigt sind.



«Eine Fahrt ins Blaue»: Liebespaar Wallasch-Grupe.

**Mark:** Ich schneide vielleicht die Bäume und Michaela die Rosen. Wir schneiden auch Sträucher und Hecken, pflegen die Grünanlagen. Im Herbst sammeln wir Äpfel, die zu Most verarbeitet werden, und im Winter binden wir Adventskränze, die im Hofladen verkauft werden. In der Mittagspause haben wir Zeit füreinander und auch am Abend, wenn wir in unseren eigenen vier Wänden essen. Mit den anderen zusammen sind wir eine grosse Familie, aber jeder darf alles selbst entscheiden. Es gibt ein Freizeit- und ein Weiterbildungsangebot, wir gehen auch kegeln, zum Tanz oder ins Theater. Aber jeder darf alles selbst entscheiden. Am liebsten hören wir in der Freizeit gemeinsam Kassetten.

**Michaela:** Ein schöner Tag ist, wenn wir selbständig etwas zusammen unternehmen können. Wir frühstücken gemeinsam und machen eine Fahrt ins Blaue mit dem Bus oder gehen spazieren. Wir müssen den Betreuern Bescheid geben, wenn wir wegfahren.

**Mark:** Wenn wir uns gegenseitig ärgern, mich Michaela zu kindisch findet, reden wir darüber. Es gibt auch ein Buch mit Ideen und Regeln, wie im Fall von Streit gehandelt werden muss. Das betrifft natürlich auch die Paare. Schreien darf man nicht und Dinge durch die Gegend werfen. Bei uns ist aber fast immer alles friedlich: weil wir uns lieben. Es ist ein Trost, wenn man weiss, dass man für einen Menschen das Wichtigste im Leben ist.

**Michaela:** Eine Traumfrau oder einen Traummann muss es gar nicht geben, weil Träume so wenig mit dem richtigen Leben zu tun haben. Ich möchte mein ganzes Leben mit Mark verbringen.

**Mark:** Und ich mit Michaela: damit wir aufeinander aufpassen können.

Protokoll: Franziska K. Müller